This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

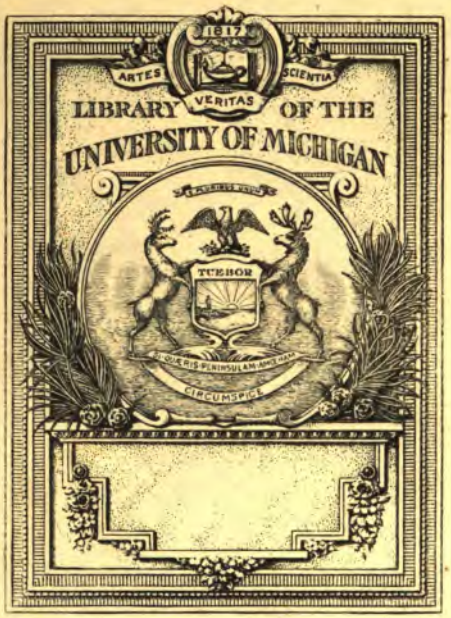
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

838
K305
R1

S&F

Das Meer

Roman

von

Bernhard Kellermann

Sechste Auflage

S. Fischer, Verlag, Berlin
1911

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1910 S. Fischer, Verlag, Berlin.

Das Meer

I

Wir hatten alles, was das Herz begehrt. Wir hatten Frauen die Fülle, wir hatten zu trinken, wir hatten Stürme, die mit achtzig Seemeilen Geschwindigkeit dahinfegten. Wir brauchten nichts, merci, hebe dich hinweg —

Auf unserer Insel gab es weder Baum noch Strauch. Wie ein in Schutt zerfallenes Gebirge sah sie aus, und ringsum leuchten die Klippen in der Brandung. Tag und Nacht aber donnerte es, horch! Das war das Meer. Es wehte, immerfort schrie der Wind, und wenn ein Mensch über die Heide ging, so flatterte er wie eine zerfetzte Fahne. Zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht schrillten die Möwen, denn ihnen gehörte Insel und Meer. Manchmal versank die Insel buchstäblich unter ihrem markerschütternden, heulenden Lärm. Wenn ich da draußen bei den Klippen schwamm, so reckten sie unruhig die weißen Köpfe, es waren ihrer drei, fünf, zehn, aber sobald ich näher kam, waren es Hunderte, Tausende. Sie umkreisten mich schrillend wie eine wetternde Wolke und mich erfaßte eine mystische Furcht, denn es waren ihrer so viele. Sie schreien noch oft in meinen Träumen.

229253

En route! Das Großsegel donnert und wir jagen dahin. Unsere Muskeln sind hart und unsere Herzen stählern und klingend — — —

Wann aber meine Augen zum erstenmal auf Rosseherre fielen, kann ich nicht mehr sagen. Ich weiß nur, daß es an einem Posttag im Frühjahr war. Rosseherre war das einzige blonde Mädchen auf der Insel, und es ist möglich, daß sie gerade deshalb Eindruck auf mich machte. Sie war eigentlich nicht blond, sondern gelb, wenn man so sagen kann. All die andern dagegen waren schwarz und ich kannte sie alle.

Zuweilen unternahmen wir eine Expedition, Yann, der „kleine Kapitän", Poupoul, mein Hund, und ich, und auf diesen Entdeckungsreisen machte ich ihre Bekanntschaft. Es gab auf der Insel dreimal mehr Frauen als Männer, denn die Männer machten Dienst auf den Schiffen, Gott weiß, wo sie waren. Solange sie jung waren, waren sie schön, und alten gingen wir aus dem Wege. Braun gebacken von der Sonne waren sie und das Blut glühte in ihren Wangen und Augen, als ob sie gerade aus einem heißen Ofen kämen. Sie hatten weiße, starke Gebisse und pechschwarzes Haar, das sie offen trugen bis zu den Schultern herab. Sie waren einfältigen Herzens, munter und laut und zögerten nicht lange, denn es fehlte ihnen an Zeit und Auswahl.

Yann und ich ſetzten in irgendeiner kleinen Bar Dampf auf, dann ſah mich Yann mit feuchtglänzenden Augen an und puffte mich: „Hehe?“

„Schön!“ ſagte ich. Yann und ich verſtanden einander auf eine nahezu myſteriöſe Art.

„Aber noch ein Glas! He, Patron, noch ein Glas, raſch!“

Wir brachen auf. Wir ſchlugen ſofort ein derartig raſches Tempo an, als gälte es Leben oder Tod. Nicht eine Minute Zeit hatten wir zu verſäumen.

„Nur keine großen Umſtände gemacht, hörſt du?“ ſagte Yann. „Sie warten nur darauf —“

„Tiens!“ ſagte ich, ärgerlich über Yanns ewige Bevormundung. „Habe ich je Umſtände gemacht? Sakrenomdedû“ —

„Allons, allons!“ Yann lachte.

Es war Nacht, alles ſchlief. Die Leuchtfeuer ſuchten nach uns wie rieſige Blendlaternen und wir ſchlichen wie Diebe zwiſchen den Hütten dahin. Oft mußten wir uns hinter eine niedrige Mauer ducken um nicht geſehen zu werden. „Nieder!“ kommandierte Yann. Dann pochte Yann an ein Fenſter: „Mach' auf, mach' doch auf!“ Er pochte geduldig eine Stunde lang und raunte: „Mach' auf, ich bin es, Yann!“

Endlich klirrte der Riegel und Yann ſchlüpfte ins Haus. Ich wartete. Die ſchwarzen Wolken wälzten ſich über den Himmel, der Wind knallte in meinem Rock, ich fror. Endlich kam Yann wieder, ſatt und erhitzt ſah er aus.

„Es iſt heute nichts mit ihr.“

„Nichts?“

„Nein, wir haben einen unglücklichen Tag gewählt.“

„O, Yann!“ Und wir ſteuerten einen anderen Kurs. „Mach' auf, mach' doch auf, ich bin es, Yann.“ Wir lauſchten, Poupoul knurrte. „Mach' auf, mach' doch auf!“ In den Fiſcherhütten roch es ſüß und kräftig wie in einem Kuhſtall.

„Umarme ihn, vorwärts!“ befahl Yann. „Er iſt mein Freund — Napoleon — haſt du nie gehört von ihm?“

Dann hielten wir uns ein paar Striche weſtlich und klopften eine abſeits liegende Kneipe wach um uns zu ſtärken. Wir brachten den Wirt um ſeine Nachtruhe, aber da wir die kapitale Zeche von einem Franken machten und bar bezahlten, waren wir willkommene Gäſte.

„Nun wollen wir nach Stiff gehen,“ ſagte Yann, „eine halbe Stunde, dort wohnt Jeanne, aber wir

müſſen uns in acht nehmen, ſie muß herauskommen" — Unerſättlich war Yann.

„Wird ſie herauskommen, Yann?"

Yann blieb ſtehen und rückte die Mütze ins Genick. „Wenn ich klopfe? He?"

Auf dieſe Weiſe machte ich die Bekanntſchaft der Schönheiten der Inſel. Wir litten keinen Mangel, das will ich nicht behaupten. Es wäre undankbar, nichts anderes.

Roſſeherre aber hatte ich noch nicht geſehen.

An einem Mittwoch nun ging ich zum Hafen hinüber um zu ſehen, ob der „Kommiſſionär" heil hereinkäme. Das Meer war erregt.

Die Fiſcher ſtanden oben auf den Felſen, turmhoch über der Bai, und blickten regungslos auf den „Kommiſſionär" hinaus, nur zuweilen ſpien ſie aus, aber ohne ſich zu rühren. Sie ſahen zerzauſt und zerwühlt aus, ausgetrocknet von der Sonne, die Augen geſchliffen vom Wind. Manche ſchienen gerade aus dem Waſſer zu kommen, die dünnen Haare klebten an ihren Schläfen, die Kittel hingen an ihren Schultern herab. Neben ihnen ſtand Noel, der Kaufmann und „Inſelkönig", in einer ſchwarzen Lederjacke, den Feldſtecher vor den Augen. Er ſtrotzte von Wohlhabenheit, ſein Geſicht war ſiegellackrot und ſein ſchwarzer Vollbart kniſterte vor Geſundheit. „O, lala!" rief

er und ſchüttelte beſorgt den Kopf, denn der „Kommiſſionär" gehörte ihm. Ein paar Fetzen Tuch an den Stangen watete der Kutter in der Ferne durch die ſauſende Dünung, unter Sturzſeen begraben. Manchmal verſank er bis auf die Maſtſpitze — fahre wohl! — nein, er tauchte wieder auf. Hinter ihm ging ſchräg der ſchwarzgraue Regen. Plötzlich hielten alle Fiſcher inne — wenn jetzt ein Seil riß oder der Wind nur eine Minute ausſetzte — ſie ſpien wieder aus, es gab keine Gefahr mehr. In den Niſchen der Klippen kauerten Trüppchen von Fiſcherweibern, wie Hühner, die der Wind in einen Winkel wehte. Alles flatterte an ihnen, die ſchwarzen offenen Haare, die Bänder der weißen Hauben, die Röcke. Die ſchwarze Jeanette ſaß bei ihnen und blickte lächelnd zu mir empor. Ich ſtand bei den Fiſchern, regungslos wie ſie, und nur zuweilen nahm ich die Pfeife aus dem Mund und ſpie aus, auf amerikaniſche Art, durch die Zähne; ich hatte es darin zur Vollkommenheit gebracht.

Der „Kommiſſionär" zog die Segel ein und warf mit Geraſſel ſeinen zerfreſſenen Anker aus. Eine kleine Roſtwolke ſtieg auf und ich roch ſie bis herauf. Sofort kam aus dem Hafen wie ſtets jenes kleine Boot heraus, das ſich wie eine Kaulquappe bewegte, denn es wurde mit einem einzigen Ruder am Stern gerudert. Ein halbes Dutzend flatternde Bündel (Men-

ſchen), Ballen, ein Rudel kleiner Schweine, all das wurde mit einer Haſt hineingeworfen, die Seeleute an ſich haben, wenn ſie ſchon einmal arbeiten. Im Nu war der Nachen zum Sinken voll.

Die Schweine ſchrien mörderiſch, und die Weiber in den Felſenniſchen kreiſchten vor Lachen. Plötzlich aber begannen ſie zu rufen. Sie ſchwenkten die Arme und ſchrien: „Roſſeherre! Roſſeherre!“

Im Schnabel des kleinen ſchlingernden Bootes ſtand ein Mädchen mit flatternden meſſinggelben Haaren.

Ich hatte ſie noch nie geſehen. Gelbes Haar hatte ſie! Und ſie ſtand ſo ruhig.

Die quiekenden Schweine wurden herausgeworfen, die Ballen, der Poſtſack und ein ganzes Gebirge von großen Brotlaiben mit ſchmutziggrauer Kruſte. Die Schweine liefen darüber, die gelbe Welle leckte nach ihnen und färbte einzelne dunkel, ehe Noel ſie wegräumen konnte.

„Pack an, pack an!“ ſchrie er, und der Dorflump in ſeinen klaffenden Hoſen, Noels Schützling, ſprang mitten in das Gebirge von Brot hinein.

Roſſeherre ſtieg geſchickt zwiſchen zwei Wellen aus dem Nachen und klapperte raſch in ihren Holzſchuhen den Steig hinauf. Je näher ſie kam, deſto gelber

wurde ihr Haar. Sie war klein und ſchmal, ein Mädchen von ſechzehn Jahren; ſie trug eine weiße Haube, ein Tuch um die Schultern, und war ſchwarz gekleidet wie alle Frauen der Inſel.

Wir wandten uns ihr zu. Die Fiſcher taten es, ohne die Füße zu regen, ihre Holzpantinen waren feſtgenagelt am Boden. Kedril nahm den Tabakklumpen aus dem Mund und legte ihn unter die Mütze auf den Kopf. „Da iſt ja Roſſeherre wieder!“ ſagte er. Die andern ſagten nichts. Sie ſpritzten den Tabakſaft mit kindlicher Freundlichkeit durch die Zähne und nickten. Man ſah ja, daß ſie da war.

In dieſem Augenblick ſah Roſſeherre zu uns her. Das gelbe Haar wehte um ihr kleines kindliches Geſicht und ſie ſtrich es mit der Hand zurück. Die Weiber ſchrien ihr lachend etwas zu, und ſie ſah mich von oben bis unten neugierig an. Ich nahm die Pfeife aus dem Mund, bewegte aber keine Miene. Da kehrte Roſſeherres Blick nochmals zu mir zurück und haftete an meiner Hand, an der ich einen unſcheinbaren Ring trug. Dann ſah ſie mir raſch in die Augen. Was für ein Blick war es doch?

Die Weiber lachten breit, plapperten und gingen mit Roſſeherre davon. Im Nu hatte ſie der Wind

um die Ecke geweht. Aber bevor Roſſeherre verſchwand, blickte ſie nochmals zurück.

Drunten in der Bai ſchaukelte verlaſſen der „Kommiſſionär"; ein Matroſe in rotem Hemd kletterte auf dem Deck. Der Briefträger und Chef der Poſt ging an die Arbeit. Bis an die Zähne bewaffnet ſtürzte er ſich ins Feuer. Er hatte hohe Reiterſtiefel an und ſchwang einen lächerlich kleinen Korb mit den Briefen in der Hand. Sein Dienſt war mörderiſch. Wohin er kam, mußte er ein Gläschen trinken. Am Abend kehrte er aber ſtets als Sieger zurück, ſchnaubend wie ein Nilpferd, in Schweiß gebadet, um in Chikels Bar zuſammenzubrechen unter der ungeheuren Laſt von Verantwortung, Wichtigkeit und eines hölliſchen Dienſtes, für den er acht Tage lang Kräfte geſammelt hatte.

Der Karren mit dem Schimmel kam, um die Säcke und Ballen fortzuſchaffen. Dieſer Schimmel ſtand und ging in einer Art Kniebeuge, er hatte rote Ränder um Augen und Nüſtern und war faſt gänzlich haarlos. Er ſchlief augenblicklich ein, und der Dorflump kitzelte ihn mit einem Strohhalm ausſichtslos in den Naſenlöchern.

Der Karren fuhr ab — und nun war wieder Ruhe auf der Inſel für eine ganze Woche.

Ich kaufte im Dorf für zwei Sou Fiſche und wanderte nach „Sturmvilla" zurück.

„Haſt du geſehen, daß ſie auf deinen Ring blickte?“ ſagte ich zu mir. „Sie ſind doch auf der ganzen Welt die gleichen. Was für gelbes Haar ſie hat, oho, das iſt ſchon faſt nicht mehr erlaubt, wie, Poupoul!“

Plötzlich fiel mir ihr Blick wieder ein. Merkwürdig. Es war ein — wie ſoll ich ſagen? — es war ein Blick wie ihn Wahnſinnige haben.

II

Der Weg führte hoch oben über die Felsen dahin, in denen das Meer ohne Aufhören wusch und schaufelte.

Tag und Nacht war es an der Arbeit. Es fand eine Spalte und fing an, einen Tunnel zu bohren. In tausend Jahren sollte er fertig sein und es ging mutig ans Werk. Ein paar Schritte weiter hämmerte es in einer Höhle und meißelte in einem Schacht. In tausend Jahren sollte der Schacht mit dem Tunnel zusammenstoßen. Dann wollte es in den großen Stürmen Spitzhacken und Picken nach oben schicken um eine Halle auszuhauen. In abermals tausend Jahren war die Decke so dünn, daß sie nach den Regengüssen einstürzte, und dann stand eine Klippe da, frei und scharf wie eine Sense, und das Meer suchte sich eine neue Aufgabe. Es hatte Zeit.

Je näher man Sturmvilla kam, desto lauter wurde das Meer. Denn hier außen war der offene Ozean und der große Strom brach sich an den Klippen. Unaufhörlich stiegen die Gischtsäulen an den Riffen empor. Zuweilen dröhnte es, als ob eine ungeheure Felsmasse ins Meer stürzte. Eine große Woge. Ich hielt nicht mehr den Schritt an, nur manchmal erschrak ich noch tief innen im Herzen.

Vereinzelte bleiſchwere Tropfen fielen vom Himmel. Das Gewölk ſchleppte ſich niedrig und ſchwer wie ſchwarzer Qualm übers düſtre Meer und es wurde raſch Nacht. Unſere beiden Leuchttürme begannen zu arbeiten. Im Norden Stiff. Wie ein ſaugender, erſchreckender Mond zuckte er hinter der ſchwarzen Heide empor. Zweimal weiß und einmal rot. Im Süden aber begann hoch oben eine geiſterhafte Sonne mit vier bleichen Strahlenbündeln wie irrſinnig zu kreiſen. Das war Creach. Er ſchleuderte ſeine Lichtgarben dreißig Meilen weit in die Nacht hinaus. Es waren ſauſende Hiebe von Doppelblitzen. Sie flogen über die ſchwarze Heide, die bleichen Giebel der Hütten, liefen wie eine leuchtende Schlange an den Klippen über der Bai drüben entlang, betaſteten ein Riff, eine Woge, einen Wolkenſaum, ein Segel — fort, Nacht, Schwärze — und ſchon blendeten ſie wieder auf. Mit der Nacht, da die Geräuſche des Tages verſtummen und das Ohr ſich ſchärft, donnerte das Meer um ſo lauter, und ſo kam es, daß man glaubte fortwährend in einem Gewitter zu leben.

Creach leuchtete mir auf den Weg. All die Felſen, die glattgeſchliffenen Elefantenſchädeln und Skeletten vorweltlicher Tiere ähnlich ſahen, füllten ſich mit Geſtalt und Leben, wenn der Lichthieb über ſie hinfegte. Mitten unter ihnen ſtand ein bleicher, ab-

gezehrter Mönch, der den Arm erhob und den Skeletten predigte: „Es iſt noch nicht zu ſpät, ihr Saurier!“ In jeder Nacht ſtand er da und predigte, am Tage war er nichts als ein ordinärer Felsklotz. Auch mir predigte er, wenn ich vorüberkam: „Was den Sauriern gilt, gilt auch dir!“ Und er drehte ſich nach mir mit dem erhobenen Arm: „Es iſt noch nicht zu ſpät, Heide!“ Sturmvilla ſelbſt ſah wie ein bleicher Schädel aus, durch deſſen zerfreſſene Naſe ich hinein mußte.

Sie war früher ein Wächterhaus, aber nun gehörte ſie Noel, dem Kaufmann, der ein Sammler alter Baracken war, die er mit großartigen Namen ausſtattete: Villa de tempête, Sans-souci, Louis seize.

Ich nahm die Fiſche aus, ſchabte ſie ab und briet ſie in einem dick mit Butter beſchmierten Papier über einem kleinen Feuer. Aus der Leber machte ich mit Butter, Salz und Eſſig die Sauce dazu. Dann hatten wir noch ein paar kleine Kartoffeln, herrlich!

Sturmvillas Gemächer beſtanden aus einem einzigen kleinen Raum und die Hälfte davon nahm ein unförmiger pechſchwarzer Kamin ein, der mich faſt verſchlang. Ich liebte es, davor zu ſitzen und dem Feuer zuzuſehen.

Die Fiſche ziſchten und draußen rumorte das Meer. Mein Ohr war fein und geſchliffen und ich unterſchied jede einzelne Woge. Der Strom ſtürzte ſich gierig und wild gegen die Klippen, in der Ferne dröhnte es in gleichmäßigen Intervallen, als ob eherne Röhren ans Land rollten. Das war die Brandung in der Bai. Dazwiſchen unterſchied ich ein fernes knatterndes Schnellfeuer. Das war das Meer bei Creach. Es hatte die Klippen in Trümmer zerſchlagen und jede Woge rollte die zentnerſchweren Kugeln auf und ab. Das Splittern und Krachen aber und die Schreie, was war das? Nein, ich öffnete nicht mehr die Türe. Ich ſah nicht mehr ſchwarze Schiffsrumpfe auf- und abſtampfen, ich hörte nicht mehr Ertrinkende ſchreien. Es waren die dunkeln Klippen, die da draußen tanzten, und ich wußte auch, woher die Schreie kamen. Es war das Waſſer, das ſchrie, der Wind. Die Steine ſchrien.

Es pochte an die Türe. Ich wandte mich nicht um. Wer ſollte kommen? Der Wind weinte an meinem Guckloch, er weinte von einem Schmerz, der nicht alltäglich iſt, einem auserleſenen Schmerz, der das Herz eines Heiligen brach. Dann lachte er ein kleines, irrſinniges Lachen und weg war er.

Ich ſaß vor meinem kleinen Feuer und rauchte

die Pfeife. „He, Poupoul, alter Kamerad!“ ſagte ich und kraute ihm den Kopf. Was war geſchehen? Nichts. Aber es lag ein Geruch wie von Abenteuern in der Luft.

Dieſer gelbe Irrwiſch, der heute aus dem Meer geſtiegen war! Ich machte mich bereit. Nimm dich in acht, Yann —

III

Gleich am nächsten Tag zog ich auf Kundschaft aus um Rosseherre aufzustöbern. Aber ich fand sie nicht. Nun, mochte sie in Gottesnamen bleiben, wo sie wollte, ich war nicht auf sie angewiesen. Und am übernächsten Tag hatte ich sie vergessen.

Die Möwen schrien und die Meerschwalben zogen läutend und gluckend dahin. Es wehte, die Brandung donnerte. Wir fuhren hinaus zum Fischfang. Wir fuhren hinaus um den Hummer und die Languste zu fangen, unser Boot war angefüllt mit Reusen. Kedril, der Pilot Nummer Eins, erhielt eine Depesche und wir jagten zwischen den schwarzen raschen Wogen dahin wie ein Geisterschiff. Wir brüllten wie Teufel um das Meer zu überschreien. Kommando und Wiederholungen der Kommando. Ich bediente das Fockſegel und trachtete mit dem Wind fertig zu werden. Ich stemmte die Füße gegen die Bootsrippen und oft hing ich wagrecht im Boot um das Segel zu spannen. Meine Hände waren zerschunden, meine Augen entzündet vom Salzwasser und vom Wind, die Haare klebten mir im Gesicht. Wir kreuzten acht Stunden lang zwischen den Wassergräbern, bis das trübe Licht

unſeres Dampfers aus der Dunkelheit blinzelte, und acht Stunden lang trillerte uns der Wind wie eine ſchrille Pikkoloflöte in die Ohren. Der Pilot kletterte an der ſchwarzen Eiſenwand in die Höhe und verſchwand, und nur oben tauchte ſein ſchnapsrotes Geſicht mit der geſchwollenen Backe — er verwahrte den Tabak darin — wieder im Lichtſchein der Lampen auf. Lebe wohl, Pilot! Wir, der Knecht und ich, legten mit aller Kraft die Stangen gegen den Dampfer um nicht zu zerſchellen, und das eiſerne Ungeheuer ſtrich davon. Dann jagten wir durch die Nacht die vielen Meilen zurück. Die Sturzſeen praſſelten auf unſeren geölten Anzügen. Unſere Augen lagen auf der ſchwarzen Straße vor uns und ſpähten nach Giſcht aus. Denn wo Giſcht war, waren Klippen. Im Nebel aber legten wir uns über den Bootsrand und ſchnupperten ganze Tonnen von Luft durch unſere geringelten Naſen — um die Klippen zu riechen.

Wir tranken. O, wie mörderiſch tranken wir! Mit der Flaſche in der Hand taumelten wir an den Wänden entlang und tranken, weil wir durſtig waren. All das Salz, hinab damit. Die Fiſcher brüllten zum Fenſter hinaus. Das Meer hatte ihre Herzen wild gemacht und was ſollten ſie damit tun? „Brülle auch!“ ſchrie Yann, und ich brüllte ebenfalls zum Fenſter hinaus. Es machte uns Vergnügen. —

Tagelang aber hauſten wir einſam da draußen mit dem Wind und den Möwen, Poupoul und ich.

Vor meinem Hauſe lag ein Stein, groß und flach wie ein Tiſch. Er war grau in der Sonne, bei trübem Wetter aber färbte er ſich dunkel. Auf dieſem Stein ſaß ich und ſah dem Meere zu.

Die Wolken zogen am Himmel und ihre Schatten trieben übers Meer wie dunkle Inſeln. Der Wind blies ſcharf hinein ins milchig grüne Waſſer, ohne nachzulaſſen, und das Meer war eine Armee ſpitzer Wellen, der Horizont rauchte. Der Wind heulte und ſchrie und das Meer war getigert mit breiten zornigen Giſchtſtreifen, die dahinfuhren, Donner und Blitz.

Die Stunde kam und das Meer war anders.

Die Weite blendete mich. Ich ſtand auf, als ob ich etwas ſagen wollte, ungeheure Worte ſchwebten mir auf den Lippen, Felſen von Worten, aber ihr Sinn war mir fremd und ich ſagte nichts. Ich ſetzte mich wieder. Der Wind blies und fachte mein Herz an, daß es glühte, bis dahin, wo es ganz alt war. Und ich ſaß inmitten der Weite und Leere und der unbekannten Dinge, die in der Luft ſind. So ſaß ich vom Morgen bis zum Abend und nun verſtand ich, was mein Herz mir ſagen wollte. Ja! Ich blickte in die Höhe. Gott war verreiſt, er hatte die Erde vorläufig allein gelaſſen, da ſie aus den Kinderſchuhen

heraus war, aber die alten Götter lebten noch, denen ich räucherte, da ich übers Gebirge kam, die Steinaxt auf der Schulter. Hörst du es? Wie es sauste da droben! Die alten Götter waren da droben unterwegs.

Tausend Quadratmeilen Wasser, tausend Kubikmeilen Luft, alles gehörte mir. Nein, die da droben sollten nicht auf den Gedanken verfallen, es mit einem undankbaren, schäbigen Burschen zu tun zu haben. Ich ging und stahl einen halben Gartenzaun und machte ein Feuer an zwischen den Klippen. Ich warf Fische hinein, die ich eigenhändig gefangen hatte, mit Augen und Eingeweiden warf ich sie ins Feuer, und der Rauch schwärzte mein Gesicht. Sie sollten es sehen, wenn sie dort oben durch den Äther fuhren!

Und Tag um Tag saß ich auf dem Stein vor meinem Hause.

Draußen zogen die Dampfer vorüber.

Ich unterschied die kleinste Rauchwolke unter dem hängenden Gewölk, ja sogar ein Mast, der am Horizont wanderte, fein wie eine Nadel, konnte meinen Augen nicht entgehen. Die Rauchwolke wuchs, ein grauer qualmender Turm stand auf der Linie des Horizonts. Der Turm wölbte sich, bekam Maste, Kamine, Verdecke. Die Möwen schwangen sich von den Klippen und schossen schrillend hinaus. Und der Dampfer kämpfte sich näher. Sein Bug sank ein und ver-

ſchwand, lange, als ginge es hinab. Dann ſtieg der Bug in die Höhe und der Stern verſank. Und wieder neigte ſich der Bug. So zog er dahin. Die Giſchtſäulen fuhren ſenkrecht am Schnabel in die Höhe, die Sturzſeen ſtrichen übers Deck. Wenn es dunſtig war, ſo kam es vor, daß ich die Dampfer aus den Augen verlor und minutenlang ſuchen mußte, bis ich ſie wiederfand. Bei Sturm erſchienen ſie wie verzweifelte Geſpenſter, die ſich mit dem Meere ſchlugen. Sie ſahen kahl aus, wie raſiert vom Wetter. Sie ſtampften auf und ab, qualmten, rollten hin und her, verſanken, und oft dauerte es eine Stunde, bis ſie den großen Strom paſſiert hatten.

Sie zogen nach Süden und Südweſt. Von meinem Stein aus ſah ich bis nach den heißen wimmelnden Städten Aſiens, nach Südafrika, Mexiko und Südamerika, und zuweilen bis dahin, wo die Palmeninſeln in einem Meer ſo blau wie Samt ſchlummern, und die Affen kletterten in unſeren Tauen, ſobald wir anlegten.

Ich ſpähte hinaus. Der Wind zerrte in meinen Haaren, die Funken ſtoben aus meiner Pfeife und fuhren wagrecht über die Heide. Auf einem Felſen ſaß ein Möwe mit geſträubten Federn und ſpähte hinaus wie ich.

Poupoul hockte neben mir und ſeine Naſe ringelte

ſich bei all den Düften, die das Meer ſandte. Er war ein penſionierter Schiffshund, ein zottiger ſchwarzer Pudel, groß und ein wahrer Teufel, und hatte alle Meere befahren. Ich hatte ihn drüben an der Küſte gegen eine Flaſche eau de vie eingehandelt. Zuweilen machte er eine kleine Exkurſion, die Schnauze am Boden, ob nicht etwa Schweinsohren verſteckt wären. Er trollte hin und her und lief hinab zum Meer. Das tat er auf drei Beinen, denn gewiß war es ſo ein erhöhtes Vergnügen. Er ſprang vor und zurück, hielt den Rachen ſchräg und ſchnappte nach der Welle. Dann kam er zurück und ſetzte ſich wieder ſtill neben mich.

Ein Dreimaſter ſtand auf dem Meer. Poupouls gelbe Augen blendeten durch ſeine ergrauenden Haarbüſchel hindurch zu mir empor.

„Ja, Poupoul, ich ſehe ihn ſchon.“

Poupoul aber wollte wiſſen, ob das ſein Schiff ſei.

„Ja, es iſt deines!“

Da heulte Poupoul kurz und heiß. Ich klopfte ihm den Pelz. „Komm!“ Wir gingen. Wir ſuchten eine Möwenfeder für meine Pfeife und ſtrichen durch die Klippen. „Gott gebe, Poupoul, daß wir eine paſſende Feder finden!“ Die Welle klopfte. Ich ſah ſie an und ſagte: „Und was willſt du?“ Zuweilen redete ich mit den Sandkörnern, die über die Heide

rollten; denn ich konnte nicht immer nur mit Poupoul reden. Auch mit den ſchwarzen Hammeln ſprach ich, die da und dort angepflöckt waren und darauf warteten daß ein Grashalm wuchs. Ich begrüßte ſie und machte ihnen meinen Standpunkt klar.

„Daß Ihre Herren Väter Hammel waren, mit Ihrer Erlaubnis," ſagte ich, „iſt keine Schande! Nein, deswegen vertragen wir uns recht gut. Aber, daß Ihre Abkömmlinge noch in Millionen von Jahren nichts als Hammel ſein werden, das macht Sie verächtlich. Sie haben ſich in eine Sackgaſſe verrannt, Ihr Zuſtand flößt mir Mitleid ein. Ich bitte um Verzeihung, meine Herren!" Ich grüßte und ging. Die Hammel ſahen mir frierend und zitternd nach.

Wir hatten die Feder gefunden und gingen wieder nach Hauſe. Horch! Ringsum mahlte es wie tauſend Waſſerfälle — die große Lunge atmete. Die Möwe war unterwegs, die Meerſchwalbe läutete.

Trii! — Trii! —

Ddi! Ddi! Gullugullugullu — ddi!

Der Wind fegte und ich mußte mich an den Steinen in der Heide feſthalten.

Wenn aber die Sonne ſchien und ich bei guter Laune war, ſo ſetzte ich mich in die Klippen und zog meine kleine Flöte aus der Taſche. Ich hatte ſie bei Noel gekauft, um mir die Zeit damit zu vertreiben,

ſie koſtete zehn Sou, beſaß aber einen wundervollen Ton. Nun, ich ſpielte nicht für euch, keine Angſt, ich ſpielte für die kleine Welle zu meinen Füßen, für die Fiſche im Meer, für den Dampfer in der Ferne, für Poupoul und mich.

Ja, herrlich klang es! Wunderbar klar hallte die Flöte in den Klippen wider. Poupoul zuckte mit den Ohren und ſah mich voller Bewunderung an.

IV

Nichts geſchah. Das Meer wanderte. Aber dann trappelte es draußen und ich ſtand auf und mein Herz klopfte. Horch, Poupoul! Was trappelt ſo? Geht man draußen?

„Nun, ſo warte doch, du ſchwarzer Satan, wohin? Wie dein Haar glänzt! Wie heißt du — Yvonne? Ich möchte deinen braunen Nacken küſſen, Yvonne, wo der Wind dein Haar auseinanderbläſt. So, ſiehſt du, keine Angſt — zurück, Poupoul! Hahaha — ſie iſt doch kein Hammel!"

Nun vergingen wieder viele Tage, bevor ſich hier außen ein Menſch zeigte. Ich klopfte die Pfeife aus. Tock — tock — es hallte in der Heide. Aber dann tauchte ein Mann aus der Heide auf und ſteuerte auf mein Haus zu. Es war Kedril, der kam um mich zu ſeiner Hochzeit einzuladen.

„Du heirateſt alſo, mon vieux?"

„Ja. Ich trinke zu viel. Wirſt du kommen?"

„Wenn ich nicht komme, kommt niemand, Pilot!"

„Vielleicht kannſt du deine Flöte mitbringen?" (Meine kleine Flöte war auf der ganzen Inſel berühmt.)

„Gewiß, mon cher!"

Auf dieſer Hochzeit ſah ich das gelbhaarige Mädchen wieder.

Um nichts zu verſäumen, war ich ſchon am frühen Morgen zur Stelle. Der Tau lag noch auf den Halmen.

Ich war raſiert, mein noch in Europa gewaſchener Kragen (der letzte) blendete in der Sonne. An der Hand trug ich zwei Ringe und über der Weſte eine dünne ſilberne Kette, die ich ſchon ſeit fünf Jahren mit mir in der Hoſentaſche herumtrug. Gott weiß, warum. Ungeheuer vornehm nahm ich mich unter den Fiſchern aus, und das Aufſehen war groß.

In der Kirche knieten links die Frauen mit den weißen Hauben, rechts die Männer. Roſſeherres helles Haar ſtach unter all den ſchwarzen Mähnen ab wie ein neugeprägter Louisdor unter alten Kupfermünzen. So oft ſie das Kreuz ſchlug, bewegte ſie die Lippen; ſie ſah weder rechts noch links. Der Prieſter gackerte wie eine Henne, der ſchweres Unrecht widerfahren iſt und die ihr ſeeliſches Gleichgewicht nicht wiederfinden kann. Er eiferte gegen die Trunkſucht. Gewiß, er fuhr in Wind und Regen hinaus aufs Meer und lebte das ganze Jahr von getrockneten Fiſchen und Kautabak, während die Fiſcher in einem gepolſterten Lehnſtuhl ſaßen und ſich an der Freundſchaft der Heiligen wärmten. Wir wurden langſam im Feg-

feuer geröstet, dann strich ein leiser Zephir der Seligkeit über uns hin und es war zu Ende. Alle waren ergriffen. Kedril, der Bräutigam, der schon um sieben Uhr morgens betrunken war, lauschte mit ein wenig ausgestreckter Zunge und der pure Alkohol rieselte ihm aus den entzündeten Augen. Seine Braut kniete mit fettem, gewölbtem Rücken, den Kopf gesenkt, wie bereit zur Hinrichtung.

Poupoul unterhielt sich unterdessen prächtig mit Noels grünem Papagei, der auf dem Kirchplatz seine Morgenpromenade machte. Ich hörte die beiden disputieren. Auf das schallende Spottgelächter des Papageis antwortete Poupoul stets mit rasendem Kläffen.

Nach der Trauung küßten sich alle. Ein Mann machte die Runde mit einer Flasche und jeder bekam einen Schluck geweihten Wein und ein Stückchen geweihtes Brot. Der kleine Kirchplatz wimmelte von weißen Hauben; als sei soeben ein Extrablatt ausgeworfen worden, so sah es aus.

Rosseherre stand in meiner Nähe und wandte zuweilen den Kopf nach mir. Auf den ersten Blick hatte sie entdeckt, daß ich heute meine sämtlichen Juwelen angelegt hatte. Zwei alte Fischer näherten sich ihr, nahmen die flachen Tellermützen von den kahlen Schädeln und rieben ihre stachligen Gesichter gegen

ihre Wange, während ſie mit eingeknickten Knien ſtanden. Roſſeherre lächelte mir zu, als die Fiſcher ſie küßten.

Nun kam die Reihe an mich. Ich nahm die Mütze ab und trat an Roſſeherre heran. Sie ſah mich mit ungeheuer verwunderten Augen an. Dieſe Augen waren graugrün und hatten gelbe Sterne in der Mitte. Sie ſahen ganz anders aus als neulich. Wie hatte ich doch denken können, daß ihre Augen wahnſinnig ausſähen? Nur alt erſchienen ſie mir. Ihre tiefroten riſſigen Lippen ſtanden voll Erſtaunen offen. Dann brach ſie in kindliches Gelächter aus. Sie klemmte die Hände zwiſchen die Knie und ſchüttelte ſich wie ein meſſinggelber Pudel, der aus dem Waſſer kommt.

Alle wurden von ihrer Heiterkeit angeſteckt, auch ich; ich lachte um meine Niederlage zu verbergen.

„Du biſt ja kein Fiſcher!“ ſagte ſie im ſingenden Franzöſiſch der Bretonin.

„Woher weißt du das? Nun warte, wenn nicht heute, ſo morgen!“

Wiederum lachten alle.

Hierauf begaben ſich die Geladenen ins Grandhotel, und auch die Nichtgeladenen gingen dahin.

Das Grandhotel war eine elende gelbe Hütte, die abſeits vom Dorfe ſtand, dicht über der Bai, und ſich

nicht entschließen konnte, nach welcher Seite sie umfallen sollte. Vor der krummen kleinen Tür saßen zwei Papageien auf Sardinenbüchsen. Ohne jedes Zeichen von Aufregung saßen sie da, bald auf der rechten Kralle, bald auf der linken, rollten die Liderkapseln, knarrten und zuweilen lachten sie und schrien markerschütternd: Dieb, Lump, Faulpelz!

Im Grandhotel hauste Madame Chikel, ein stämmiges Weib, à la bonheur, mit einem lauten Mundwerk, immer liebenswürdig, immer entgegenkommend, und mit Händen wie Anker. In ihrem Schatten fristete Herr Chikel sein jämmerliches Dasein, wie ein Pilz im Schatten einer Eiche. Mit seinem breitrandigen Plantagenbesitzerhut, den er sich beigelegt hatte, seinen ewigen Bandagen an Kopf, Armen und Beinen, erinnerte er auch an einen Pilz.

Zuweilen bekam Herr Chikel einen Schlag mit einer Flasche über den Schädel, zuweilen auch nur eine Serie der entzückendsten Backpfeifen. Manchmal mußte er auch seiner Gesundheit halber im Freien übernachten. Er erschien im Mondschein wie ein Bündel in der Tür und flog die Treppe hinab. Die Tür krachte ins Schloß, der Riegel klirrte. Vorsicht! Aus dem Fenster flogen Hämmer, Flaschen, und Chikel war gezwungen, sich in die Klippen zurückzuziehen, in eine Art Fort, und hier schlief er.

Herr Chikel war eine Hundeſeele. Lächle ihn an, was tut er? Er zittert mit dem Bein und lächelt wieder. Lächle etwas ſpöttiſch oder ſauer, er wird ſpöttiſch oder ſauer lächeln. Ziehe die Brauen zuſammen und durchbohre ihn mit Blicken, als ob du ihn töten wollteſt — er wird alles nachahmen. Er war verdammt dazu, den Gemütszuſtand anderer widerzuſpiegeln, und man konnte ihn die Skala der Empfindungen auf- und abhetzen, bis ihm der Schweiß aus den Poren brach.

Madame Chikel war ihm ſo ſehr an Kräften überlegen, daß er mit Liſt kämpfen mußte. Er liebte es ſich mit ſpitzen Gegenſtänden zu verteidigen, mit Nadeln und Glasſcherben, die er ins Bett legte; es kam ihm auch nicht darauf an etwas Petroleum in den Strohſack zu gießen und nebenher ein Streichholz fallen zu laſſen. Sobald aber Madame Chikel etwas merkte, daß zum Beiſpiel ein Nagel durch die Sohle ihres Holzſchuhs getrieben war, oder ſonſt etwas, ſchlug ſie ohne Mitleid auf den Pilz ein.

In dieſem, dem erſten Etabliſſement der Inſel fand Kedrils Hochzeit ſtatt.

Die Weiber der Geladenen brachten ihre eigenen Beſtecke und Teller mit — denn das Etabliſſement konnte nicht ſo viele ſtellen — und das Mahl begann. Ein wirres Meergeſpenſt erhob ſich und ſprach.

Es ſprach bretoniſch. Es waren Namen, Namen, eine endloſe Reihe. Da und dort ſchlug einer das Kreuz und auch Roſſeherre zuckte plötzlich zuſammen, beugte den Kopf und bewegte die Lippen. Dann ſah ſie auf, etwas bleich und ſcheu, während ſie zu lächeln verſuchte. Es waren die Namen all derer, die aufs Meer hinausgefahren und nicht mehr zurückgekehrt waren. Speiſen und Getränke wurden aufgetiſcht. Es gab Fiſch, Hammel und einen Kuchen uralten Rezepts, der aus Schweineblut, Mehl und Zwetſchgen gebacken war. Am Anfang ging es bäuriſch ſteif zu, dann begann die Unterhaltung. Sie begann damit, daß man allgemeinen Zweifel über die Treue von Kedrils Braut äußerte. Kedril erſtickte vor Lachen.

Nach dem Mahl wurde auf der Heide getanzt.

Bumba — bumba — alle formten einen Kreis und ſtampften mit den Holzſchuhen, als ſtiegen ſie eine Treppe empor und ſangen: bumba — bumba. Das dauerte endlos. Plötzlich aber begann eine einzelne Mädchenſtimme zu ſchrillen und der Kreis ſetzte ſich in Bewegung.

Es war Roſſeherre, die ſang. Sie ſang mit der Fiſtel, ſo hoch und ſchrill, daß ſelbſt eine Grille erſtaunt wäre. Sie ſang das bretoniſche Hochzeitslied:

„Gib mir doch, gib mir doch, dein klein' Herz, mein Lieb" —
„Gib mir doch, gib mir doch, dein kleines ſüßes Herz" —

Sie wiegte den Kopf dabei und ſah zum Himmel empor. Ihre Haare flogen und der Reigen drehte ſich. Die Holzſchuhe klapperten, die Tücher wehten, die langen Haare der Frauen, die Bänder der weißen Hauben. Auf der einen Hälfte des Reigens wehte alles einwärts, auf der andern nach außen. Die Fiſcher mit den Köpfen Ertrunkener und den blinkenden Augen trollten unbeholfen dahin, die braungebeizten Indianerweiber lachten und zeigten die weißen Zähne, während die Röcke über ihre dicken weißen Strümpfe emporſchlugen. Um den Reigen herum ſtanden die Kinder, grell geputzt wie Puppen, mit Ruſchelköpfen, roten Backen und ſtaunenden, ſtrahlenden Augen.

Tief unten rauſchte das Meer. Die Brandung lief und donnerte. Die Möwen ſchrillten und flogen über den Reigen weg, der Wind wehte. Es war Sommer, die Sonne ſchien, aber die Inſel ſah aus wie eine troſtloſe Öde von ſtarrenden Felſen. In der Ferne zogen auf einem tiefblauen Streifen im Meer zwei Dampfer gegen Süden; da draußen lief die Straße vorbei, auf der die Zeit wanderte.

„Gib mir doch, gib mir doch, dein klein' Herz, mein Lieb —“

Ich ſtand und folgte dem blonden Kopf Roſſherres, der im Kreiſe ging wie eine funkelnde Glocke, die bimmelte. Rührend ſang ſie —

Neben mir ſtand Yann, der „kleine Kapitän", denn wir waren ſtets beiſammen. Yanns Diſtelkopf war heute nicht nur gewaſchen, ſondern abgeſcheuert wie ein Deck. Man ſah noch deutlich jeden Bürſtenſtrich. Seine hellblauen Kinderaugen waren geputzt wie Schiffslaternen. Er trug zur Feier des Tages einen eingeſchrumpften weißen Kittel, einen zerknitterten Kragen, blaue Manſchetten, ſchwarze Holzſchuhe und ein dünnes Bambusſtöckchen. Durch die Krawatte hatte er eine Nadel mit einem rieſigen Brillanten geſteckt, der Quere nach, ſo daß die Nadel fingerlang herausragte. Und dazu — ha, ha, riechſt du es nicht? — hatte er ſich parfümiert, der Elegant. Die blaue ſchmucke Kapitänsmütze trug er nachläſſig hinten im Genick wie etwas Nebenſächliches und Läſtiges.

Yann ſtand natürlich mit geſpreizten Beinen, die Hände in den Hoſentaſchen, aber das war bei weitem nicht genug. Die Füße waren einwärts gerichtet, beſonders der rechte, die Schenkel auf unmögliche Weiſe verdreht, ſo daß ſein rundes Sitzfleiſch plaſtiſch hervortrat. Die linke Hüfte war ſtark herausgedrückt, dann machte Yanns Taille einen graziöſen Bogen einwärts und die Bruſt ſtand vollkommen ſenkrecht. Dieſe Stellung gab einen federnden Unterbau aus Gummi und Stahl, und ſo konnte man in aller Gemütsruhe auf einem ſchwankenden Verdeck in der gröbſten

See ſtehen. Auch ließ ſich der Oberkörper nach Belieben wenden und drehen, ohne daß man je den Unterbau verändern mußte.

Yann war Kapitän eines kleinen Regierungsdampfers, der drunten auf der Reede vor Anker lag. Seine Laufbahn war die übliche geweſen: Mousse auf einem Fiſcherkutter, Ohrfeigen und nichts zu eſſen, Leichtmatroſe auf verſchiedenen Segelſchiffen, Ohrfeigen und wenig zu eſſen, zwei Campagnen Stockfiſchfang auf den Bänken von St. Pierre, Hundefreſſen, ein paar Jahre Dienſt auf einem Amerikadampfer, erträgliches Eſſen. Von da an war es raſch in die Höhe gegangen mit ihm. Er wurde geprüfter Pilot und die Regierung vertraute ihm jenen ſchwarzlackierten Sarg mit Dampfheizung an, hundert Tonnen, ſechs Mann Beſatzung. Dieſe Auszeichnung war ihm zu gönnen. Seine Fingerkappen waren noch heute verunſtaltet vom Reffen der Segel — und da drunten bei Kap Horn waren die vereiſten Segel hart wie Glas, daß das Blut aus den Nägeln ſprang und man zuletzt die Ellbogen nehmen mußte — ſein rechter Zeigefinger war gebogen vom Abſchneiden von Tauſenden von Stockfiſchköpfen. Seine Finger hatten tiefe Rinnen von den Angelleinen, ſeine Hände waren hart vom Rudern und den ewigen Tauen.

Yann war ein Tauſendſaſa. Er war Schneider,

Schuſter, Tiſchler, Schloſſer, Koch, was war er nicht, er konnte Strümpfe ſtricken, Netze knüpfen und flicken, mit einem Stück Draht, das er auf der Straße fand, öffnete er dir jedes Schloß. Dieſer Teufelskerl ſprach Arabiſch, Malaiiſch, Chineſiſch, was nicht, abgeſehen von jenen lumpigen Sprachen wie Spaniſch, Portugieſiſch, Engliſch uſw. Von all dieſen Sprachen wußte er nur fünf Wörter. Aber damit konnte er alles ſagen, was nötig war die Bedürfniſſe eines Seemannes zu decken, der an Land geht. Obendrein wußte er von allen Sprachen das gemeinſte Schimpfwort, das er anwandte, wenn ihn die Kenntniſſe verließen oder ihm etwas gegen den Strich ging. Sobald er den Fuß auf eine ferne Küſte ſetzte, ſchleuderte er dem Gewürm dieſes kapitale Schimpfwort entgegen. Ah, ein Eingeweihter, kein Neuling! Die Preiſe ſanken rapid, denn Yann ſtieß bei jedem, auch dem demütigſten Angebot dasſelbe ungeheure Schimpfwort hervor, und das gleiche Wort bekam der Glückliche an den Kopf, dem er etwas abkaufte.

So war Yann! Er war vollgeſtopft mit verfänglichen Scherzfragen und mit zwölf Streichhölzern konnte er ſchädelſpaltende Probleme bewältigen. Aus einer einzigen Spielkarte konnte er etwas ſo unerhört Unanſtändiges ſchneiden, daß einem das Waſſer aus den Augen ſprang. Gib Yann zum Beiſpiel dein Taſchen-

meſſer. Er nimmt es in die Hand wie ein Numismatiker eine ſeltene Münze. Meſſingfalſe, gut, ſie roſten nicht. Er ſtößt es in Noels Ladentiſch, wippt daran, er ſchneidet eine tiefe Kerbe in Noels Tiſch: der Stahl iſt gut, überhaupt ein hübſches Meſſer! Er ſtellt beide Klingen ſenkrecht zum Griff — wenn nun einer Luſt hat, ich ſtelle mich gegen die Wand, heran — wupp! zwei Stiche auf einmal. Yann ſtreckt die Klingen. So! Wenn nun hinten einer kommt und vorn — eins, zwei! — man ſchwingt den Arm, der hinten erhält das Meſſer in den Bauch, der vorn in die Kehle. Ein hübſches Meſſer, merci!

Und doch war Yann ein Gemüt. Es kam wohl vor, daß er ſeinen Schiffsjungen mit der Fauſt ins Geſicht ſchlug, aber er gab ihm doch ſofort zehn Sou, als die Mutter dieſes Schiffsjungen erkrankte. Er konnte mit Tränen in den Augen ſchwärmen von einem Weinchen, das er vor ſechs Jahren irgendwo getrunken hatte, von Mädchen, die er genoſſen hatte — ah, ſo etwas, ſüß, ſaftig, und welch eine liebliche Stimme — ! —

Da ſtand er nun, duftend und herausgeputzt, vom Kopf bis zu den Zehen eine einzige ungeheure Überlegenheit und Verachtung, und ſein loſes Maul ſtand nicht einen Augenblick ſtill.

„He, dich haben ſie wohl heute aus dem Friedhof freigelaſſen, Großmütterchen?“ ſagte er zu einer ver-

ſchrumpften Greiſin mit wachsgelbem Geſicht. Ein Mädchen, das guter Hoffnung war, grüßte er überaus höflich: „Bonjour, messieurs-dames!“ Für jeden hatte er eine kleine Aufmerkſamkeit auf Lager. Doch man nahm es ihm weiter nicht übel und zahlte ihm mit gleicher Münze heim. Aber Yann behielt ſtets das letzte Wort.

„Ha! ha! ha!“ Und mit einem ſchallenden Lachen machte er dem niedergeſchmetterten Gegner den Garaus.

Nun aber war ſeine Stunde gekommen. Er räuſperte ſich, was zum Teufel ſteckt mir doch in der Kehle? „Vorwärts, gehen wir hinein. Ein Gläschen, he!“

Der Reigen gefiel mir, ich blieb. Ich ſtand und ſah Roſſeherre an.

Yann lachte. „Wie kann dir das doch gefallen! Das ſind ja Wilde!“ ſagte er verächtlich. „Glaube nicht, daß das Franzoſen ſind! He! Nein, das ſind Leute aus der Sintflut, ohne jede Ziviliſation und Bildung, ſie ſterben aus. Sieh ſie doch an — bumba, bumba!“ Und Yann lachte raſend um mir ſeinen ungleich höheren Kulturzuſtand darzutun. Dabei war er aus Roskoff, Yann hieß er und war ſelbſt ein Bretone von oben bis unten, o du Schurke!

„Kennſt du Roſſeherre?“ fragte ich ihn. „Roſſeherre? Natürlich kenne ich ſie!“ Yann ſah an mir vorbei. Sonſt ſagte er nichts. Hm! „Nun marſch!“ Er wollte trinken und da gab es kein Sträuben bei ihm.

Wir hatten ganze fünf Schritte zu gehen, aber Yann handhabte ſein Bambusſtöckchen, als ob er im Bois de Boulogne luſtwandle.

Im Grandhotel ging es ſchon laut her. Die Fiſcher ſchwangen die Gläſer in den ſteifen Händen, ſie ſprachen wie Fäſſer und Röhren, ſtießen ſich gutmütig mit den Fäuſten und ſpritzten einander ganze Duſchen von Schnaps ins Geſicht, wenn ſie in Gelächter ausbrachen. Alles war in Bewegung, nur Chikel, die Hundeſeele, rührte ſich nicht. Er hatte es ſich in den Kopf geſetzt nicht mitzumachen. Den bandagierten Fuß auf einem Stuhl, ſaß er in der Ecke und ſpielte Domino mit einem unſichtbaren Gegner. Sein Kopf war verbunden und nur ein kleines Auge bewegte ſich hinter dem Verband, wie ein kleines glänzendes Tier in einem dunklen Käfig.

„Hallo, Chikel, neulich war dein Arm verbunden und heute biſt du ganz eingewickelt?“

Yann aber ſagte nichts, er poſtierte ſich vor Chikel auf und lachte unverſchämt.

„Das ſind die Folgen meiner ſchlechten Aufführung,“ erwiderte Chikel mit einem ſcheuen Achſelzucken und ſchob mit der zarten ſchmutzigen Hand die Dominoſteine.

Madame Chikel aber rief von der Bar herüber, daß man ihrem Lumpen keinen Sou in die Hand geben ſolle. Heute nacht hatte ihr Lump die Bretter der Bettſtatt durchgeſägt, ſo daß ſie durchkrachte. „O, was für eine erbärmliche Kanaille!“

Hier pfiff Chikel vor boshaftem Vergnügen wie eine Maus, aber augenblicklich ſchwieg er wieder ſtill, da ſeine Gattin eine Gebärde machte.

Der Reigen war zu Ende und die Hochzeitsgeſellſchaft füllte die kleine Bar. Das eigentliche Feſt begann. Die Bar wurde unter eau de vie geſetzt. Man ſchrie und betrank ſich, Männer und Frauen. Ein Dudelſack winzelte und man tanzte. Es war eine Art Schottiſch, aber die Hauptſache dabei war, daß man gehörig mit den Holzſchuhen ſtampfte. Das Grandhotel tobte wie das Innere einer großen Trommel, auf die ein Raſender mit Prügeln losſchlägt. Ganze Wolken von Staub ſtiegen von den Dielen auf.

Roſſeherre kam in meine Nähe und ich trat an ſie heran und bat ſie um einen Tanz.

Ihr kleines Geſicht war mit einer ſonderbaren Röte bedeckt, als ſei es mit Ziegelmehl gepudert. Sie lachte mich an. Ihr Gebiß blitzte. Sie ſagte nichts.

„Nun, Roſſeherre? Willſt du nicht?“

Roſſeherre ſchüttelte den Kopf und lachte wieder. Sie war verlegen.

„Schön.“ Ich wandte mich ab und kehrte zu Yann zurück um einen geeigneteren Zeitpunkt für eine Annäherung abzuwarten.

Yann amüsierte sich prächtig. Er saß in einer Ecke, trank, applizierte den Tänzern kleine Fußtritte in die Kniekehle und kniff die Frauen. Ho! Ho! Ho! Und wie er dabei lachte! Schließlich stach er sich die Hand an seiner Krawattennadel blutig, und augenblicklich riß er Binde und Kragen ab und zerstampfte wütend diese Anhängsel der Zivilisation. Nun fühlte er sich wieder Mensch, und es war merkwürdig, er trank jetzt zweimal so rasch.

Da gab es einen kleinen Zwischenfall. Jean Louis, den sie den „Meerkönig“ nannten, ein kleiner weißhaariger Greis, sank lautlos in sich zusammen. Man trug ihn hinaus und legte ihn vor das Haus.

Rosseherre trat zu Yann. „Großvater liegt vor der Tür,“ sagte sie etwas beunruhigt.

Yann lachte. „Nun, und was weiter?“ fragte er. „Glaubst du, jemand wird kommen und ihn stehlen?“

Rosseherre lächelte. Nein, nun war sie beruhigt. Yann reichte ihr generös sein Glas.

„Das hier ist mein Freund!“ schrie er und deutete auf mich. „Umarme ihn, vorwärts!“

Das kam Rosseherre sehr komisch vor.

„Wir kennen uns schon,“ sagte ich, indem ich ihr

die Hand reichte und in die Augen ſah, „aber Roſſeherre will nichts mit mir zu tun haben, ſie iſt zu ſtolz.“

„Stolz? O, ich bin gar nicht ſtolz!“ rief Roſſeherre ſingend aus und rückte verlegen an der Haube.

„Aber doch willſt du nicht mit mir tanzen, Roſſeherre!“

Sie lachte.

„Tanze mit ihm, tanze ſofort mit ihm, er iſt mein Freund,“ ſchrie Yann. „Tanze mit ihm!“ Das wiederholte er hundertmal, bis Roſſeherre einwilligte.

Ich ſtampfte im Kreiſe wie die andern, Roſſeherre im Arm. Sie war leicht und ſchmal und ihre Haare fielen weich über meine Hand.

„Du biſt wohl drüben an der Küſte geweſen, Roſſeherre?“

Ach, nein, ſie war nicht auf der großen Erde, ſie war nur auf der Inſel Molen.

„Heute in der Kirche ſahſt du ſo hübſch aus, Roſſeherre. Wie eine kleine Madonna. Du haſt mir gefallen, bei Gott!“ ſagte ich und zog ſie an mich.

Roſſeherre ſträubte ſich nicht; ſie lächelte und ſah flüchtig zu mir empor.

Sie hatte viele Sommerſproſſen, beſonders unter den Augen. Ihr Mund war voll und weich, ein Mund, der ſich beim Kuſſe ganz ergibt. Sie hatte faſt gar keine Brauen. Kindlich und unentwickelt

war ihr Geſicht, trotz der merkwürdigen, alten Augen. Auf ihrer niedrigen, eigenſinnigen Stirn waren die Linien vieler Falten zu ſehen, wie bei allen Mädchen der Inſel und ſelbſt bei Kindern. Denn in die grauſame Helle des weiten Himmels konnte man nur mit zuſammengezogenen Brauen blicken.

Wir wurden langſam in der Runde geſchoben. So oft wir an Yann vorbeikamen, ſtach er nach uns mit ſeinem Bambusſtöckchen. Dann war der Tanz zu Ende.

Roſſeherre war erhitzt und trocknete ſich die Stirn mit dem Ärmel. Ich zog ein kleines, blaues Tuch aus der Taſche und reichte es ihr.

„Ein hübſches Foulard!“ rief ſie aus.

Yann prüfte fachmänniſch das Gewebe.

„Prima!“ ſagte er.

Ich faltete das Tuch zuſammen und legte es in Roſſeherres kleine braune Hand.

„Nun?“

„Behalte es, wenn du willſt, Roſſeherre. Ich brauche es nicht.“

Roſſeherre ſah mich ungläubig an.

„Nun, ſo nimm es doch, Roſſeherre!“ ſchrie Yann. „Er iſt mein Freund!“

Roſſeherre ſah mich dankbar an. „Merci!“ ſagte ſie leiſe und lächelte. Sie betrachtete das Tuch noch-

mals von allen Seiten. „Wo haſt du es gekauft? — In Paris!?“ Das konnte Roſſeherre kaum faſſen. Dann beugte ſie ſich über meine Hand und ſtudierte die Ringe. „Wie hübſch ſie ſind, Yann, ſieh doch!“ Ich nahm die Ringe ab und ſie ſtreifte ſie über die Finger. Sie hielt ſie gegen das Licht, damit ſie glänzten, und ihre Augen waren voll verliebter Gier.

Nun aber mußte Yann ſein Gutachten abgeben. Er zog ein derbes Meſſer aus der Taſche hinten, ſchabte vorſichtig daran und ritzte die Steine. Zuletzt ſpie er etwas darauf und polierte ſie am Ärmel.

„Echt!“ ſagte er.

Roſſeherre war durſtig und wollte gerne Cidre haben. „Alſo, Cidre, Patronne! Im Namen der Hölle, raſch, ſechs Flaſchen!“

Yann prüfte ihn. Er roch, leckte, zerpreßte einen kleinen Schluck auf der Zunge und je weiter ſeine Unterſuchung vorſchritt, deſto ſtrahlender wurde ſeine Miene. Das war ein Cidre . . .! Auch Roſſeherre und ich mußten daran riechen, Yann zwinkerte vielſagend und überhäufte im nächſten Augenblick Madame Chikel mit den wüſteſten Vorwürfen, uns ſo etwas für dieſen Preis vorzuſetzen. Madame Chikel war gezwungen den Preis um einen Sou pro Flaſche nachzulaſſen, ob ſie wollte oder nicht. Nun war Yann glücklich.

„Ich tue das immer," ſagte er, „das ſind ja lauter Diebe, dieſe Leute auf der Inſel. Selbſt die Prieſter ſind Diebe hier." Dann zeigte er mir, wie man Cidre zu trinken habe. „Nicht ſchlucken, um Gottes willen nicht ſchlucken — ſo — einfach hinablaufen laſſen. Durchs Schlucken verliert der Cidre vollkommen ſeine Blume, ſeine Seele. Aber wenn man getrunken hat, muß man die Zunge gegen den Gaumen preſſen, das prickelt angenehm. So!"

Plötzlich ſchwang Yann ſeinen Fuß raſch unterm Tiſch. „Ich wollte nur ſehen, ob ihr zwei — haha!"

Wir unterhielten uns ausgezeichnet. Auch Poupoul. Es ſchien, als ob die Erinnerung an ſeine beſten Zeiten in ihm erwache. Er lächelte. Einigemal wandte er mit großer Geſchicklichkeit ſeinen Rattenfallentrick an, der darin beſtand, daß er die Zähne um ein Bein ſchlug und feſthielt ohne zu beißen.

Die ſchwarze Jeanette ſtand lächelnd neben uns und ſah mit verlangenden Augen zu, wie wir tafelten.

„Hole dir ein Glas, Jeanette!" rief ich ihr zu.

Aber da wurde Roſſeherre purpurrot im Geſicht.

„Nun, ein Glas Cidre mag ſie wohl haben?"

Yann ſagte: „Sie iſt Roſſeherres Feindin."

„Ach ſo!"

Da ſtand Jeanette mit dem Glas in der Hand. Yann ſah ſie an und lächelte verächtlich.

„Du haſt dir das Glas geholt?“ fragte er ſpöttiſch. „Nun, trag es wieder hübſch zurück. Ho! Ho! Ho!“

Und Jeanette öffnete verblüfft den Mund, lachte laut und herzlich und trug das Glas zurück.

Sie tröſtete ſich raſch. Ein kleiner ſtiernackiger Seemann hatte den Arm um ſie gelegt und ſie ging mit ihm hinaus. Unter der Türe ſah ſie lachend zu uns her und zeigte die Zähne.

„Siehſt du,“ ſagte Yann, „da geht ſie hinaus, ſie ſchämt ſich gar nicht.“

Die Bar tobte. Man hätte hier einen Dampfhammer arbeiten laſſen können, niemand hätte ihn gehört. Ha! Ha! Ha! Hoo! Es entſtanden heulende Schwingungen infolge des Getöſes und zuweilen ſchien es, als fliege das Grandhotel durch die Luft. Dieſe ſtillen, ſchweigſamen Leute, die in der Einſamkeit der Wogen beim Rauſchen des Meeres arbeiteten, brüllten heute für ein ganzes Jahr. In der Ecke ſtand einer, den Kopf gegen die Wand gelehnt, die Augen verzückt geſchloſſen, und riß das Maul auf und ſchrie ſinnlos heraus.

Die Köpfe dampften, die Arme wirbelten. Die Augen glühten wie geſchmolzenes Blei in den brandroten Geſichtern. Die Frauen kreiſchten und quiekten. Es herrſchte eine Betrunkenheit, die in Europa längſt ausgeſtorben iſt. Nur Chikel ſaß in ſeinem Winkel und ſpielte Domino.

Ich muß geſtehen, daß ich mich hier zu Hauſe fühlte. Ich liebe ſittſame Geſellſchaften nicht. Zuweilen ſtaut ſich die Luft in meinen Lungen und dann macht es mir Vergnügen zu brüllen. Die überſchüſſige Kraft zuckt in meinen Muskeln und ſie werden plötzlich hart wie Stein, und dann iſt es hübſch einen Teller in Stücke zu ſchlagen. Siehſt du! Wenn mich in guter Geſellſchaft ein Idiot langweilt, ſo muß ich dazu lächeln, hier aber kann ich ihm ſofort ſagen, daß er in die Hölle fahren möge. Ja, bitte! Hier konnte man auch trinken, ohne ſofort als Pavian zu gelten und tauſend geſtreckte Meilen Abſtand zwiſchen ſich und ſeine Umgebung zu legen.

Ha! Ha! Ha! Hooo!

Kedril hat allen Grund mit ſeiner Hochzeit zufrieden zu ſein. Und er war es. In eine Wolke von Alkohol eingehüllt, mit Geſpenſteraugen, ging er mit einer Flaſche in der Hand umher, wie ein Sprengwagen. Und dazu ſprach dieſer Mann eine vollkommen neue Sprache! Hatte ſich der Geiſt eines Höhlenbewohners Chikels Seele bemächtigt und ritt ſie?

„Was zum Teufel redet er denn?“

Yann wußte es. „Die Mondſprache,“ ſagte er und begann eine Unterhaltung in dieſem Idiom mit Kedril. Kedril war entzückt, er verſtand, er antwortete. Ich aber war Ausländer, Kedril ſah das ein.

„Wo ſteckt denn deine Frau, Kedril?“

„Frau? Frau? Frau?“ Kedril tanzte mit der Flaſche. O, er hatte ganz vergeſſen —

„Wie ſchön der Prieſter heute geſprochen hat, wie?“ fuhr er fort. „Du ſollſt dich nicht vollſaufen, hahaha, ſo ſchön, ſo rührend hat er geſprochen. Morgen paſſiert die ‚Lady of Ireland‘, morgen abend, wirſt du mitkommen? Eine Spazierfahrt. Ja, ſagte ich, mein kleines Haifiſchchen —“ Er erzählte verworren von ſeinem Haifiſch, den er im vorigen Sommer gefangen hatte. „Mein kleiner Haifiſch, ich ſehe ihn, er marſchiert daher, komm heran, mein Kleiner, mit deinen hübſchen Zähnchen — keine Angſt, gib mir die Ehre.“ Es ſah aus, als habe er ihn mit der Hand gefangen und an den Zähnen herausgezogen — ekelhaft!

„O Kedril, Pilot Nummer Eins, Haifiſchfänger, ich ſage dir, mein Bruder, dieſer Haifiſch, der dich berühmt gemacht hat, war dein Verderben. Du warſt der ordentlichſte Mann der Inſel, jetzt geht es dahin mit dir. Du haſt geheiratet, wirſt Kinder zeugen, Hydrocephalen, du wirſt dein Boot vertrinken und deine Frau wird dich windelweich hauen. Es gibt kein Zurück mehr.“

Kedril war gerührt über meine Anſprache. Er umarmte und küßte mich. „Dank, mein Freund, du meinſt es gut mit mir!“

Ich drückte ihm verſtohlen ein Fünffrankenſtück in die Hand. „Es ſoll luſtig hergehen auf deiner Hochzeit, Pilot.“

Kedril prüfte die Münze zwiſchen den hölzernen Fingern und bohrte ſich mit der Flaſche in die Mauer von Rücken, die die Bar umgab.

Eine neue Epoche des Feſtes begann. Sie charakteriſierte ſich dadurch, daß es in allen Ecken klirrte und kurze Streitigkeiten aufflackerten. Sie wurden in triefender Sentimentalität ertränkt. Die beiden Papageien, die man hereingenommen hatte, turnten auf ihrer Stange und ſchrien begeiſtert.

„Und nun ſpiele!“ rief Yann. „Du haſt doch die Flöte dabei?“

„Jawohl!“

„So ſpiele uns etwas.“

Ich nahm die Flöte aus der Taſche, feuchtete die Lippen an und ließ die Finger über die Löcher galoppieren. Und meine kleine Flöte ſang:

Freut eu—ich des Lebens, weil no—och das Lä—ämpchen glüht —
Pflücke—et die Roſe, eh' ſie—ie verblüht — —

Hoho! Bravo! Bis — bis!

Und wieder ſang meine kleine Flöte:

Freut eu—ich des Lebens . . .

Der Dudelſack winſelte und die Holzſchuhe ſtampften.

Da war auch die ſchwarze Jeanette wieder. Sie ſtand mit einem jungen Fiſcher und ſah zu uns her.

„Da iſt ſie wieder!“ ſagte Yann verächtlich.

Wirklich, ſie ſchämte ſich nicht im geringſten.

Ich tanzte immerfort mit Roſſeherre.

„Tanzt nur, tanzt nur!“ ſchrie Yann. Nun, wir tanzten. Wir wurden gequetſcht und getreten, aber es war ſchön. Roſſeherres kleine Bruſt atmete erregt. Ihr Geſicht war rot vom Cidre. So oft ich ſie an mich zog, ſah ſie zu mir empor und lachte mich an. Martina zupfte mich am Arm und ſagte: Hallo! Aber ich beachtete ſie gar nicht. Es gab hier einige Mädchen, die mir großes Entgegenkommen zeigten, aber was waren ſie gegen Roſſeherre? Sie hatten alle dicke Bäuche, als ob ſie guter Hoffnung wären, Roſſeherre dagegen, ha!

„Vielleicht werde ich dir einmal einen meiner Ringe ſchenken, Roſſeherre,“ ſagte ich ihr ins Ohr. Wie hübſch ihre kleine weiße Haube war, und ihr Mieder war mit einem halben Hundert farbiger Nadeln zugeſteckt.

Plötzlich aber tanzte etwas durch die Luft, tanzte und tanzte mir mitten auf die Stirn. Ein Weinglas. Ich bekam einen kleinen Riß in die Haut und blutete. Ich richtete mich auf. Im Falle es auf der Inſel

Sitte ſein ſollte mit Gläſern zu werfen, dieſe Sitte machte ich nicht mit, nein, merci!

„Wer hat geworfen?“ ſchrie ich. Roſſeherre zupfte mich am Arm und ich verſtand.

Es war Yann. Er lachte, und in ſeinen hellblauen Kinderäuglein ſah ich gerade den letzten Funken Zorn erlöſchen.

Deine letzte Stunde iſt gekommen, kleiner Kapitän. Alle Kalenderheiligen können dich nicht mehr retten!

„Hehe!“ lachte Yann und wand ſich. „Du wirſt doch nicht! Hehehe, ihr ſollt endlich aufhören zu tanzen.“

„Er blutet ja,“ ſagte Roſſeherre und reichte mir das kleine Tuch, das ich ihr geſchenkt hatte.

Das beruhigte mich augenblicklich. Yann genoß ja mildernde Umſtände, das Leben ſollte ihm noch einmal geſchenkt ſein. Meine gute Stimmung kehrte zurück, denn war es nicht rührend, da ſtand Roſſeherre mit dem Tuch in der Hand. Meine Seele, über die eben ein Taifun dahinwirbelte, lag ſpiegelglatt da. Ich lachte. Ja, man muß lachen über ein Rindvieh deines Kalibers, Yann! Ich bedauerte ihn ſogar ein wenig. Er hatte zwei koloſſale ſtrategiſche Fehler gemacht. Erſtens hatte er mir durch den voreilig abgefeuerten Schuß ſeine Stellung verraten, und zweitens hatte er Roſſeherre gezeigt, daß er eiferſüchtig war. Und das war der ſchlimmere Fehler.

Yann ſtand auf und legte die Hand feierlich aufs Herz. Seine treuen Kinderaugen ſtanden voller Tränen. „Ich wollte ja nur ein wenig werfen, ein wenig, mein Freund.“

Ich reichte ihm die Hand. Auch ich hatte Tränen in den Augen. Wir umarmten und küßten uns wie es ſich gehört, und ſomit war die Sache erledigt.

Roſſeherre aber ſtand ſtumm da und ihre niedrige Stirn war in tauſend kleine Falten gekräuſelt, wie das Meer, wenn es zu wehen anfängt.

Ich wuſch die Schramme mit Cidre aus und beſtellte Wein. „Wir wollen Dampf aufſetzen! Roſſeherre lache!“

Roſſeherre lächelte.

Nun war alles in Ordnung.

Es ſchien mir nur recht und billig, daß ich mich für Kedrils Einladung revanchierte, indem ich etwas ganz Außerordentliches zur Erhöhung des Feſtes beiſteuerte. Infolgedeſſen gab ich einen Cakewalk zum beſten. Ich hämmerte mit den Abſätzen darauf los — hang it all —

Da was no ha'r on de top of his haid
De place whar de ha'r ought to grow!
And he had no teef fo' to eat de hoe-cake
So he had to let de hoe-cake go!
Hang up de fiddle and de bo-oo-ow —

O=oo=ooh! Hahaha! Was war das für ein Erfolg! Poupoul umkreiſte mich kläffend, er fürchtete um meinen Verſtand.

Take down de shovel and de hoe —

Kedril dankte mir gerührt. Dann ſtotterte er, daß Madame Chikel nichts auf Borg gäbe, und ich ſuchte meine Franken zuſammen. Keinen Dank, Kedril, wegen Aufgabe des Geſchäfts wird das Lager verſchleudert.

Eine neue, glänzendere Epoche des Feſtes begann. Roſſeherre aber tanzte nicht mehr mit mir.

Es iſt jammerſchade, daß Kedrils Hochzeitsfeſt, das ſo glänzend und in großem Stil verlief, mit einer kläglichen Diſſonanz endete: Chikel, das Lazarett, geladen mit Wut über ſein freiwilliges Martyrium, fing wegen nichts Streit an. Die Hochzeitsgeſellſchaft knäulte ſich zu einer unheilvollen Wolke zuſammen, aber da fegte Madame Chikel wie ein Sturmwind hinter der Bar vor. Das Blut ſtieg ihr in den Kopf, ſie bekam ihren Anfall von Raſerei und warf uns alle zur Türe hinaus. Die Papageien erwachten bei dem Lärm und ſchrien aus vollen Lungen: Dieb, Lump, Dieb, Dieb —

So endete Kedrils Ehrentag.

Ich lachte noch auf dem Heimweg. Ich bellte vor Lachen, denn ich war vollkommen heiſer. Hoho, wie wir alle zur Türe hinausflogen und über die Heide rollten! Kedril rollte mit einer Flaſche, die er hoch hielt. Yann, Yann, wo biſt du ſo plötzlich hingekommen? Das war nicht das langweilige, vorſichtige Europa, das waren Leute aus der Steinzeit, die alles auf Leben und Tod taten!

So ſehr erſchütterte mich das Lachen, daß es mir unmöglich war mich aufzurichten. Ich kroch auf

allen vieren dahin und da ich dazu bellte, hielt mich Poupoul für seinesgleichen. Er tanzte wie närrisch vor mir herum und zuweilen leckte er mir das Gesicht ab. Ich drehte bei und lauschte. Dahinten gröhlte das Dorf. Es kühlte nur langsam ab. Die Nacht war schwarz wie ein Kohlenbergwerk; Creach stand mitten darin wie ein glühendes Gespenst, das Feuer durch alle Knochen spie.

Da hielt Poupoul an. Er stellte sich auf die Hinterfüße und legte mir die Pfoten auf die Schultern und kläffte. Ich umarmte und küßte ihn: „Poupoul, Seele, nun da wir beide Hunde sind!"

Und Poupoul leckte mit seiner saugenden Zunge mein Gesicht von unten bis oben ab. Aber er ging nicht weiter. Da bemerkte ich, daß wir vor einem Abgrund abgestoppt hatten: das war die Schlucht, die sie Poupons Schlucht nannten.

Meine Stirn wurde eisigkalt. Ich schwang die Zunge zwischen den Zähnen und dachte angestrengt nach. Lange. Ja! Weshalb sollte ich eigentlich auf allen vieren kriechen? Das war es. Ich stand auf. Aber da entglitt die Insel unter meinen Füßen wie eine Drehscheibe und ich verwandelte mich wieder in einen Vierfüßler. Dagegen war nichts zu tun. Ich hatte die Durchschlagskraft von Chikels Getränken unterschätzt, das war alles. Im übrigen, gingen nicht

meine Vorfahren ebenfalls auf allen vieren, als ſie noch der Einfachheit halber Haare trugen? Vielleicht würde es mir bei einiger Propaganda gelingen, dieſe Art von Fortbewegung wieder in Mode zu bringen? Die Menſchen waren ja für jede Neuheit zu haben. Wie? En route, Poupoul!

Als ich den Mönch paſſierte, der daſtand und den Sauriern predigte, erfaßte mich eine ſeeliſche Erſchütterung. Ich ſagte: „Ich nahe mich in Ehrfurcht, auf den Knien, Hochwürdiger.“ Aber der Mönch holte mit dem Arm aus und ſchmetterte mich zu Boden. Lange lag ich leblos und Poupoul ſtellte verzweifelte Wiederbelebungsverſuche an.

Wie lange brauchten wir, Poupoul, bis wir nach Hauſe kamen? Aber ſchließlich lag ich auf dem Bett. Da kam einer von den Sauriern auf der Heide herein, ergriff das Bett mit dem Rüſſel und ſchleuderte es hoch in die Luft. Es tanzte und wirbelte herab zur Erde, wo es krachend aufſchlug. Ich erwachte. Aber da ſauſte ein brennendroter Komet heran und zerplatzte vor meinem Geſicht. Hehehe! Zweitauſend Grillen ſaßen in meinem Kopf und ſchrillten: gib mir doch, gib mir doch — da zog mich die Melodie langſam im Kreiſe und ich ſchlief ein.

Doch ich fand keine Ruhe. Mein Blut kochte. Der Schweiß rann in Strömen über mein Geſicht.

Ich ſtand auf. Die Türe war offen. Es war kühl, ja bei Gott, das war eine Nacht wie ein kühles Leintuch. Ich ging hinaus und fühlte wie mein Kopf kühl und klar wurde. Das Mondlicht lag auf der Heide, dick wie Schnee, und zwiſchen den Gräſern ſchwebten zarte, ſilberne Lichtgeſpinſte, die zerfloſſen, wenn man weiter ging. Ich ſtieg hinab zum Meer.

Es lag wie flüſſiges Silber, bebte und flimmerte, in der Nähe aber war es ſchwarz und glatt wie Pech. Es atmete verſtohlen wie ein Dieb im Verſteck und bei jedem verſtohlenen Atemzug ringelte ſich eine ſilberne Schlange im Sand. Meine Sohlen glühten, ich watete hinein und meine Füße wühlten in gleißendem Silber. Das Silber ſtieg mir bis an die Bruſt, an das Kinn — ah, nun berührte es meine Lider, es ſchlug über mir zuſammen. Nun war es dunkel um mich her, ich aber gleißte von oben bis unten. Wie ein ſchimmerndes Geſpenſt bewegte ich mich im ſchwarzen Meer. Silberne Perlen ſtiegen unter meinen Sohlen auf. Ich nieſte, und ich nieſte Silber, einen Sprühregen feiner ſilberner Tropfen, die raſch in die Höhe ſtiegen. Ich blickte nach oben. Dort lag das Silber wie eine dicke Schicht. All die ſchweren Silberkugeln, die meine Schritte aufrührten, tanzten blitzſchnell in die Höhe und vereinigten ſich mit ihr.

„Das iſt das Mondlicht auf dem Meere," ſagte

ich und ging weiter. Wie wunderbar ging es ſich doch auf dem Grund des Meeres!

War vorhin Lärm geweſen? Nein. Aber doch war es jetzt tauſendmal ſtiller. Solch eine Stille! Ich blieb ſtehen und lauſchte. Dieſe Stille ergriff mich. Da ſtand ich auf dem Grund des Meeres, den Kopf geneigt, und lauſchte und war glücklich. „Das iſt das Nirwana!“ ſagte ich und nickte. „Da ſind wir nun —“

Lächelnd ging ich weiter. Es ging über endloſe Dünen, Sand, Sand, mein Fuß ſank ein. Das Meer war ſchwarzgrün wie die Urwälder, in die keine Sonne dringt. Dann durchwanderte ich einen Wald hoher geiſterhafter Eisblumen. Wie bleiche Flammen ſtanden ſie und rührten ſich nicht. Plötzlich aber ſchwankten ſie, teilten ſich und ich ſah zwei große runde Fenſter vor mir glänzen. Etwas mahlte, und nun ſah ich, daß die großen runden Fenſter die Augen eines Ungetüms von einem Fiſch waren, der mich neugierig anſtarrte und die Kiefer hin- und herſchob. Hehe! Ich ſchnippte mit den Fingern. Das Ungetüm ſpreizte ſeine Rückenfloſſe, manövrierte und zog ſich zurück.

Der Wald der Eisblumen war zu Ende und ich ſtand wieder vor einer endloſen Sandebene.

Ich ſuchte etwas. Was, im Namen Gottes, ſuchte ich doch? Da ſtieß ich an etwas Hartes. Es war eine kleine Schiffskanone, die im Sande lag. Sie war

dick mit Grünſpan bedeckt, ich pickte daran, ſiehe da, ganze Stücke ließen ſich abbrechen. Ich ging weiter. Was ſuchte ich doch hier? Ich ſchüttelte den Kopf, ich wußte es nicht. Im Sande lag ein kleiner toter Fiſch. Ich ſah ihn lange an. Geheimnisvoll lag er da und ſein weißer Bauch ſchien mir zu ſagen, daß er lange auf mich gewartet habe, zu lange. Ich grub ein kleines Loch, bettete den Fiſch hinein, wie es ſich gehört, und ſchüttete Sand darüber. Oben auf das kleine Grab legte ich eine Muſchel. Alles mußte ſeine Ordnung haben.

Dann ging ich wieder. Unruhe ergriff mich. Ich blickte um mich, ich ſah in die Höhe. Ringsum war das dunkle unendliche Meer. Und plötzlich packte mich eine fürchterliche Angſt, weil ich hier unten im großen Meer irrte, klein wie ein Sandkorn, und nicht wußte, warum. Ich fing an zu laufen. Das Grauen jagte mich. Die Hände ausgeſtreckt, mit vor Entſetzen wehenden Haaren ſtürzte ich durchs Meer dahin und ſchrie.

Plötzlich aber hielt ich inne und ſtaunte und wurde ganz ruhig im Herzen: vor mir lag ein Wrack, grünlichgrau wie das Meer ſelbſt.

Es war ein haushohes altes Kauffahrteiſchiff, bauchig, mit einer Flucht viereckiger Luken, plumpen Verdeckbauten und zerſplitterten Maſtſtumpen. Von

oben bis unten war es mit einer ſchleimigen Lehmſchicht überzogen und grüne Moosbärte hingen überall herab. Neugierig ging ich um das Wrack herum. Am Bug war eine verſtümmelte Holzfigur, am Heck ſtand der Name: Maria A. D. 1730.

Da ſah ich oben eine graue Geſtalt, die ſich über die Reling beugte und mich anrief: „Hallo, biſt du hier, alter Leichenſchänder?“ Und der Mann lachte.

Am Lachen erkannte ich ihn. Es war Kerhuel, ein Fiſcher, der vor einigen Wochen mit zwei anderen ertrunken war.

„Ah, Kerhuel, du biſt es!“

„Komm an Bord! Haſt du Tabak bei dir? Hier iſt die Leiter, Achtung!“ Eine Strickleiter hüpfte herab.

Ich geriet in große Erregung. „Ich habe Tabak, Kerhuel!“ rief ich und ſtieg raſch an der ſchleimigen Wand des Wracks empor.

„Vorwärts!“ ſchrie Kerhuel, deſſen Augen unnatürlich hell waren. „Alle ſind hier, Leman, Bec, eine tolle Wirtſchaft. Roſſeherre wartet ſchon lange auf dich!“

Roſſeherre! Ach, ich war ja ausgezogen um Roſſeherre zu ſuchen! Wie dumm — nun fiel es mir ein. Du wirſt Roſſeherre ſuchen, ſagte ich zu mir, als ich ins Meer ſtieg.

„Hallo!“ heulte Kerhuel, die Hände am Mund.

„Patron! Ein Neuer iſt gekommen! Hallo, Roſſeherre, der Hochzeiter iſt da!“ Von allen Seiten tauchten verwilderte Köpfe aus den Luken.

Ich ſah eine Pyramide von grauen Haaren vor mir. Das war der Patron. Sein Haupthaar, ſeine Brauen, ſein Bart hingen wie Moos bis aufs Deck herab. Sein Schnauzbart flatterte, ſein Bart wehte, er hatte die Lippen ſchon lange wieder geſchloſſen, als ich verſtand, was er ſagte: „Willkommen auf dem Meeresgrund!“

Hundert Hände ſtreckten ſich mir zum Gruße entgegen, hundert neugierige Geſichter, leuchtend von kindlicher Freude, umdrängten mich. Sie alle hatten helle weitgeöffnete Augen und die Haare hingen ihnen wie naſſer Tang über die fahlen Geſichter. „Willkommen auf dem Meeresgrund!“

Ich erkannte Leman, wie immer hatte er den kurzen Stumpen einer Gipspfeife im Mund, Bec mit der Haſenſcharte — hallo! Zwei Fiſcher, Vater und Sohn, die ich nie geſehen hatte, ſchüttelten mir derb die Hand.

„Das iſt Roſſeherres Vater und das hier iſt dein Schwager, umarme ſie!“ rief Kerhuel.

„Roſſeherre iſt hier!“ ſagten die zwei und küßten mich auf beide Wangen.

Hier war ich gut aufgehoben, ich fühlte mich zu

Hauſe. Da ſpürte ich einen kleinen Schlag auf der Schulter und drehte mich augenblicklich um. Das war Roſſeherre! Sie ſah mich an und lachte wie jemand, der ſich verſteckt hatte und den man endlich aufſtöberte.

„Haſt du den Weg doch gefunden?“ fragte ſie. „Wo ſind die Ringe?“

Ich antwortete ihr nicht. Ich war gelaufen durch Tangwälder, Wüſten und über Wurzelberge und nun war ſie da. Ich ſtieß einen wilden Schrei aus, ergriff ſie und hob ſie hoch über den Kopf empor. Dann begann ich zu laufen. Ich rannte die ſchmale Treppe hinauf aufs Achterdeck, um die Taubündel herum, hinunter, an der Reling entlang, hinauf aufs Vorderdeck. Ich lief wie ein Teufel, und hinter mir her tobte die wilde Jagd. Roſſeherre hielt ſich an meinen Haaren feſt und ſtieß einen durchdringenden jauchzenden Schrei aus. Ich ſprang mit ihr in eine Luke hinein, kletterte blitzſchnell die ſteilen Stufen hinab und eilte durch einen ſchmalen Gang. Ein Schwarm aufgeſcheuchter winziger Fiſche ſchoß vor uns her. Die wilde Jagd hinter uns heulte, daß es brauſte. Ich rannte mit Roſſeherre auf den Armen durch ein Labyrinth von Gängen und Gemächern und endlich fing ich mich in einem großen Raum am Heck. Es gab keinen Ausweg mehr. Die wilde Jagd brach tobend herein. Ich keuchte.

„Hochzeit, Hochzeit!“ ſchrien ſie und ſchwangen die Mützen, indem ſie uns umringten.

„Wollt ihr nicht ein wenig Platz machen!“ ſagte ich lachend und wiſchte den Schweiß vom Geſicht.

Nein, das wollten ſie nicht. „Reißt ihnen die Kleider vom Leib, ho! ho!“ Sie heulten und drängten näher. Kopf an Kopf ſtanden ſie, hundert neugierige fahle Geſichter mit naſſen Haaren und hellen Glasaugen. Sie wollten alles ſehen —

Ich erwachte beim kläglichen Blöken eines Hammels. Die Türe ſtand offen und die Sonne ſchien herein. Sie leckte ſchon nach meinem ſchwarzen Kamin, es war nach Mittag. Ich ſprang auf. Poupoul kam herein um beim Lever gegenwärtig zu ſein. Ich ſchämte mich ein wenig vor ihm und blinzelte ihn ſcheu an. Aber ſeine Hochachtung und Zuneigung hatte nicht im geringſten gelitten. Dann ging ich hinunter zum Meer und ſchwamm, bis ich eiskalt bis in die Knochen wurde. Nun war ich friſch und guter Dinge. Ich hatte heute nacht eines der tiefſten Bohrlöcher meiner Exiſtenz erreicht — nun würde es geſetzmäßig in die Höhe gehen, immer höher, Gott weiß wohin.

Der Tag war herrlich und entfachte Mut.

Das Meer war ſpiegelglatt und blau wie Seide. Der Himmel war vollkommen wolkenlos und von wunderbar tiefblauer Färbung. Er flimmerte und da und dort war er durchſichtig wie Kriſtall: dort ſauſten die Windſtröme. Über die Inſel aber hauchte nur eine kaum fühlbare Briſe. Sie ſtreifte das Meer und breitete einen großen ſtahlblauen Fächer darauf aus, der ſich bald öffnete, bald ſchloß. Ein Schwarm von kleinen leuchtenden Segeln ſtand draußen. All

die Fiſcher, die geſtern betrunken vor dem Grand-hotel rollten, waren bei der Arbeit. Es wurde Abend, der Himmel färbte ſich grünlich. Das Meer wurde rot wie Wein und die leiſe Briſe hauchte und tupfte das Meer mit franſigen metallgrünen Flecken, die wanderten.

Die kleinen Segel glitten heimwärts durch die Bai und waren bleich.

Ich ging hinunter zum Hafen und ſtieg in Kedrils Boot. Als es dunkelte, zogen wir das Segel auf. Unmerklich glitten wir dahin, lautlos wie ein großer Vogel, und erſt nach einer Stunde hatten wir die große Bai hinter uns. Die Mondſichel gleißte. Alle großen Sterne funkelten am Himmel, die kleinen waren nicht zu ſehen. Es waren tauſend Stockwerke des Raums über uns. Die Mondſichel ſchwebte tief unten im Meer und die großen Sterne blitzten aus der Tiefe. Es waren tauſend Stockwerke unter uns. Zwiſchen Oben und Unten war eine dünne Glas-ſcheibe und darauf glitten wir dahin.

Die große Stille der Nacht machte uns ſtill und jeder hing ſeinen Gedanken nach. Am Horizont im Süden ſprühte ein Stern, halb im Meer, wie ein ſchwimmendes Feuer. Er ſandte kniſternde Strahlen nach mir — er ſprach mit mir. Ihr Weſen, die ihr euch an dieſem Feuer wärmt, wie nennt ihr dieſe

Sonne? Hala? Wandelte ich einſt unter Halas Strahlen oder iſt es mir beſtimmt auf meiner großen Reiſe dort vorüber zu kommen?

Du großer Geiſt über den Waſſern: Laß mich einſt unter Hala wandeln, laß meine Seele in den Biſonochſen fahren oder den Brüllaffen, einerlei — laß ſie nicht ſterben —

Kedril nieſte. Kedril, Unreiner, weshalb nieſeſt du zu unrechter Zeit und vermiſchſt deinen Unrat mit dem Weihrauch, den ich dem großen Geiſte emporſende?

Wir lagen und warteten auf die „Lady of Ireland“ aus Queenstown. Creach in der Ferne ſchwang ſeine Lichtwindmühle durch die Nacht und alle ſieben Sekunden blendete uns ſein Feuer zweimal nacheinander. Dann ſchien es, als wären wir hundert Schritte entfernt und blickten mitten in die gleißende Linſe und erblindeten.

Das Meer pochte am Boot und das Spiegelbild der Mondſichel verzerrte ſich und manchmal brach es in Stücke und Splitter. Die großen Sterne gleißten in der Tiefe wie fauſtgroße Brillanten, und zuweilen löſten ſie ſich in ein Geflimmer zitternder Funken auf, die ſofort wieder zuſammenſchmolzen. Ich ſah in das ſchwarze glänzende Pech hinein, durch mein mattes Spiegelbild hindurch; zuweilen wölbte es ſich lautlos,

als atme es. Feindselig und schaurig sah das Meer in der Tiefe aus — man glitt hinab, ohne Laut, tiefer und tiefer, es war dunkel und weich und immer noch fühlten die Füße keinen Grund ... Plötzlich fiel mir der Traum von heute nacht ein: da drunten feierte ich Hochzeit mit Rosseherre —. Ich lachte leise.

„Siehst du das Licht?" fragte Kedril.

Ich machte die Augen scharf. Ein rötliches Pünktchen flimmerte am Horizont, hundertfach feiner als der verglimmende Docht einer Kerze in einem dunkeln Raum.

„Verteufelt scharfe Augen hast du, Pilot!"

Die „Lady of Ireland" rauschte heran. Ohne Laut. Das Deng-deng der Glocke auf der Brücke klang klar durch die Stille. Ein paar Schatten beugten sich herab. Kedril ging an Bord.

Wir wechselten einige Worte mit den Schatten da droben. Eigentümlich klingen menschliche Stimmen in der Nacht auf dem Meer! Wie Gespenster waren wir.

VIII

Alles traf ſo ein, wie ich es vorausgeſehen hatte. An einem trüben Nachmittag trappelte es vor meiner Türe wie wenn ein junges Pferd vorbeigaloppierte, und als ich öffnete, ſah ich ein Mädchen mit einer weißen Haube in der Heide ſtehen. Sie führte zwei ſchwarze Hammel am Strick. Ich ſah bis hierher ihre Zähne, ſie lachte. Der Wind flatterte in ihren Röcken, es ſchien, als werde ſie zu mir hergeweht.

„Hier wohnſt du?“ rief ſie zu mir herüber und der Wind verwehte ihre Stimme, daß ſie fadendünn und fern klang.

„Ja, hier, haſt du es nicht gewußt? Wohin gehſt du?“

Roſſeherre drehte ſich und lachte. „Ich bringe meine Hammel nach Hauſe.“

„Was ſagſt du?“

„Meine Hammel bringe ich nach Hauſe!“

Ich ging näher.

„Wie iſt es dir ergangen ſeit Kedrils Hochzeit? Nichts Neues?“ Wir gingen Seite an Seite und kämpften uns gegen den Wind.

Rosseherre sah mich durch das Gitter ihrer wehenden gelben Haare an und lachte. „Yann hat mich vor Zorn geschüttelt. Weil ich mit dir tanzte.“

„Yann? Er sagte doch selbst, daß du mit mir tanzen sollst?“

„Aber weil du so mit mir getanzt hast.“

„So? Wie sollte ich denn sonst mit dir tanzen? Man tanzt immer so mit einem Mädchen.“

Das sah Rosseherre ein. „Yann ist immer bei schlechter Laune,“ fuhr sie plappernd fort. „Er will, daß wir heiraten. Aber Jean Louis gibt nicht die Einwilligung dazu und ohne das geht es nicht. Ich bin noch zu jung, sagt Großvater.“

„Dir eilt es wohl nicht so sehr?“

Rosseherre schüttelte den Kopf. „O, nein! Wenn ich ihn einmal geheiratet habe, so wird er anfangen zu trinken und mich schlagen, das tun sie alle.“

„Nein. Yann hat ein gutes Herz.“

Rosseherre nickte. „Sein Herz ist gut, ja. Aber er ist ein Seemann, trotzdem.“

Rosseherre erzählte tausend Kleinigkeiten, die ich alle mit Vergnügen anhörte. Ihre hohe kindliche Stimme schwang auf und ab und der Wind verwehte sie. Die ganze Rosseherre flatterte wie eine Fahne. Bei jedem Schritt schlüpften ihre kleinen runden Ferſen aus den Holzschuhen. Ihre Augen waren zusammen-

gezogen und ſcharf gegen den Wind gerichtet, wie die Augen einer Möwe. Sie zuckte nicht einmal mit der Wimper, wenn ihr die eiskalten Regentropfen ins Geſicht ſchlugen.

Wie die Erde ſo braun biſt du, Roſſeherre, deine Haare ſind gelb wie die Heideblumen und ſonſt biſt du gemacht aus Wind und Regen und Salz!

Wir gingen auf und ab über die öde Heide. Da und dort lagen verwitterte Steinblöcke und Haufen von aufgeſchichtetem Tang. Nichts war zu hören als das klägliche Blöken der frierenden Hammel, die hier und da angepflöckt waren, und der ſchrille Schrei einer Möwe irgendwo. Eine hungrige ſchwarze Kuh ſtand am Wege und muhte melancholiſch, als wir vorbeikamen. Sie war nicht größer als ein Kalb, eine Zwergin von einer Kuh. Keine der wenigen Kühe auf der Inſel war größer. Auch die Tiere taten hier nur, was unbedingt nötig war; die Hühner legten winzige Taubeneier. Am Boden zitterten kleine kurzſtielige Blumen. Der Wind ließ ſie nicht in die Höhe wachſen. Da ſie die Nordwinde fürchteten, ſo hatten ſie ſich nur an den ſüdlichen Rändern der Erdwälle angeſiedelt. Hier lagen ſie auf dem Geſicht und froren. So oft wir aus einer Mulde herauskamen, ſahen wir das düſter rauchende Meer und die ſchäumenden Klippen. Der

Norden der Insel war in eine Nebelbank eingehüllt, die langsam näherkroch.

Rosseherre wußte nichts mehr, und nun erzählte ich ihr alles, was mir da drunten auf dem Meeresgrund passiert war. Ich flocht eine Menge haarsträubender Abenteuer mit Haifischen und Polypen ein um ihrer Phantasie entgegenzukommen.

Plötzlich blieb Rosseherre stehen und sah mich erschrocken an. Ihre Augen waren grün wie der Schaum im Meer. „Du hast Vater und Bruder gesehen?" unterbrach sie mich.

„Ich träumte das ja nur, Rosseherre."

Rosseherres Blick flackerte und sie wurde rot. „Sie sind beide ertrunken," sagte sie leise. Und sie deutete über die Heide und ihre Stirn zerknitterte sich feindselig. „Da draußen!" Eine Weile erschien sie mir merkwürdig und um vieles älter, dann aber schüttelte sie den Kopf und ging weiter. „Und was sagten sie?"

„Rosseherre ist hier. Sonst nichts."

Rosseherre lächelte.

‚Sonst sagten sie nichts?"

‚Nein."

Und ich erzählte, daß sie alle im Kreise standen und heulten, und was ich mit ihr tat. Da sah mich Rosseherre mit großen, verwunderten, lachenden Augen an und brach in ein lautes, kindliches Gelächter aus.

„Solch ein Traum — hahaha! — wie kann ein Menſch nur ſo etwas träumen.“

„Ja, was ſagſt du dazu, Roſſeherre?“ rief ich aus und lachte ebenfalls und legte den Arm um ihr Mieder. „Iſt das nicht eine närriſche Sache geweſen?“

Roſſeherre ſah ſich um und ſuchte zu entſchlüpfen. „Wenn es jemand ſieht!“

„Was tut es?“

Sie ſah mich erſtaunt an. „Dann wird dich töten?“

„Haha!“ Ich lachte. „Was tut es?“ Ich war ganz trunken von ihrer Nähe. Durch das Mieder fühlte ich die Wärme ihres Körpers und ihre kleinen zarten Rippen. Ihre Haare wehten mir ins Geſicht. Auf ihrer braunen Wange lag ein Regentropfen und fing zu rieſeln an. Gerade auf dieſen rieſelnden Regentropfen küßte ich ſie. Ihre Wange war kalt wie Eis.

„O, wie böſe du biſt!“ rief Roſſeherre aus, rot im Geſicht.

„Was ſoll ich tun, da du mir gefällſt, Roſſeherre?“

Sie lachte und kämpfte ſich tapfer durch den Wind vorwärts.

„Du haſt auch Jeanette geküßt.“

„Jeanette? Die ſchwarze Jeanette?“

„Ja, ſie hat es erzählt. Und man ſagt, daß du

Martina beſuchſt und einmal hat man dich nachts in Stiff geſehen, vor dem Hauſe der Witwe Bec —"

Da hatte ich es. Mein Leumund war nicht der beſte.

„Hahaha, Roſſeherre, Roſſeherre, was die Leute doch alles zuſammenlügen! Sonſt hat man nichts geſagt, wie?"

Die Nebelbank war dicht vor uns. Sie kroch auf gekräuſelten Rädern von Rauch über die Heide. Im Augenblick waren wir eingehüllt. Der Strick in Roſſeherres Hand wurde unſichtbar und die kleinen Hammel trippelten grau und verwaſchen hinter uns her. Rauch klebte in ihrer Wolle.

Plötzlich erſchütterte ein furchtbarer Ton die Luft und wir erbebten. Es klang, als ob ein haushoher eherner Stier brüllte. Sein Atem riß ein Loch in den Raum, eine Röhre, durch die das Brüllen wie eine große grollende Kugel hinaus übers Meer rollte, ferne, immer ferner. Dann erhob der eherne Stier aufs neue ſein Gebrüll und der Boden zitterte.

„Nun ſieht uns niemand mehr, Roſſeherre!" ſagte ich und küßte ihre eiſige Wange, und ihre feuchten Haare kamen mir zwiſchen die Lippen.

Roſſeherre ſträubte ſich nicht mehr. Aber ſie lachte, als fände ſie es lächerlich, daß ich ſie küßte.

„Wenn dir meine Ringe gefallen, Roſſeherre,"

ſagte ich, „ſo ſollſt du ſie haben. Komme zu mir, dann bringe ich ſie dir heraus, du brauchſt nicht ins Haus zu treten.“

„Weshalb aber willſt du mir die Ringe ſchenken?“ fragte Roſſeherre.

„Weil du die ſchönſte der Inſel biſt!“

„Hahaha!“

„Wirſt du kommen?“

Roſſeherre ſah mich an. „Weshalb ſoll ich denn nicht kommen?“ ſagte ſie verwundert. „Aber du darfſt dich nicht mehr mit Jeanette abgeben, hörſt du? Ich haſſe ſie. Und Yann darf es nicht wiſſen!“

„Nie wird Yann etwas erfahren.“

„Nun, adieu!“ Roſſeherre lief. Doch nach ein paar Schritten blieb ſie wieder ſtehen. „Dis-donc!“ rief ſie durch den Nebel. „Kannſt du mir zwei Sou leihen?“

Ich lieh ihr zwei Sou. —

Die ganze Nacht hindurch brüllte das Nebelhorn von Creach. Alle drei Minuten erſchütterte ſein Gebrüll zweimal nacheinander mein Haus. Und in den Pauſen war es ſo beängſtigend ſtill, als lauſche alles, das Meer, die Klippen. Und auch da draußen auf den Schiffen lauſchten ſie; ſie neigten ſich über die Brücke, machten die Ohren ſcharf und zählten die Minuten ab und ihre Herzen klopften.

Ich ſaß vor meinem kleinen Feuer, rauchte die Pfeife und dachte daran, was ich Roſſeherre ſagen würde, wenn ſie käme.

„Höre Roſſeherre, kleine ſüße Madonna," wollte ich ſagen, „nimm Platz, ich habe all die Zeit auf dich gewartet und mein Herz iſt voller Freude dich zu ſehen" —

Ich lauſchte. Ein Dampfer tutete. Ganz fern. Er tutete ängſtlich und eingeſchüchtert, als ob er ſich vorſichtig Schritt um Schritt vorwärts taſte. Der Nebel quoll wie Rauch durch die Ritzen der Türe. Ich legte Holz aufs Feuer.

„Das iſt ja alles Unſinn!" ſagte ich laut. „Ich werde ganz anders mit ihr reden. So, wie man mit einem Fiſchermädchen ſpricht, baſta!"

IX

Als ſie aber kam, ſagte ich gar nichts. „Ah, da biſt du ja!“

„Ja, da bin ich,“ antwortete ſie und zeigte die Zähne.

„Willſt du nicht hereinkommen?“

Sie lugte neugierig durch die Türe.

„Nein, ach nein. Die Sonne ſcheint ſo ſchön!“

Da ſaß nun Roſſeherre, die kleine Blume der Inſel, auf dem Stein vor meiner Türe und arbeitete an einem dicken weißen Strumpf. Die Holzſchuhe hingen an ihren Zehen, zuweilen ſtrich ſie ſich eine Haarſträhne aus dem Geſicht. Sie plapperte und ihr friſcher, ſechzehnjähriger Mund ſtand nicht einen Augenblick ſtill.

Ich rauchte und ſah ihren flinken braunen Händen mit den hellen Fingernägeln zu, und den Stricknadeln, die gegeneinanderſchlugen wie ein Bündel von Maſten verankerter Fiſcherboote bei unruhiger See.

Ein paar Schritte entfernt ſtanden die beiden Hammel Roſſeherres, ſchwarz wie Teufel. Der Wind ſpielte in ihrer Wolle. Stundenlang konnten ſie ohne ſich zu bewegen uns Wundertiere wie hypnotiſiert anſtarren und die helle Angſt und Ehrfurcht

blendete aus ihren ſchwarzgeſchlitzten Bernſteinaugen. Zuweilen ſchnupperten ſie mit ihren ſanften ſüffiſanten Kamelsſchnauzen und wichen ſcheu zurück, denn ſie fürchteten ſich vor allem, dem Wind, den Inſekten und ſelbſt vor Dingen, die wir Menſchen nicht ſehen. Wenn Poupoul ſich nur ſtreckte oder gähnte, ſo rannten ſie raſend vor Schrecken um ihren Pflock herum. Gewiß erſchien er ihnen wie ein ſchrecklicher, haushoher Bär, der ſie mit Haut und Haar verſchlingen konnte, ohne im geringſten ſatt zu ſein. Dann ſtanden ſie wieder auf ihren dünnen eleganten Beinchen, auf den Zehen ſozuſagen, und ſahen uns ängſtlich und neugierig an.

Auf dem Meere zog ein Dampfer. Winzige Flaggen kletterten an ſeinen Tauen in die Höhe, er ſprach mit unſerem Semaphor. Ich machte die Augen ſcharf und ſpähte hinaus: da ruderte ein Fiſcher verzweifelt in ſeinem kleinen Kahn um nicht zerſchmettert zu werden. Nein, es war eine ſchwarze Klippe, nichts ſonſt, immer wieder konnte ich mich täuſchen. Die Wogen wanderten vorüber, endlos, immer andere, immer die gleichen. Aus dem Meer hob ſich eine weiße Tatze und ſchlug nach den Klippen.

Es war warm, die Inſekten ſummten. In den letzten Tagen waren vor Sturmvilla kleine Blumen aufgeblüht, die ich noch nirgends geſehen hatte. Sie

ſahen aus wie winzige gedrehte Wachskerzen, rundherum liefen kleine Blüten, wächſerne Glöckchen. Wir hatten es gut hier, und wie herrlich blau der Rauch meiner Pfeife war!

Roſſeherre ſchwang ihre Holzſchuhe an den Zehen und ſang halblaut. Es klang wie das feine Weinen des Windes und zuweilen wie das Piepen der kleinen Vögel, die auf der Inſel lebten und nur leiſe und ſchüchtern ſangen, als ſei es nicht der Mühe wert.

„Willſt du mir nicht ſagen, was du ſingſt, Roſſeherre?“

Roſſeherre dachte lange nach, dann ſang ſie halblaut und raſch Strophe um Strophe, erſt Bretoniſch und dann Franzöſiſch. Sie zögerte: „O, das kann man nicht auf franzöſiſch ſagen, es hört ſich wie nichts an.“

„Was iſt es?“

„Es iſt ein Fiſchermädchen, das ins Kloſter nach Quimper kommt. Der Fiſcher beſucht ſie und klopft ans Fenſter. Mach auf, mach auf! ſagt er, blick heraus. Du brauchſt nur die Hand zu öffnen und ich lege einen Apfel und eine Birne hinein.“

Sie wußte ein kleines trauriges Lied, das ſie oft ſang, und ich vergaß es nicht wieder. Es braucht nur ein leiſer Wind zu wehen und ich höre dieſes Lied in den Ohren. Denn das Lied und der Wind, das iſt ein und dasſelbe. Ein Mädchen will einen

Fiſcher heiraten, aber die Frauen ſagen: Tu es nicht. Nichts als Kummer wirſt du haben, Kind, dann ſtirbt er und du biſt allein. — Vielleicht nicht, ſagt ſie und nimmt ihn. Der Fiſcher zieht fort nach St. Pierre zum Stockfiſchfang, auf viele Monate. Nun kommt eine Nacht, eijo, wie wild und dunkel ſie iſt! Plötzlich pocht es ans Fenſter der Fiſcherfrau. Mach auf, ich bin's, dein geliebter Mann. Sie öffnet das Fenſter. Da ſteht er und auf der Hand trägt er ſein Herz. Sie ſchreit und klagt und läuft zu den Nachbarn: Mein geliebter Mann iſt tot.

„Iſt er auch wirklich tot geweſen, glaubſt du?"

Roſſeherre ſah mich mit erſtaunten Augen an. Sie antwortete gar nicht.

Am beſten aber gefiel mir das Lied, das die Fiſcherfrauen ihren Kindern ſingen.

Sobald Roſſeherre es begann, mußte ich lächeln.

Roſſeherre ſang:

Die Fiſcherfrau kocht den Brei und ſpricht: „Ach, könnt ich doch wiſſen, wo mein guter Mann iſt. Ein Jahr lang hab ich nichts von ihm gehört."

Der Gnom ſitzt im Kamin und äfft ihr nach —

Aber Roſſeherre ſagte ja nicht „Gnom", ſie ſagte Lutin und das klang ganz anders. Lutin, Lutin. Und die Stimme des Lutin ſang ſie ganz hoch und quiekend:

Der Lutin ſitzt im Kamin und äfft ihr nach: „Ach,

könnt ich doch wiſſen, wo mein guter Mann iſt. Ein Jahr lang habe ich nichts gehört von ihm.“

Die Fiſcherfrau ſeufzt und ſpricht: „Ach, guter Mann, komm und hilf mir doch.“

Der Lutin äfft ihr nach: „Ach, guter Mann, komm und hilf mir doch.“

Die Fiſcherfrau ſpricht: „Ach, guter Mann, der Lutin ſitzt im Kamin und äfft mir nach.“

Der Lutin äfft ihr nach: „Ach, guter Mann, der Lutin ſitzt im Kamin und äfft mir nach.“

Die Fiſcherfrau ſpricht: „Lutin, Lutin, ich habe keine Furcht vor dir.“

Der Lutin äfft ihr nach: „Lutin, Lutin, ich habe keine Furcht vor dir.“

Die Fiſcherfrau ſpricht: „Ach, guter Mann, hilf mir doch, der Lutin hat mir einen ſchwarzen Stein in den Brei geworfen!“

Der Lutin äfft ihr nach: „Ach, guter Mann, hilf mir doch, der Lutin hat mir einen ſchwarzen Stein in den Brei geworfen!“

Schrill und ſpottend klang hier Roſſeherres Stimme. Ich lachte.

„Ich möchte das kleine Lied bretoniſch haben,“ ſagte ich, „willſt du es mir aufſchreiben?“

„Ja.“

„Komm herein.“

Rosseherre sah mich mit heiteren vielsagenden Augen an. Sie schüttelte das gelbe Haar. „Nein? Rosseherre, was du doch denkst!“ Ich brachte ihr ein Stück Papier und sie beugte sich darüber und kritzelte: Rosse—herre.

„Aber das Lied?“

Rosseherre lachte. Sie konnte nicht schreiben.

Der Abend kam und Rosseherre pflückte die Hammel ab.

Dann nahm sie den Strickstrumpf unter den Arm und lief. „Kenavo!“

„Kenavo!“

Die Bänder ihrer weißen Haube flatterten. Rasch und lieblich wie die Maus im Felde bist du, Rosseherre — — —

X

An vielen Nachmittagen kam Roſſeherre mit ihren Hammeln nach Sturmvilla. Dann war draußen auf dem Meer.

Und ſie erzählte von den Lutins, die früher an die Fenſter der Fiſcher klopften, in der Nacht, und ſchrien: märri, märri! Wie eine Katze miaute Roſſeherre. Ja, und ein Lutin zerriß einen Brunnenſtein, mitten durch riß er ihn, weil er in Wut kam. Sie lockten die Fiſcher auch in die Grotten am Meer, ſie ſagten: Komm, komm mit in die Grotte, Gold, Gold, ganze Haufen Gold will ich dir geben. Dann aber kam die Flut und die Fiſcher ertranken elend.

Ob ſie je einen Lutin geſehen habe?

Roſſeherre ſchüttelte den Kopf. „Nein," ſagte ſie und blickte mit offenem Mund zum Himmel empor. „Einmal, glaube ich, habe ich Lutins geſehen, drei Stück, die nebeneinander hockten und mir Geſichter ſchnitten. Aber ich muß mich wohl verſehen haben. Denn es gibt keine Lutins mehr. Die Prieſter ſind gekommen und haben Weihwaſſer über die Felſen geſprengt, da ſind die Lutins aufs Meer hinausgefahren, ganze Schwärme. Nur einen Geiſt gibt es noch auf der Inſel, das iſt Poupon, der Mörder."

„Poupon, der Mörder?“

Rosseherre nickte. „Ja,“ sagte sie ernsthaft, „er haust in der tiefen Schlucht, du gehst jeden Tag vorüber. Wenn das Meer wild ist, so kannst du ihn heulen hören. Hüte dich vor ihm!“

„Hüte dich?“

„Ja. Niemand geht hier vorüber. Denn Poupon hat einen bösen Charakter. Schon viele hat er hinuntergerissen. Alle machen einen Bogen. Poupon, ja, er war ein Fischer und hatte eine junge Frau. Einmal fuhr er nach der großen Erde hinüber und da kamen große Stürme und er mußte drei Wochen warten. Dann kam er zurück. Und ein Lutin setzte sich auf sein Ohr und sagte immerfort: Es war einer hier. Seine Frau setzte die Fischsuppe auf den Tisch und klopfte ihm auf die Backe, aber er stieß sie zurück und sagte: Wer war hier? Sie sagte: Keiner! und weinte.

Poupon aber wurde immer wütender; und nichts ist schrecklicher als ein Fischer, der eifersüchtig ist. Frau! sagte er, wenn es so abgeht, so werde ich sagen: Frau, ich verzeihe dir. Aber wenn es nicht so abgeht, so werde ich sagen: Schmutzige Kuh! und werde dich töten. Sie sollte aber ein Kind bekommen und Poupon erstach sie. Er kam mit einem blutigen Messer ins Dorf und tanzte vor den Häusern, und

die Leute fürchteten ſich. Dann, ja, dann lief er über die Heide nach Stiff, wo die Klippen ſo hoch ſind wie zwei Kirchtürme, und ſtürzte ſich hinab. Aber das Meer wollte ihn nicht und warf ihn zurück. Da rannte er rund um die Inſel und ſchrie ſo furchtbar, daß alle es hörten und die Türen aufmachten. Er ſtürzte ſich dort in der Schlucht ins Meer, aber das Meer nahm ihn nicht. Seitdem hauſt er in der Schlucht. Und ſobald der Sturm kommt, ſtürzt er ſich ins Meer und heult lauter als der Sturm, aber das Meer nimmt ihn nicht. Er kann nicht ſterben."

Nun wußte ich auch, weshalb Roſſeherre ſtets einen großen Bogen beſchrieb, ſobald ſie ſich Poupons Schlucht näherte.

„Weshalb kann er aber nicht ſterben?" fragte ich und ſtellte mich dumm.

Roſſeherre brach in das heiterſte Lachen aus. „Weil die Frau unſchuldig war! Der Lutin hatte ihn belogen. Traue nie einem Lutin, das ſind ſchlechte Weſen." —

Ich ging ins Dorf und ließ mir all die Herrlichkeiten an Schultertüchern vorlegen, die Noel beſaß. Ich wählte ein blauſeidenes Tuch mit grellroten Roſen in den Ecken. In Noels Laden traf ich mit Martina zuſammen. Sie rief mich ſpäter vor Noels Haus an, ich wollte vorübergehen.

„Du biſt ſo lange nicht gekommen?“ ſagte ſie, und ich ſah, daß ſie trotz alle dem ſchöne ſchwarze Augen hatte.

Ich blickte an ihr vorbei, hinaus aufs Meer.

„Ich komme auch nicht wieder!“ entgegnete ich.

Martina ſprach kein Wort darauf, ſie ſah mich verwundert an und ging.

Haha, welche Freude Roſſeherre haben wird, wenn ich ihr das Schultertuch zeige! Und ihre Freude war groß. „Das iſt für mich?“ ſagte ſie und deutete auf ihr Herz. „O nein, o nein?“

Ich hatte ein kleines Meſſer. Das gefiel Roſſeherre und ſie bekam es. Mein Bleiſtift gefiel ihr, eine alte Kupfermünze, ein Taſchentuch. Alles hatte Wert für ſie und ſie bekam es. Roſſeherres Geſicht war verdunkelt von einem tiefen, alten Kummer. Sie war Noel zehn Sou ſchuldig und er gab nichts mehr, bevor ſie bezahlte. Und Roſſeherre zeigte mir ihr kleines Lederbeutelchen, es waren nur drei Sou darin. Ob ich ihr vielleicht zehn Sou leihen könne? Und nun war Roſſeherre fröhlich, ſo leicht fühlte ſie ſich, daß ſie immerfort ihre blitzenden Zähne zeigte.

„Roſſeherre,“ ſagte ich, „willſt du nicht jetzt die Ringe haben, die ich dir verſprach?“

Sie lächelte und ſchüttelte den Kopf.

„Nein?“

„Nein. Denn wenn ich sie habe, so wird niemand auf der Insel glauben, daß du sie mir so geschenkt hast.“

„Aber du brauchst sie ja nicht zu zeigen.“

„Was habe ich von Ringen, die niemand sieht?“

„Und Rosseherre —?“

Rosseherre lachte. Sie war ein Kind.

Ich aber fühlte, daß ich keine Macht über sie hatte. Durch nichts konnte ich Eindruck auf sie machen. Ich war wohl braun wie ein Fischer und meine Stimme war so rauh wie die eines Matrosen. Zuweilen sagte sie auch, daß ich wilde Augen habe. Ich hob den Stein, auf dem sie saß, ein wenig in die Höhe um ihr zu zeigen, daß ich Kraft hatte. Ich warf mich in die Brust und sagte, daß es mir Vergnügen machen würde, mit einem Schock Teufel um eines ihrer blonden Haare zu kämpfen. Nichts half.

Rosseherre, was soll ich tun, soll ich Feuer speien und Felsblöcke ins Meer schleudern wie der selige Polyphem? Hehe, Rosseherre, oder soll ich dir zeigen, daß ich stärker bin als du —

XI

Es wehte, wirre Stimmen und hohles Geſchrei waren in der Luft. Das Meer warf ſich unruhig hin und her und toſte. Die Giſchtſäulen ſtiegen ſenkrecht an den Klippen empor und der Wind ſchleuderte ſie ziſchend gegen das Geſtein.

Ich ſah Roſſeherre über die Heide kommen, aber plötzlich verſchwand ſie und erſt nach einer Weile entdeckte ich ihre weiße Haube draußen zwiſchen den Klippen.

Sie ſaß untätig auf einem Stein und ſtarrte ins Meer hinaus.

„Guten Tag, Roſſeherre!“

Sie antwortete nicht.

„Willſt du nicht zu mir kommen?“

Roſſeherre zog die Stirn in tauſend kleine Falten, dann ſah ſie mich an. Ihre Augen ſahen matt und krank aus. Ich verſtand, was ſie ſagen wollte, und ließ ſie allein.

Einmal ſah ich, daß Roſſeherre den Kopf in die Hände nahm und ihn wiegte wie jemand, der weint. Der Wind flötete in den Felſen und peitſchte das graue Meer. Sie ſaß im fegenden Regen.

Ich ging näher. Sie weinte nicht, ſie ſang mit einer hohen traurigen Stimme und wiegte den Kopf dazu.

Ich rief ſie an. Sie wandte den Kopf. Ihre Wangen ſchienen eingefallen zu ſein, ſie ſah gealtert aus. Ihre Augen waren ganz verändert und der Blick ſo fremd, als erkenne ſie mich nicht.

„Weshalb ſitzt du denn im Regen, Roſſeherre?“

Sie bewegte die Lippen und lächelte, ein leiſes, krankes Lächeln. Sie ſagte nichts.

Ich ging. Ich fing an zu verſtehen, daß etwas nicht in Ordnung ſein müſſe mit ihr.

Sie ſaß da draußen im Regen bis es dunkelte. Später ging ich hinaus um nach ihr zu ſehen. Sie war gegangen, einen andern Weg.

XII

Es iſt noch Nacht. Alles iſt leer, die Götter ſchlafen, die Tiere und Menſchen, ich allein bin wach. Wie ein Geiſt wandere ich im düſtern Morgengrauen. Stille. Nur mein Schritt pocht, wie ein dumpfer Hammer klopft es unter dem Boden. Eine lautloſe Briſe ſchleicht dahin, geſättigt vom ſtarkriechenden Nachtſchweiß des Meeres. Die Geſtirne der Inſel leuchten noch, übernächtig erſcheinen ſie. Der Mond von Stiff zuckt fahl auf und ab, weiß, weiß, rot, Creach ſchwingt ſeine bleichen Strahlenbündel atemlos im Kreiſe. Im Oſten birſt die Nacht und der Morgen dampft durch den Spalt wie blutnaſſes Fleiſch. Ein Schauern geht über das Meer, als fröſtle es. Creachs Lichthiebe fliegen wie dünne Schleier dahin, die fahlen Farben der Inſel tauchen auf, das Meer färbt ſich. Creach erliſcht. Stiff im Norden glüht noch einmal rot, dann kommt ſein Licht nicht wieder.

Weit draußen ſchrillt eine Möwe. Ein Schrei antwortet ihr und plötzlich erhebt ſich auf den Klippen ein wirrer, feilender Lärm. Dieſes gierige Schreien von Raubvogelſchnäbeln begrüßt zur gleichen Stunde das Licht von Tauſenden von kahlen Riffen in den Meeren.

Im Dunſt des Hafens bewegten ſich die Fiſcher wie plumpe, tappende Geſpenſter. Ein rieſiges Segel ſtieg in die Höhe und zog in den Nebel hinein. Ich begrüßte Jean Louis, den „Meerkönig“, und ſchweigſam bereiteten wir die Fahrt vor. Wir ſchöpften Waſſer aus, ordneten Leinen, Köder, Segel. Die Brandung donnerte. Die Welle ſpritzte, das Boot rieb ſich knirſchend am Kai. Ein Ruder polterte, Ketten klirrten, eine laute Stimme ſchalt drinnen im Nebel. Jemand fluchte. Es roch nach faulem Waſſer und Fiſchen. Dann klapperten wir den Steig hinauf zu Chikel um raſch zu frühſtücken. Jean Louis goß ſich einen Schoppen eau de vie in die Kehle und damit war er fertig. Auf dem Meere aß er dann den ganzen Tag nichts als ein Stück Brot und am Abend trank er wieder einen Schoppen Schnaps, dann ſchlief er. So lebten ſie.

Wir fuhren. Ein paar ſchattenhafte Segel zogen vor uns im Dunſt. Das eiſige Waſſer rauchte. Über die klumpigen, niedrigen Wolken hauchte Glut und auf einmal rückten ſie in die Höhe und waren leicht und ſchwebend. Die Sichel des Mondes wurde dünn und durchſichtig, die letzten Sterne zuckten flimmernd und plötzlich waren ſie verſchwunden. Das Meer färbte ſich dunkelblau im Schatten der Klippen, die wie blaßrote Korallen blühten. Milchige Nebelſtreifen

glitten über die Inſel. Sie verhüllten den Leuchtturm von Creach, und als er wieder auftauchte, blitzte ſein gläſerner Kopf von roten Feuerchen. Plötzlich wurde das Meer weit und licht und die Segel draußen leuchteten wie pures Gold.

Der Wind erfaßte unſer Segel und das Boot legte ſich zur Seite. Wir begegneten der erſten Welle von Charakter, das Boot ſtieg in die Höhe und glitt hinab. Das war der erſte Gruß des großen Meeres! Von da draußen —

Ich machte es mir bequem im Boot und zündete eine Zigarette an. Jean Louis rauchte trocken; er riß das Papier von der Zigarette und ſteckte den Tabak in den Mund.

„Ein ſchöner Morgen, Jean Louis!“

„Hü-hü-hü!“

Der Meerkönig war nichts als ein winziges Bündel aus einer ſchmierigen, flachen Mütze und ſchmutzigen Holzpantinen. Unter der Mütze hingen ein paar dünne, weiße Haarſträhnen hervor, und ich ſah nur ſelten ſein fauſtgroßes, roſiges, ewig lächelndes Geſicht. Seine Jacke war von allen Seiten eingeſchrumpft und die Hoſen reichten nur bis zum Schienbein. Die blaue Leinwand war gebleicht, ſchneeweiß auf Schultern und Schenkeln, und auch die vielen Flicken waren ſchon längſt wieder gebleicht. Die Ärmel waren mit

einer Kruſte bedeckt und glitzerten von Fiſchſchuppen. Er wiſchte Naſe und Meſſer daran ab. Jean Louis hatte Hände aus Holz vom ewigen Rudern und er konnte die Finger nicht mehr biegen. Seine Äuglein waren gebleicht wie ſein Kittel, und doch ſah er wie ein Fernrohr. Die Holzſchuhe hatte er mit Stroh ausgeſtopft und wo das Stroh den Schmutzpanzer durchſtochen hatte, klebten große Tropfen von ſchwarzem, trockenem Blut.

Der Meerkönig war der tapferſte Mann der Inſel, du kannſt fragen, wen du willſt. Er hatte vierzehn Menſchen das Leben gerettet und ſo und ſo oft ſelbſt Schiffbruch gelitten. In ſeiner Jugend hatte er wiederholt die Welt umſegelt, aber davon wußte er nichts mehr. Er war jetzt „ſüben=hund=ſübzüg Jahre" alt und im nächſten Sommer wurde er „acht=hund=ſübzig Jahre". Der Meerkönig war der gefürchtetſte Dieb der Inſel. In Nacht und Nebel fuhr er hinaus, wo die Fiſcher die Languſtenreuſen verankert hatten. Dieſe Körbe zog er in die Höhe, obſchon ſie ſo ſchwer waren, daß ein ſtarker Mann zu tun hatte. Er nahm die Languſten heraus, ließ die Reuſen wieder hinab ins Meer und legte die Languſten in ſeine Körbe. Wenn nun die Fiſcher am nächſten Tag hinausfuhren, ſo zeigte es ſich, daß alle Languſten ausgerechnet in Jean Louis' Reuſen marſchiert waren —

hû-hû-hû —! O, sie hatten ihn schon dabei erwischt —

Wir überquerten den Strom. Das Boot pendelte und das Spritzwasser klatschte gegen unser Segel. Das Meer sauste und weiße Gischtbomben schlugen über die Klippen ein.

„Tas Möhr gefällt mir heute nücht!“ heulte Jean Louis.

Ich lachte vor mich hin. „Desto besser!“ sagte ich und begann, Jean Louis' Beispiel folgend, die Leine bereit zu machen.

— — — — — — — — — — — — —

Eine knappe Meile von der Insel entfernt gab es eine Kette von halbversteckten Klippen und Riffen, gegen die der Strom tobte. An dieser Kette von Riffen zogen wir entlang, hin und her, und fischten

Die Wogen waren hier rasch und zornig, sie waren schwarzgrün und mit einer Schicht wie von Öl und Ruß überzogen. Der helle Köder stieg in sie hinab wie ein kleines grünes Licht. Das Licht sank und sank, wurde düster, und endlich erlosch es und nichts blieb als dieses bebende, dahinsausende Hügelfeld dunkler, schleimiger Wogen. Wir legten die Leine über den Finger und fühlten im Beben der Schnur den gewaltigen Hub der großen Schlagader,

die Millionen Tonnen Waſſer vom Golf von Mexiko bis hinauf zu den Lofoten pumpt.

Drunten in der Finſternis aber — ja, Gott gebe es, denn wir galoppierten nicht zum Vergnügen hier an den Klippen entlang — da waren ſie. Ich lauſchte durch die Leine hundert Meter tief ins Meer hinab — ſtill! Ja, ſie waren da! Sie ſchoſſen hinter dem fliegenden Licht her, beglotzten es von allen Seiten, ihre Rückenfloſſen ſpreizten ſich vor Begierde, ihre Leiber ſchwollen auf, ihre Schnurrbärte bebten, ſie ſtießen mit den ſtumpfen Schnauzen gegen den Köder, zerrten —. Aber noch war der rechte Augenblick nicht gekommen. Der Fiſch iſt argwöhniſch. Ich zog etwas an der Leine, um ſeine Gier zu reizen, ließ nach, machte ihn ſicher und — zog an. Es war geſchehen! Meine Arme wirbelten, ich lag über dem Bootsrand und arbeitete fieberhaft. Ich hatte gut hundert Arme Leine einzuhaſpeln und mußte raſch ſein, denn der Fiſch läßt nichts unverſucht. Wie ein Hund riß er an der Leine, er ſchmiß ſich gegen den Haken, zerrte, aber ich gab nicht nach. Die Bleiſtückchen erſchienen: und da war er. Er glotzte mich mit aufgeriſſenen wütenden Augen an, ſchüttelte ſich vor Schmerz und Entſetzen und peitſchte mit dem Schwanz. Ich packte ihn um den Leib, hakte die Angel aus und warf ihn ins Boot. Einen Augen-

blick lag er erschrocken da, dann warf er sich verzweifelt am Boden hin und her.

Und wieder stieg das kleine Licht in die Dunkelheit hinab.

Im Hafen hatte ich ein paar Krabben gekauft, für den Fall, daß die Fische wenig Lust zum Anbeißen zeigen sollten. Der Meerkönig war nicht zufrieden und so entschloß er sich, die Krabben zu opfern. Er riß ihnen die Scheren aus und schrie sie wütend an, da sie sich wehrten. „Ho! Ho! — seht doch an, diese miserable Kreatur, will sich nicht einmal die Scheren ausreißen lassen, hö!" Er zerstampfte Scheren und Krabben und warf den Schleim als Lockspeise ins Meer.

Ich befestigte ein großes Stück am Haken. Wie ein geröstetes Huhn, das urplötzlich in die Nacht eines Gefängnisses hinabtanzt, mußte den Fischen dieser Braten vorkommen.

Es ging. Die Fische verloren den Kopf und rannten in die Angeln. Triefend naß kamen sie herauf, die Mäuler verzerrt, und starrten mit entsetzten Augen in die grausame Helle und die Gesichter dieser rasenden Teufel, denen es Vergnügen machte sie aus ihrer dunkeln, rauschenden Heimat zu reißen. Sie wurden ins Boot geworfen, das mit Blut und Schuppen besudelt war, und hier mochten sie sterben.

Sie ſchlugen um ſich, ihre glänzenden, ſilberweißen Leiber verfärbten ſich, ein gelber Hauch lief daran entlang, ſie bekamen Flecken. Ihre Flanken flogen, die roten Kiemen ſpreizten ſich und entblößten das blutrote Fleiſch, ihre goldenen Augen weiteten ſich im Todeskampf. Endlich machten ſie eine letzte Anſtrengung, ſie bogen ſich wie eine Klinge und ſchnellten in die Höhe. Dann bekamen ſie einen Fußtritt von Jean Louis und nun lagen ſie ſtill. Aber noch nach einer Stunde konnte Leben in ihnen ſein.

Die Sonne ſtieg höher und wir fiſchten mechaniſch und ſchweigſam. Das Boot ſchwang auf und ab und flog dahin. Ich arbeitete ernſt und hingegeben. Mit großer Sorgfalt ſchnitt ich den Köder aus den Muſcheln, die an flache Chineſenhüte kleinſten Formats erinnerten. Viele trugen Büſchelchen von Moos und Tang und ſahen aus wie verwegene Damenhüte der letzten Mode. Und ich lachte vor mich hin, denn allerlei Abenteuer zogen durch meinen Sinn. Ich kaſſierte hier außen beim Rauſchen des Meeres noch einmal all die leuchtenden Blicke ein, die mich da und dort getroffen, und atmete nochmals die Wohlgerüche, mit denen die Frauen uns locken wie die Blumen die Bienen. So wie der Dichter ſagt — aber da ging ein elektriſcher Schlag durch die Leine und ich ſpürte einen Stoß im Herzen: der Fiſch . . .

Alle zehn Minuten wechſelte der Meerkönig das Segel, um zu wenden. Dann mußte ich mich ganz flach machen und doch riß mir das Segel jedesmal die Kopfhaut ab. Die Wogen rauſchten mit einförmigem Ziſchen und Sauſen vorüber und immerzu nagelte und ſchabte es am Boot. Zuweilen brauſte eine raſche Woge daher, ſchleuderte das Boot in die Höhe und überſchüttete uns mit Spritzwaſſer, und ich ſah die Woge dahinfahren zwiſchen den andern, die in Unordnung gerieten. Wiederum, da ziſchte es und ein großer marmorierter Kreis, der kniſterte und kochte, erſchien: die Sohle der Woge hatte eine verborgene Klippe getroffen. Der Kreis aus weißem und grünem Marmor flog raſch weiter, kletterte über die Rücken der Wogen und noch in weiter Ferne behielt er ſeine Form. Die Möwen ſtrichen mit dem Bauch über die Wogen dahin, jeder Bewegung, jeder Laune der Woge haarſcharf und blitzſchnell folgend, auf und ab, und ſchrien. Ihre Fittiche ſchwirrten und ihre ſpitzen Hakenſchnäbel riſſen die Luft auf. Ihnen gehörte das Meer und ſie kümmerten ſich nicht um die Fiſcher. Sie ſtürzten ſich in den Giſcht der Klippen, ſchlugen mit den Flügeln, als ob ſie ſich niederlaſſen wollten, ſtiegen ſenkrecht in die Höhe, wenn die Woge nach ihnen ſprang, und ſchoſſen kopfüber herab, wenn die Woge vorbei war. Und das

Waſſer tropfte glitzernd aus ihren Schwingen. Das Meer ſang und brauſte einförmig. Eine Stunde verging und es war ſtill. Dann zog ein Trupp Meerſchwalben vorüber — ddi — ddi — gullugullugullu ddi — und ſchon waren ſie weit weg. Wie ein Faden zogen ſie in der Ferne.

Ich zündete die Pfeife an. Ich kniete nieder, preßte die Knie gegen die Bootsrippen und den Kopf gegen die Wand, und nun hatte ich Feſtigkeit genug um ein Streichholz anzureiben.

— — — — — — — — — — — — — —

Vor ein paar Minuten hatte ich einen Peitſchenhieb von Spritzwaſſer übers Geſicht erhalten, kalt wie Eis, jetzt aber bekam ich eine Schaufel Waſſer in die Ärmel und dieſes Waſſer war lauwarm. Der Strom hatte gewechſelt. Zuweilen führte er ins offene Meer hinaus, zuweilen auf die Inſel, nur der Meerkönig kannte ſeine Geheimniſſe. Die Wogen waren vorher glatt geweſen, nun waren ſie mit einem Ringelpanzer bedeckt, da der Wind gegen die Strömung blies. Die verſteckten Klippen, an denen wir entlang zogen, gebärdeten ſich wilder. Unaufhörlich ſtieg der Giſcht an ihnen in die Höhe wie explodierende Bomben, wehende Schleier flogen auf, die in der Sonne glitzerten und zerſtoben. Man hörte dumpfe Kanonenſchüſſe, die mit jeder Minute ſtärker wurden, je höher die Flut ſtieg.

Jean Louis sah das Wasser an und schüttelte den Kopf.

Der Himmel bewölkte sich und die Sonne verschwand hinter einer porzellanweißen Wolke. Das Meer nahm ein düsteres und feindseliges Aussehen an. Dunkel und schwer wälzte es sich heran, und wo das Licht der weißen Wolke auffiel, rollte es wie eine Masse dicker weißer Ölfarbe dahin. Der Mast knarrte und bog sich, und die Risse in unserem Scheuerlappen von Segel wurden breit und klaffend. Wir segelten mit sechs Knoten Geschwindigkeit und das Boot federte. Es schoß bebend hinab in die viele hundert Meter langen Täler, überschnitt pendelnd die Wogen, und wenn wir oben waren, so kam es mir vor, als säße ich auf dem Dachrand eines einstöckigen Hauses und blickte hinab. Dann sah ich die keuchenden Riffe, die die Atemzüge dieser großen Lunge maßen. Das Riff entblößte sich tief hinab, die Woge saugte, gurgelte. Dann stürzte sie sich gierig in die Höhe und eine Gischtsäule stieg senkrecht über das Riff empor. Einen Augenblick lang stand sie still, dann drehte sie sich langsam, wie ein Baum aus Brillanten, und fiel in sich zusammen. Das Riff war ein Sturz von hundert schäumenden Kaskaden. Und schon tauchte das rostrote Riff wieder bebend empor, wie der Kopf eines Schwimmers, der

noch vom Waſſer trieft und ſchon in der Sonne glänzt. Manchmal ſah ich auch von meiner Ausſicht aus bis zum Horizont, nur einen Moment, dann tauchten wir wieder hinab.

Oft ſegelte der Meerkönig, ohne aufzuſehen, haarſcharf an die Klippen heran, aber ich hielt den Mund, denn ich wußte, er würde im letzten Augenblick das Boot herumwerfen. Der Meerkönig bewegte ſich in dieſer Wüſtenei von Waſſer ſo ſicher wie jemand in ſeinem Zimmer. Er kannte hier jeden Fleck und brauchte nicht aufzuſehen. Er hatte ſeine Punkte; ſobald der und der Felſen in der Ferne zwiſchen dem und jenem Riff erſchien, ſo hieß es beizudrehen. Er kannte auch die verborgenen Felſen und wenn er ſagte, hier unten iſt der men glas, ſo war es ſicher, daß einen Moment ſpäter die Woge den Felſen traf und das Meer weithin marmorierte. Er wußte noch mehr. Er wußte, wo in dieſer und jener Stunde, bei dieſer und jener Strömung die Fiſche ſich aufhielten, wohin ſie wanderten, ſobald der Strom wechſelte. Er wußte, welche Geſchwindigkeit das Boot haben mußte, damit dieſe und jene Art Fiſche anbiß, er wußte, wann die Fiſche zu erwarten ſeien und wann ſie verſchwanden.

Oft mußte ich lachen, wenn ich ihn anſah. Da hockte das winzige Bündel, gleichmütig wie vor dem

Kamin und rollte mechaniſch hin und her, während ich mich feſthalten mußte um nicht hinausgeſchleudert zu werden. Er kaute, blies den Schnauzbart, und verſah die Angel andächtig mit dem Köder. Es ſah aus, als nähe er. Den alten Köder nahm er mit den Zähnen vom Haken und ſpie ihn ins Meer. Er empfing den ſchweren Fiſch mit täppiſchem Lachen, den kleinen aber überhäufte er mit Schmähworten. Er fing einen winzigen Fiſch, nicht größer als eine Hand, der den Köder vollſtändig abgefreſſen hatte; da wurde er purpurrot vor Zorn und ſchleuderte ihn ſo heftig ins Boot, daß das Fiſchlein das Maul aufriß und augenblicklich ſtill und ſteif lag.

Zuweilen kauerte der Meerkönig im Boot nieder und nahm eine Konſervenbüchſe zur Hand. „Ent—ſchul—düge, mein Freund!“ heulte er. „Wür ſünd auf tem Möhr!“

Eine unnötige Höflichkeit! In dieſer Badewanne, die mit der geſamten Ausrüſtung fünfundſechzig Franken koſtete, konnte man keinen Komfort haben wie in einem Hotel.

Auf der Inſel läutete es Mittag. Lockend und lieblich klang es zu uns heraus. Wir aßen ein Stück Brot und tranken aus der Waſſerflaſche, die Leine um den Finger gewickelt. Und wieder fiſchten wir. Wir verſahen die Haken ſchweigſam mit dem Köder, riſſen den Fiſch ins Boot, fluchten halblaut, wenn

ſich die Leine verwirrte. Das Boot zitterte und ſchwang auf und ab. Oft hing der Meerkönig über mir, als wolle er herabſtürzen auf mich, im nächſten Augenblick aber war ſeine Kappe tief unten und ich ſtand ſenkrecht gegen die Bank. Ich war naß bis auf die Haut, das Waſſer war mir in den Nacken und die Ärmel geſtürzt. Meine Haare waren zerweicht und die Augen klebten zuſammen und brannten. Mein Geſicht war ausgetrocknet und heiß vom Salz, das ſich wie feiner Flugſand in alle Poren fraß und die Haut ſteif und bewegungslos machte. Meine Hände zitterten vor Erſchöpfung, und der Wind ſtach mich unaufhörlich wie eine eiſige, ſpitze Nadel ins Ohr. Mein Herz aber rauſchte und ſauſte und war voll ungeſtümer Wildheit wie das Meer um mich her.

Ja, ihr zu Hauſe, bleibt ruhig in euren Polſterſeſſeln ſitzen und liſpelt kluge und feine Worte über das Leben und werdet ſchwindſüchtig. Laßt mir das Leben, das dumm und einfach iſt, und ich will euch die Worte ſchenken.

Ein Segel mit einem Anker darauf zog hinter den ſchwingenden Linien der Wogen vorüber. Es ſtieg empor, pendelte, verſchwand vollſtändig, um erſt nach langer Zeit an entfernter Stelle wieder aufzutauchen. Im Nu war es verſchwunden.

„Es iſt Zeit!“ heulte Jean Louis. „Wir müſſen gehen. Der Pilot fährt nach Hauſe!“

„Eine Angel wollen wir noch auslegen, Meerkönig!“

Aber da kam eine große Woge und wir machten uns ſchleunigſt davon.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dieſe Woge war die größte und ſchönſte, die ich hier außen ſah. Schon von weitem ſah ich ſie herankommen. Sie riß ſich ihre Bahn durch all die wandernden Schaumkämme, ihr Giſcht flog vor ihr einher und ſie brauſte und ziſchte wie eine Schnellzugslokomotive. So groß und ungeſtüm war ſie, daß ſie ſich inmitten der andern Wogen ausnahm wie die raſende Wildſau unter den Friſchlingen. Dann prallte die ungeheure Waſſermaſſe gegen die Klippen, ſie bebte zornig von oben bis unten, ſchwoll an und bäumte ſich auf. Sie wurde lang wie fünf Häuſer und hoch wie ein zweiſtöckiges Haus und die Wogen ringsum ſahen winzig aus. Sie war ſchwarzgrün, aber als ſie anſchwoll, wurde ſie grün wie Flaſchenglas. Darüber bebte eine Kuppe von Türkis und auf dieſer Kuppe ſaß ein Schmelz von gelbem Bernſtein, von der Sonne durchleuchtet, und darüber ein Diadem aus ſchneeweißem Schaum. Über der ganzen Woge aber ſchwebte ein breiter Schleier von Dunſt,

eine Wand von Dunst, in der die Farben des Regenbogens schillerten. So stand sie. Wir waren zehn Schritte von ihr entfernt und ich betrachtete erstaunt und erschreckt dieses wilde schöne Tier, das das Meer geboren hatte. Nun aber — kam sie herab!

„Hallo! Jean Louis!“

Der Meerkönig war gerade dabei das Segel zu wechseln. Er hatte es losgebunden und hielt die Leine in der Hand. Da erblickte er die Woge, die bebte und funkelte und sich vornüber neigte, getigert mit weißen Gischtstreifen, die fächerförmig heruntergeschossen. Er lachte idiotisch: hü-hü-hü, und hielt die Leine des Segels mit beiden Händen fest, wie die Zügel eines Pferdes, das durchgehen will. Er stemmte die Holzschuhe gegen die Bank und sein Gesicht verzerrte sich vor verzweifelter Anstrengung. Das Segel spannte sich zum Zerplatzen infolge des ungeheuren Luftdrucks, der vor der stürzenden Wassermasse herfegte.

Die Woge donnerte und brüllte, das Boot flog in die Höhe, erst langsam, dann mit jähem Ruck, und der Meerkönig verschwand in einem Schneegestöber. Hühühü! Ein dicker Wasserstrahl fuhr wie eine Rakete zischend über das Boot empor. Ich blickte durch den Riß eines grünen Fensters weit übers Meer, bis zum Horizont: dort zog in aller

Ruhe ein Dampfer mit zwei braunen Kaminen und qualmte. Er fuhr gegen Südweſten. Habana, St. Thomas, Para, Rio Janeiro, Valparaiſo? Glückliche Reiſe! Da bekam ich einen Hieb über die Augen.

Wir ſchöpften das Waſſer aus. Vorwärts! Fort! Der Meerkönig ſah totenbleich aus und ich fühlte plötzlich genau die Stelle, wo mein Herz ſitzt: denn es war ſtillgeſtanden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nun blieb uns nur noch übrig den Strom zu durchqueren, der den Eintritt der Bai durchſchnitt. Zur Zeit der Ebbe war es nicht leicht, zur Zeit der Flut für ein kleines Boot unmöglich. Es kam vor, daß man fünf Minuten zu ſpät kam und dann drei, vier Stunden warten mußte, bis ſich die Wut des Stromes gelegt hatte. Einmal fuhr ein Kutter vom Hafen heraus, prächtiger Wind, aber gerade mitten im Strom hörte der Wind auf und der Kutter wurde in die Klippen getrieben und zerſchellte. Die Mannſchaft wurde zerfetzt, ſo daß man ſie nur noch an den Kleidern erkennen konnte; einem Matroſen fehlte der Kopf.

Wie ein Heer von koloſſalen Walfiſchen, das auf der Flucht war, ſchoß der Strom dahin. Wir ritten darüber hinweg und fuhren in die Bai ein. Ich ſaß am Steuer, denn das war meine Arbeit.

eine Wand von Dunst, in der die Farben des Regenbogens schillerten. So stand sie. Wir waren zehn Schritte von ihr entfernt und ich betrachtete erstaunt und erschreckt dieses wilde schöne Tier, das das Meer geboren hatte. Nun aber — kam sie herab!

„Hallo! Jean Louis!“

Der Meerkönig war gerade dabei das Segel zu wechseln. Er hatte es losgebunden und hielt die Leine in der Hand. Da erblickte er die Woge, die bebte und funkelte und sich vornüber neigte, getigert mit weißen Gischtstreifen, die fächerförmig heruntergeschossen. Er lachte idiotisch: hü-hü-hü, und hielt die Leine des Segels mit beiden Händen fest, wie die Zügel eines Pferdes, das durchgehen will. Er stemmte die Holzschuhe gegen die Bank und sein Gesicht verzerrte sich vor verzweifelter Anstrengung. Das Segel spannte sich zum Zerplatzen infolge des ungeheuren Luftdrucks, der vor der stürzenden Wassermasse herfegte.

Die Woge donnerte und brüllte, das Boot flog in die Höhe, erst langsam, dann mit jähem Ruck, und der Meerkönig verschwand in einem Schneegestöber. Hühühü! Ein dicker Wasserstrahl fuhr wie eine Rakete zischend über das Boot empor. Ich blickte durch den Riß eines grünen Fensters weit übers Meer, bis zum Horizont: dort zog in aller

Ruhe ein Dampfer mit zwei braunen Kaminen und qualmte. Er fuhr gegen Südweſten. Habana, St. Thomas, Para, Rio Janeiro, Valparaiſo? Glückliche Reiſe! Da bekam ich einen Hieb über die Augen.

Wir ſchöpften das Waſſer aus. Vorwärts! Fort! Der Meerkönig ſah totenbleich aus und ich fühlte plötzlich genau die Stelle, wo mein Herz ſitzt: denn es war ſtillgeſtanden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nun blieb uns nur noch übrig den Strom zu durchqueren, der den Eintritt der Bai durchſchnitt. Zur Zeit der Ebbe war es nicht leicht, zur Zeit der Flut für ein kleines Boot unmöglich. Es kam vor, daß man fünf Minuten zu ſpät kam und dann drei, vier Stunden warten mußte, bis ſich die Wut des Stromes gelegt hatte. Einmal fuhr ein Kutter vom Hafen heraus, prächtiger Wind, aber gerade mitten im Strom hörte der Wind auf und der Kutter wurde in die Klippen getrieben und zerſchellte. Die Mannſchaft wurde zerfetzt, ſo daß man ſie nur noch an den Kleidern erkennen konnte; einem Matroſen fehlte der Kopf.

Wie ein Heer von koloſſalen Walfiſchen, das auf der Flucht war, ſchoß der Strom dahin. Wir ritten darüber hinweg und fuhren in die Bai ein. Ich ſaß am Steuer, denn das war meine Arbeit.

„Diaul, Diaul!“ heulte der Meerkönig. „Ich habe hier außen ſchon zwei Boote verloren. Einmal kam ich mit den Trümmern ans Land, einmal ſaß ich vierundzwanzig Stunden auf einer Klippe bis ſie mich holten. Abermals gerettet, mein Freund, wir müſſen eine Kerze ſtiften. Eine Zehnſou-Kerze!“

Er lachte und nahm die ſchmierige Kappe ab. Da kam ſein bleicher Schädel zum Vorſchein. War das ein Menſch? Sein Schädel war bis zur Größe eines Straußeneis eingeſchrumpft. Drei dünne Haarſträhnen klebten an der Glatze. Das Geſicht war eine Käferlarve, die Naſe eingeſunken, das Salz hatte die Augen ringsum zerfreſſen, ſo daß ſie wie Wunden ausſahen.

„Glaubſt du denn an ſolche Dinge, Jean Louis?“

Der Meerkönig lachte. „Auf dem Lande glaube ich nicht an Gott,“ ſagte er, „aber auf dem Meere. Auf dem Lande kann dir die Regierung helfen, aber auf dem Meere ſelbſt der Miniſter nicht!“

Das leuchtete mir ein.

„Wie lange wirſt du noch mit dieſem Lumpen von einem Segel fahren?“ fragte ich.

„Ein neues Segel iſt teuer, bei allen Teufeln, unerſchwinglich!“ antwortete Jean Louis. „Ich werde Streifen darüber nähen, quer, mein Freund, quer. Vor zehn Jahren hatte ich ein kleines Malheur mit einem

Segel wie diesem da.“ Und Jean Louis erzählte dieses Malheur mit seiner heiser heulenden Stimme. Er fischte bei Stiff und sein Segel zerriß in hundert Fetzen und er trieb mit dem Strom. Da verlegte er sich aufs Rudern. Er ruderte wie ein Irrsinniger, aber als er sich nach einer Weile umblickte, war die Insel schon ganz klein. Am Abend sah er noch das Leuchtfeuer von Stiff, dann sah er nichts mehr. Er spie ins Meer und sagte: Jetzt geht es dahin mit dir, Jean Louis, hühü! Der Tag kam und er war Gott weiß wo. Es war Nebel, die Dampfer heulten. Wieder wurde es Nacht und er sah eine dunstige Lichtwindmühle die Flügel werfen. Einerlei, sagte er sich, du schläfst. Er schlief. Plötzlich hörte er Tuten und lautes Gebrüll. Er erwachte und sah ein riesiges schwarzes Gebäude mit vielen Lampen vor sich, und von da droben riefen sie ihn durch das Sprachrohr an. Er ruderte heran und stieg an Bord. Mein Boot, sakrenomdedü! — Vorwärts, die Glocken klangen, die Maschinen begannen zu arbeiten und der Dampfer marschierte. Am Morgen stand der Meerkönig inmitten einer eleganten Gesellschaft von Damen und Herren, die ihn erstaunt anlachten, den alten, weißhaarigen, kleinen Meerkönig, den man mitten in der Nacht aus dem Kanal gefischt hatte. Sie stopften ihm die Tasche voll Geld und besorgten ihm ein

Billett zweiter Klaſſe von London nach Breſt. Hühü! Da war er wieder! Gehe in die Hölle, Meerkönig, da biſt du ja wieder! Sie hatten ſchon die Totenmeſſe geleſen. Ein Kreuzchen mit ſeinem Namen ſtand in der Friedhofskapelle. Und er mußte acht Franken für eine Meſſe bezahlen, die er nicht beſtellt hatte.

„Aber ich bezahlte ſie!“ ſchrie Jean Louis und ſchlug an ſeine Bruſttaſche. „Nun hab ich eine Meſſe voraus!“

Er, Jean Louis, hatte dem lieben Gott einen Vorſchuß gewährt, haha!

Dann lenkte ich das Geſpräch auf Roſſeherre: „Du haſt ja eine ſo hübſche Enkelin, Jean Louis!“ ſagte ich.

„Roſſeherre iſt meine Pflegetochter!“ heulte Jean Louis. „Meine zwei Töchter waren böſe Weibsbilder und keiner hätte ſie angerührt. Sie waren Kanaillen, ſie prügelten mich, wenn ich getrunken hatte, und ich mußte meine kleinen Sous in den Mauerritzen verſtecken vor ihnen. Sie hätten mir die kleinen Sous aus dem Maul geſtohlen. Hühü — nun ſind ſie tot! Sie ſtarben an der Schwindſucht. Roſſeherre, mein Freund, iſt meine Pflegetochter.“

„Du liebſt ſie wohl ſehr, Jean Louis?“

„Hühühü!“ Der Meerkönig lachte kindiſch und

ſchlug ſich auf die kurzen Schenkel. „Roſſeherre! — Eines nur iſt ſchade. Sie iſt nicht ganz geſund.“

„Hat ſie es auch mit der Bruſt zu tun?“

Der Meerkönig ſchüttelte den Kopf. „Nein, mein Freund, ſie hat es im Kopf. Sie hat es von ihrer Mutter. Die war eine Geiſterſeherin. Sie geht mit dem Meer. Sie hat Zeiten, da iſt ſie beſeſſen und nicht bei Sinnen. Wenn ſie heute ſagt, der Pilot iſt in der Nacht ertrunken, ſo kommt er nicht zurück — nie mehr!“

Ich hielt auf die rote Boje in der Reede. „Und jetzt will Yann ſie heiraten?“

„Ja! Aber ich gebe meine Einwilligung noch nicht her!“ Der Meerkönig warf ſich in die Bruſt und tat ſtolz.

„Höre!“ ſagte ich und ſah Jean Louis in die flachen, gebleichten Augen, die wie erblindet ausſahen, „ich möchte dem kleinen Kapitän einen Streich ſpielen, er hat mir neulich ein Weinglas an den Kopf geworfen. Ich werde dir ein neues Segel kaufen, ein funkelnagelneues Segel aus beſtem Material, erſtklaſſig, wenn du deine Einwilligung noch etwas hinausſchiebſt.“

Jean Louis ſchlug ſofort ein. Er wollte noch ſo lange warten als ich beſtimmte.

„Gut, ich komme morgen zu dir und wir gehen

zuſammen zu Noel um die Leinwand zu kaufen. Wir können dann auch gleich die Kerze ausſuchen.“

Hier aber lachte Jean Louis verſchmitzt.

Nun, da wir gut angekommen ſeien, ſei es beſſer, die zehn Sou in Schnaps anzulegen. Ich hatte nichts dagegen.

Jean Louis ſpülte die Fiſche ab und legte ſie in den Kaſten. Er ſchmunzelte zufrieden. Einen ſelten guten Tag hatten wir gehabt. Für gut drei Franken hatten wir gefiſcht in dieſen zwölf Stunden! Wir bekamen ja nicht ſoviel dafür, die Händler —. Der kleine Fiſchhändler auf der Inſel, der größere in Breſt und der große Fiſchhändler in Paris. Sie alle hatten ungeheure Speſen, Haus, Familie, Wagen, ſie alle hatten ein enormes Riſiko. Der Meerkönig dagegen hatte keine Speſen und riskierte nichts als ſein Leben.

Jean Louis kroch mühſelig ans Land. Auf dem Lande bewegte er ſich unbeholfen wie ein Krebs. Er nahm den Kaſten über die Schulter, die zwei größten Fiſche trug er an den Zeigefingern, die er in die Kiemen einhakte, und ſo klapperten wir langſam den Steig hinauf zu Chikel. Der Boden wogte unter meinen Füßen, die Steine waren wie Teig.

In der Bar drängten wir die lauten Gäſte zur

Seite. „Platz gemacht, wir ſind Fiſcher, kommen eben von der Arbeit!“

„Hoho! Seht ſie an die krummen Hunde.“

„Hahaha!“

Es ging immer laut und fröhlich bei uns zu.

Ich gehe nach Hauſe. Die Steine klingen unter meinen Schritten, meine Augen ſind ſcharf und folgen der Möwe weit hinaus übers Meer.

XIII

Am andern Tag machte ich Jean Louis den versprochenen Beſuch.

„Guten Tag, Meerkönig, da bin ich wegen des Segels.“

„Hû—hû — Segel?“

Er hatte alles ſchon wieder vergeſſen.

„Hûhû — da iſt er jetzt — tritt ein!“ heulte Jean Louis.

Roſſeherre war nicht da. Aber in der Ecke hing ein ſchwarzglänzender Rock. „Feinſte Seide!“ ſagte ich und der Meerkönig lachte geſchmeichelt.

Das kleine, ſchmale Wohnzimmer beſaß nur ein einziges viereckiges Fenſterchen in einer Niſche. Die Bettſchränke befanden ſich an den Längsſeiten hinter kleinen, ſauberen Vorhängen, wie Kaſperltheater ſahen ſie aus. Ein Tiſch und Bänke rings an den Wänden, das war die ganze Ausſtattung. Unter eine Niſche mit einer bunten Madonna aus Gips war jener Spruch geheftet, mit dem vor Augen die Fiſcher ihr Leben verbringen:

Ar Maro
a zo eur moment terrubl
evit ar bec'herien,
galvet int ractal dirag
Ar Barner Souveren.

(Der Tod iſt ein ſchrecklicher Augenblick für die Fiſcher, denn ſie werden ganz plötzlich abgerufen vor den himmliſchen Richter.)

Jean Louis goß Wein ein. Der Wein war dunkelgolden, was für ein Wein war es doch?

„Dieſes kleine Weinchen ſtammt aus einem Schiffbruch, mein Freund!“

Der Meerkönig verſchwand und brachte von irgendwoher ein kleines japaniſches Lackſchränkchen, das, hol mich der Teufel! tauſend reizende Schubfächer hatte.

„Schiffbruch!“

Ja, früher, da waren die Schiffe gekommen, hühü! Als die Feuer und Nebelſirenen noch nicht ſo vollendet waren. Manchmal kamen zwei, drei in einer Nacht. Man brauchte nur aufzuleſen. Aber jetzt —? Das Leben wurde immer ſchwerer.

Und plötzlich ſah ich, daß der Tiſch, an dem ich ſaß, ringsum mit einem Rand verſehen war und ſeine Füße hatten unten Beſchläge zum Feſtſchrauben, was ſagſt du dazu!

Der Meerkönig lächelte pfiffig, gewiß hatte er noch ganz andere Reichtümer irgendwo verſteckt.

Dann gingen wir zu Noel.

„Willſt du alſo das Tuch bezahlen?“ fragte Jean

Louis auf halbem Wege und pflanzte sich mit gespreizten Beinen vor mir auf.

„Ja!“

„Wirklich bezahlen?“

„Wirklich!“

„Eh bien, mon vieux, en route!“

Jean Louis trat herausfordernd an den Kaufmann heran und heulte ihm ins Gesicht: „Ich möchte Leinwand zu einem Segel kaufen, Noel!“

Der siegellackrote Noel aber hatte keine Eile. Er zuckte die Achsel und sagte leise singend, indem er mit einem spöttischen Lächeln zum Fenster hinaussah: „O, mein alter Freund, es ist mein Prinzip euch Fischern keinen Sou zu kreditieren.“

Aber Jean Louis, der kaum über die Bar sehen konnte, deutete auf mich und schrie wütend: „Mein Freund bezahlt!“ Dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Der kleine Meerkönig zitterte vor Erregung an allen Gliedern.

Sofort floß Noel von Freundlichkeit und Eifer über. „Ah, das ändert die Sache!“ Er schleppte Ballen Tuch herbei, er brachte Gläser und Flaschen. Nun begann die Arbeit des Meerkönigs. Er musterte die Ballen. Er nahm die schmierige Kappe ab und setzte sie wieder auf. Dann stürzte er ein Glas Schnaps in die Kehle. Er prüfte das Gewebe zwischen

den Fingern, riß, scheuerte, hielt gegen das Licht. Er nahm einzelne Fäden und zerriß sie. Nicht zu leicht, nicht zu schwer, nicht zu dünn, nicht zu dick. — Dann trank er wieder einen Schnaps und noch einen, er stotterte, taumelte gegen einen Mehlsack, er trocknete sich die Stirn und sagte, er käme morgen wieder.

Erst am dritten Tag konnte er sich entschließen, und dann dämpfte er seine Erregung mit so vielen gouttes, daß er mit dem Tuch unter dem Arm mitten in der Heide auf einen Felsen rannte, kenterte und liegen blieb.

XIV

Ich begegnete Rosseherre in der Nähe des Dorfes als es dämmerte. Sie trug einen großen Brotlaib unter dem Arm. Creach zündete gerade sein Feuer an. In seinem gläsernen Kopfe hauchte es, wie wenn jemand ein glimmendes Streichholz in den Mund nimmt und es anfacht, dann spie er kurze violette Blitze, die in die Dämmerung wie geschliffene Nadeln stachen. Das Meer war schon dunkel.

„Ihr wäret ja neulich auf ein Haar ertrunken!" sagte Rosseherre singend und stemmte den Brotlaib gegen die schmale Hüfte.

Ich lachte. „Es war nicht so gefährlich," sagte ich.

Rosseherre wiegte mit kindlichem Ernst den Kopf. „Jean Louis hatte die Hoffnung schon aufgegeben! Und er kennt das Meer da draußen, niemand kennt es besser. Und dann schwimmst du bei den Klippen, es ist dir schon ganz einerlei, ob Ebbe oder Flut ist. Es gibt aber Strudel und Ströme und das Meer kann dich hinaustragen. Amorik von Creach sagt, ich kann ihm schon gar nicht mehr zusehen. Warum tust du das?"

„Ich schwimme ja nicht, wenn die Brandung sehr stark ist."

„Du kennſt das Meer nicht," fuhr Roſſeherre fort. „Du ſollſt dich in acht nehmen."

Ich lächelte. Die Beſorgnis Roſſeherres rührte mich. Sie war ein Kind. „In acht nehmen?"

„Ja, vor dem Meer!"

„Ich möchte wohl gerne wiſſen, weshalb du auf der Inſel lebſt?" fuhr Roſſeherre fort.

„Um das Meer zu hören und den Fiſch zu fangen, Roſſeherre."

Das verſtand ſie nicht. „Haſt du denn keine Eltern und Geſchwiſter?"

„Nein."

„Und keine Frau?"

„Nein."

„Aber Freunde haſt du doch?"

„Nein. Ich bin ſeit Jahren unterwegs und meine Freunde haben mich längſt vergeſſen."

Roſſeherre ſchüttelte den Kopf. „Der Chef der Poſt ſagt, du biſt ein engliſcher Spion und willſt herausbringen, wo ſie mit ihren Kriegsſchiffen auf der Inſel landen können. Aber das iſt nicht wahr. Vielleicht haſt du etwas getan und kannſt nicht in dein Vaterland zurückkehren?"

Ich lachte.

„Oder biſt du in deinem Vaterland ſehr unglücklich geweſen und haſt es deshalb verlaſſen?"

XIV

Ich begegnete Rosseherre in der Nähe des Dorfes als es dämmerte. Sie trug einen großen Brotlaib unter dem Arm. Creach zündete gerade sein Feuer an. In seinem gläsernen Kopfe hauchte es, wie wenn jemand ein glimmendes Streichholz in den Mund nimmt und es anfacht, dann spie er kurze violette Blitze, die in die Dämmerung wie geschliffene Nadeln stachen. Das Meer war schon dunkel.

„Ihr wäret ja neulich auf ein Haar ertrunken!“ sagte Rosseherre singend und stemmte den Brotlaib gegen die schmale Hüfte.

Ich lachte. „Es war nicht so gefährlich,“ sagte ich.

Rosseherre wiegte mit kindlichem Ernst den Kopf. „Jean Louis hatte die Hoffnung schon aufgegeben! Und er kennt das Meer da draußen, niemand kennt es besser. Und dann schwimmst du bei den Klippen, es ist dir schon ganz einerlei, ob Ebbe oder Flut ist. Es gibt aber Strudel und Ströme und das Meer kann dich hinaustragen. Amorik von Creach sagt, ich kann ihm schon gar nicht mehr zusehen. Warum tust du das?“

„Ich schwimme ja nicht, wenn die Brandung sehr stark ist.“

„Du kennst das Meer nicht," fuhr Rosseherre fort. „Du sollst dich in acht nehmen."

Ich lächelte. Die Besorgnis Rosseherres rührte mich. Sie war ein Kind. „In acht nehmen?"

„Ja, vor dem Meer!"

„Ich möchte wohl gerne wissen, weshalb du auf der Insel lebst?" fuhr Rosseherre fort.

„Um das Meer zu hören und den Fisch zu fangen, Rosseherre."

Das verstand sie nicht. „Hast du denn keine Eltern und Geschwister?"

„Nein."

„Und keine Frau?"

„Nein."

„Aber Freunde hast du doch?"

„Nein. Ich bin seit Jahren unterwegs und meine Freunde haben mich längst vergessen."

Rosseherre schüttelte den Kopf. „Der Chef der Post sagt, du bist ein englischer Spion und willst herausbringen, wo sie mit ihren Kriegsschiffen auf der Insel landen können. Aber das ist nicht wahr. Vielleicht hast du etwas getan und kannst nicht in dein Vaterland zurückkehren?"

Ich lachte.

„Oder bist du in deinem Vaterland sehr unglücklich gewesen und hast es deshalb verlassen?"

„Nein, glaube das nicht, Rosseherre, ich bin im Gegenteil sehr glücklich gewesen.“

„Ja, niemand begreift, weshalb du hier lebst — hier, wo nichts ist?“

„Es gefällt mir hier.“

Rosseherre wußte nichts mehr zu fragen. Ihr Gesicht war nun ganz dunkel geworden, nur ihre Haube leuchtete noch.

„Die Nächte sind nun so schön und warm, Rosseherre,“ sagte ich, „du solltest hören wie die Grillen bei Sturmvilla in den Nächten lärmen.“

Rosseherre drehte sich ein wenig und lachte leise. Ich sah das Weiße ihrer Augen und ihre Zähne.

„Kenavo!“ sagte sie dann.

„Kenavo!“

In den Nächten war nichts als die Dunkelheit, das Schlagen des Meeres, das Feilen der Grillen und meine Sehnsucht nach unbekannten und unmöglichen Dingen. Die Erde war schwarz und das Meer, und ich war allein.

Das Meer brandete und donnerte ohne Aufhören, und doch war es so still in meiner Hütte, daß ich das feine, klingende Hämmern der Spinnen in den Wänden hörte. Immerzu blitzte es. Alle sieben Sekunden fuhr zweimal nacheinander Creachs blitzendes Messer durch die Nacht, zerschnitt das kleine Fenster, zerschnitt die Hütte und mich. Ich achtete nicht mehr darauf.

In den klaren Nächten öffnete ich die Türe. Der schwüle Geruch des Meeres strömte herein. Im Rahmen der Türe stand der tiefblaue Himmel und die blitzenden Sternbilder. Ich trat vors Haus, machte ein paar Schritte in den nassen Gräsern und ließ den Blick über die unendliche Kuppel des Firmaments wandern. Zuweilen sank ein Meteor langsam und leuchtend ins Meer. Und irgendwo draußen auf dem Wasser gab es ein kleines rotes oder grünes Licht, das wanderte. Drüben über der Bai aber, an den

Klippen, flogen Creachs Lichthiebe atemlos dahin wie blendend erleuchtete Expreßzüge der Hölle, die, tausend in der Stunde, in die Unendlichkeit hinausjagten. Es war totenſtill ringsum und ich ging wieder ins Haus zurück. Aber horch! Hörſt du nicht? Irgend etwas wanderte da draußen, bald nah, bald fern, lautlos und unſichtbar, aber ich fühlte es, während ich vor meinem Feuer ſaß. Es gab alſo noch etwas außer mir hier außen? War es ein toter Seemann, der aus dem Meere ſtieg und ſich zu ſeiner Hütte ſchlich um durch das Fenſter zu ſpähen? Was war es? Horch! Und zuweilen dachte ich an das ſonderbare Bibelwort: der Geiſt Gottes ſchwebte über den Waſſern —

Langſam drehte ſich die Nacht. Neue Sternbilder erſchienen in der Türe. Ich warf eine Handvoll trockenen Tang auf das Feuer. Das war alles, was ich in einer Stunde tat. Die Möwen ſchrillten. Ebbe, dachte ich, die Möwen ziehen auf Raub aus. Das Meer atmete erſchöpft. Dann rollte das erſte Dröhnen am Geſtade entlang: die Flut kam zurück. Und ich ſaß und hielt die Pfeife im Gang und lächelte zuweilen, wenn eine ſchöne Viſion im Feuer erſchien. O, ich verſtand es meine Einſamkeit auszukoſten, bis auf den Grund — ſo allein war ich, ſo herrlich allein, haha! Poupoul ſchlief vor dem Kamin und

ließ die Luft durch die Naſenlöcher wie durch Ventile abpfeifen. Wenn ich ein Wort an ihn richtete, ſo klopfte er mit dem Schwanzſtumpen und öffnete ſchlaftrunken ein Auge. „Schlafe, Poupoul!“ Da kroch er näher und legte den Kopf auf meinen Fuß und ſchlief weiter.

Zuweilen ſtand ich auf und machte die Augen ſcharf, als ob ich auf etwas in ganz weiter Ferne blickte: es waren Menſchen, die ich ſah, die Menſchen, die ich vor Zeiten gekannt hatte. So weit entfernt war ich nun von ihnen.

Und wieder ſtand ich auf und blickte in die Ferne: das waren Gedanken, die ich ſah, meine alten Gedanken vor Jahren. So fern, ſo klein. Weit entfernt war ich nun von ihnen.

Ich ging hinaus und blickte über das ſchlafloſe Meer: ein ſenkrechter Blitz ſpaltete die Nacht in zwei Teile wie einen Block glänzender Kohle. Auf dem Meere waren zwei ferne Stimmen, die riefen und antworteten, aber nichts war zu ſehen. Ein Hauch kam um mein Haus herum und ſtand neben mir wie ein Geiſt. Es rieſelte in einem Felſen, hörſt du? Der Felſen altert.

Auf dem ſchlafloſen Meer ſchwang ein Funke hin und her, und weitab antwortete ein anderer: zwei Schiffe, die miteinander ſprachen.

In einer Nacht begann es zu wehen. Ich hielt den Atem an. Über mir brauſte der große Raum. Von Getümmel und Kampf und einem herrlichen wilden Tod ſauſte es da droben. Mein Herz pochte laut. Ich ging hinaus. Der Wind ſchlug die Arme um mich und heulte mir in die Ohren, daß er mein Genoſſe ſei. Er umtoſte mich und plötzlich entfachte er einen wunderbaren Gedanken in meinem Kopfe. Ja! Wir wollten ſehen, was an uns war, heute, jetzt! Und ich ging hinab zum Meer, entſchloſſen es mit ihm aufzunehmen, ſei es wie es wolle. Der Wind heulte mir in die Ohren: ja, ja!

Das Meer war leuchtend ſchwarz und die wirbelnden Schaumkämme ſchneeweiß mit glühenden Feuerchen im Innern. An den Felſen zerſprang die Welle zu Tauſenden von Brillanten. Hinein! Ich wühlte in grünem Feuer und war ſelbſt wie ein glühender Geiſt, der ſich im nächtigen Meere bewegte. Da drunten leuchtete und flimmerte es wie ein ſchwarzer Wald voller Glühwürmchen. Feuergarben ſchlugen bei jedem Schwimmſtoß empor und meine Arme waren bedeckt mit phosphoreſzierenden Klümpchen. Ich warf mich der Woge entgegen und wenn ſie herankam, hob ich die Fauſt aus dem Waſſer und ſchlug ſie ins Angeſicht. Die Woge trug mich in die Höhe wie einen Span. Ich aber verwandelte mich in eine wirbelnde Schiffs-

ſchraube und es ging dahin. Wenn ich untertauchte, ſo wurde es ſtill um mich, kam ich in die Höhe, ſo heulte und tobte es in meine Ohren. Auf meinem Lid ſaß ein leuchtendes Körperchen und ich fühlte das ſanfte Licht durch das Lid hindurch.

Da war ich wieder. Ich ſtand und dampfte. Ich hatte mich dem Meere angeboten, aber es hatte mich nicht gewollt. Meine Bruſt ging ruhig und meine Arme zitterten nicht. Ich ſah weit über das dunkle Meer hinaus.

Der Wind heulte und verſprach mir Ehre und Reichtum und tauſend ſchöne Frauen.

Ich aber lachte. „Merci, behalte alles!“ ſagte ich. Ich brauchte nichts, ſo ſtand es. In dieſer Minute war ich ohne Wunſch.

Wie ſchwül es nun in meinem Hauſe war! Ich braute Grog und ſuchte meine Lektüre hervor. Meine ganze Bibliothek beſtand aus einer Nummer des New-York Herald, European Edition, die ich zufällig in der Taſche mitgebracht hatte. Sie war vergilbt und roch nach Salz und ſtets kamen ein paar Spinnen heraus. Ich konnte ſie auswendig, jeden einzelnen Artikel und ſelbſt die Annoncen. Aber ich las ſie immer wieder und geriet ſtets in eine gehobene Stimmung, wenn ich ſie auseinanderfaltete: das war die Welt, meine Herrſchaften, die Welt mit Haut und Borſten, einem Heiligenſchein und roten Mörderhänden.

Ja, haha, zu amüſant war das — proſt!

Auf Seite eins lag noch immer der Papſt im Bett — er hütete das Bett — wegen eines leichten rheumatiſchen Leidens im rechten Knie, nicht im linken, hol mich der Teufel! Ich wünſche ſeiner Heiligkeit raſche Geneſung. Auf derſelben Seite raſſelte ein betreßter Affengreis mit den Kinnladen und die Affen ringsumher ſchlugen mit den Schwänzen vor Ergebenheit. Du wirſt alt Europa und beginnſt zu ſtinken!

Es rüttelte an der Türe, es pochte, und ich wandte den Kopf. Herein! Niemand antwortete. Eine feine Stimme, wie die einer kleinen frierenden Seele, wimmerte oben an der Türe.

Da gefiel mir Bobby beſſer, der Nigger, den man im Staate Ohio hinrichtete. O nein, zurück, Bobby braucht keinen geiſtlichen Zuſpruch, er geht „zu einem beſtimmten Zweck in die Hölle". Wenn es ſchon ſein muß — proſt, Bobby! — Was ſagſt du übrigens dazu? Zwiſchen Deutſchland und Italien herrſcht momentan große Kälte. He, dieſes Genie, das Papierbrei wiederkaut und ein von Druckerſchwärze ſchwarzes Maul hat, legt die Hand auf das Herz der Staaten und konſtatiert große Kälte. Ich werde einen glühendheißen Grog trinken, Sie papierenes Rindvieh, denn bei dieſer großen Kälte zwiſchen Deutſchland und Italien klappern mir die Zähne.

Regen prasselte über mein Dach. Jemand pickte an das Guckfenster und ein Gesicht sah herein und blinzelte mir zu. Aber ich kümmerte mich nicht darum. Ich war es gewohnt, daß nachts Gesichter zu mir hereinsahen. Die feine Stimme surrte jetzt am Boden, durch die Türritze. Da ließ Creach sein Gebrüll in der Ferne hören. Nebel. Ich warf Tang aufs Feuer.

Dann stürzte ich mich in die Annoncen. Im Handumdrehen engagierte ich dreiunddreißig chambermaids, governesses, nicht über zwanzig, zarte Behandlung zugesichert, und hierauf verschwand ich blitzschnell unter der Erde, um einen Küchenchef, 94 rue de Longchamps, zu verpflichten. Ich raste durch die Eingeweide von Paris, stieg ans Tageslicht empor, schwang mich auf einen Autobus und segelte zwischen den Balkonen und Firmenschildern dahin, und die Leute unten trieben im Strom. Hélas! Mein Küchenchef war eben ausgegangen — also wartete ich in einem Café, hier traf ich ein hübsches Mädchen, Auto! Und es ging dahin über die glitzernden Asphaltseen von Paris —

XVI

In einer Nacht aber, als ich wieder las, ſah ein Geſicht zu meinem Fenſter herein und dieſes Geſicht trug eine weiße Haube. Poupoul ſchlug an.

Ich legte den Herald beiſeite und öffnete.

„Ah, du biſt es, Roſſeherre?“

„Ja, ich bin es,“ ſagte ſie ohne Atem, „ich komme — Jean Louis iſt krank.“

„Was fehlt ihm denn?“

„Er ſpricht und lacht. Er hat Fieber. Komm und ſieh!“

Wir gingen raſch über die Heide. Jean Louis lag in ſeinem Bettſchrank und empfing mich mit lautem Lachen. Hühühü!

„Hallo, Jean Louis, kennſt du mich nicht?“

Nein, er erkannte mich nicht. Eine heiße, dumpfe, alkoholgeſchwängerte Luft ſchlug aus ſeinen Kiſſen. Roſſeherre leuchtete mit einem Stümpfchen Licht, das ihr über die Finger rann, und ich ſah, daß er die Augen offen hatte. Er lachte und plapperte.

„Was ſagt er denn, Roſſeherre?“

„Er ſagt: komm heraus, mein Herzchen. Er meint den Fiſch.“

Der Meerkönig war nicht nur betrunken, er hatte auch ſtarkes Fieber, was war zu tun? Wir legten ihm Kompreſſen auf den Kopf und die Bruſt und er kicherte vor Vergnügen, als er das kalte Waſſer fühlte. Roſſeherre zitterte.

„Es wird nicht ſchlimm ſein, Roſſeherre.“

„Nein?“

„Ich glaube nicht.“

Dann ſaßen wir und warteten. Roſſeherre klebte das Lichtſtümpfchen am Tiſch feſt und der Talg floß und tropfte auf den Boden. Der Docht ſank in den geſchmolzenen Talg und erloſch. Nun war es ganz finſter.

„Hů—hů—hů!“ lachte der Meerkönig.

Ich legte meine Hand an Roſſeherres kleine Bruſt.

„Roſſeherre?“

Sie neigte ſich vor und legte die Hände um meinen Nacken.

„Une bonne pêche — mon vieux — mon vieux!“ heulte Jean Louis und lachte.

„Aber Jean Louis —?“ flüſterte Roſſeherre.

„Er kann uns ja nicht ſehen!“ —

„Hůhů — ſakrenomdedů — trente sou — quarante — hůhů,“ lachte der Meerkönig in ſeinem Bettſchrank.

Rosseherre bebte am ganzen Körper. Sie gebärdete sich unsinnig, weinte und flüsterte und bedeckte mein Gesicht mit raschen Küssen. Dann küßte sie mir Hände und Füße, hundertmal. „Me o car," flüsterte sie.

„Gute Nacht, Rosseherre."

Sie begleitete mich vor die Türe.

„Gute Nacht!" Sie lächelte und ihre Brust atmete noch rasch.

Aber als ich schon gegangen war, rief sie mich nochmals zurück.

„Höre," sagte sie, „könntest du mir nicht — hundert Sou leihen — ich habe eine alte Schuld." Sie stammelte. „Nein, nicht hundert — fünfzig — zwanzig Sou?" — — —

Am nächsten Abend klopfte es wieder an meinem Fenster und Rosseherre stand vor der Tür. Sie war gekommen um mir zu sagen, wie es mit Jean Louis gehe.

„Es geht ihm gut, ja. Morgen wird er wieder hinausfahren."

„Willst du nicht hereinkommen, Rosseherre?"

Rosseherre lachte. „Ja."

„Nun, so tritt ein."

Wie laut die Grillen doch in diesen Sommer-

nächten um Sturmvilla lärmten! Yann hatte viel drüben an der Küſte zu tun, er mußte Kohlen holen für Creach.

Wenn es Abend wurde ſaß ich gewöhnlich auf dem Stein vor meiner Tür, der noch heiß von der Sonne war, und ſpielte mir ein Lied auf meiner Flöte.

XVII

Dann kamen die großen Stürme und alles wurde anders. Die Stürme selbst waren schuld daran —

Eines Morgens erwachte ich mit einem elenden Gefühl. Das Atmen wurde mir schwer. Ich ging hinaus um zu sehen, ob nicht etwa der Himmel herabgekommen sei und in Mannshöhe über der Insel laste. Alles stand still. Die Gräser, das Meer, die Luft. Über dem Meer lag die lange Rauchwolke eines Dampfers, der schon entschwunden war, auch diese Rauchwolke stand still. Ein grauer, greisenhafter Himmel blickte von oben herab. Wo war das Leben hin?

Eine Stunde später änderte sich alles. Die Möwen waren die ersten, die das Fest witterten. Sie zogen in weiten raschen Kreisen mit dem Bauch über das Meer und schrien wild. Am Horizont schob sich eine unscheinbare, bleifarbene Wolkenbank empor, aber so rasch, als steige sie aus einer Versenkung herauf, und während sie wuchs wurde sie immer dunkler, fast schwarz. Senkrechte weißliche Wolkenfetzen flogen vor ihr her. Das Meer wurde düster und runzelte sich wie die Stirn eines wilden Tieres, das die Geduld verliert. Die Fittiche der raschen Möwen flatterten kalkbleich

vor der dunkeln Wolke. Die Meerſchwalben zogen in Zickzacklinien um die Klippen und läuteten und gurrten. Auf einem Felſen ſaß ein Fiſchreiher, ſah hinaus und ſchlug zuweilen mit den Flügeln.

Mein Herz aber pochte.

Plötzlich ging ein pfeifender Hieb über uns dahin und die Inſel war in eine ungeheure Staubwolke gehüllt, als ginge ſie in Rauch auf. Die Gräſer legten ſich flach auf den Boden, Steinkörner ſauſten durch die Luft. Da war er —

Was für ein Geſang war das, bei allen Göttern? Es war das Lied vom Chaos, als es noch nichts gab als die ſchwarzen Waſſer und das nackte Geſtein. Es war das Schlachtenlied der Urrieſen, die um Erde und Meer kämpften und ſich zerſchmetterten —

Das Meer dröhnte ſchwer, die Felſen tuteten, und das Toben vereinigte ſich zu einem hohlen, ſurrenden Brauſen, das alles erſchütterte. Die Luft wetterte, die Atmoſphäre bebte, wie ein Rieſenventilator furrte die Luft und zerrte das Fleiſch von den Knochen, riß an den Augenlidern und Lippen, legte die Ohren um und bog die Naſe, wohin ſie wollte.

Die Küſte ringsum war bis hoch hinauf mit Giſcht bedeckt und ſah wie beſchneit aus. Die Klippen im Meer trugen wehende Generalsbüſche. Das Meer war getigert bis zum Horizont, ein paar fliegende

ſchneeweiße Schaumkämme mit Nacht dazwiſchen war das ganze Meer, nichts ſonſt. Die Schaumkämme aber raſten gegen die Inſel. Je näher ſie kamen, deſto lebendiger wurden ſie. Es waren Reihen von Schimmeln mit wehenden Mähnen, ſchäumenden Mäulern und ſtrampelnden Vorderfüßen. Sie galoppierten gegen die Klippen, ſtürzten in die Höhe, wieherten, ſchwangen die Mähnen und ſanken zerſchmettert rücklings ins Meer. Und augenblicklich galoppierte die nächſte Reihe heran, hoi, hoi, hopp hopp! Der Wind peitſchte ſie und ſie taten ihr Beſtes, flogen heran, hinauf und zerſchellten.

Das war er!

„Vater unſer — das iſt er! Was ſoll ich tun? Sag mir den Geſang, den ich anſtimmen ſoll! Soll ich vom grasgrünen Meerteufel ſingen, der drunten ſchlief und nun emporſtieg und ſich dreht wie ein raſender Kreiſel?“

Poupoul ſprang an mir empor, und ich packte ihn am Kragen und droſſelte ihn. „Nimm dich in acht, Poupoul, ſiehſt du nicht, daß ich ein Mörder bin!“

Und ich ging dahin und ſchrie in den Sturm hinein —

Am Hafen unten ſtanden Männer und Frauen, flatternde Fahnenfetzen, alle erſchrocken und bleich.

Eine Frau lief ſchreiend hin und her und rang die Hände. Ihr Mann war nachts hinausgefahren und noch nicht zurückgekehrt. Jede Woge überflutete die Granitmauern des Dammes und hob ſpielend die ſchweren Eiſenringe in die Höhe, daß ſie klirrten. Ganze Wände von Waſſer ſtürzten auf uns herab. Auf dem Damm lag ein behauener Granitblock, der einer Boje als Anker dienen ſollte, gut einen Meter hoch und breit. Er war der Woge im Weg und plötzlich hob ſie ihn und ſtürzte ihn ohne viele Umſtände vornüber den Damm hinab. Man hatte das Poſtſchiff raſch in den Innenhafen gebracht; auf dem Deck liefen brüllend die Matroſen umher und zogen die Taue an. Der „Kommiſſionär" war gefeſſelt wie ein Tobſüchtiger, mit Ketten, Drahtſeilen, Tauen. Aber er wieherte vor Vergnügen, bäumte ſich auf, zerriß die Feſſeln und ſchlug das Heck der „Notre Dame de l'Isle", die hinter ihm lag, in tauſend Stücke. Draußen in der raſenden Bai ritt Yanns kleiner Dampfer an ſeinen Ketten. Viel Vergnügen, Yann!

Da ſah ich auf einmal auch Roſſeherre. Sie ſaß auf der andern Seite des kleinen Hafens in den Klippen. Sie ſah gelb und elend aus und ſtarrte mit hochgezogenen Brauen in die Ferne. Sie hielt einen Roſenkranz in den Händen und ihre Lippen bewegten ſich.

„Hallo! Roſſeherre!“ ſchrie ich mit aller Kraft. Aber ich hörte nicht einmal die eigene Stimme.

Plötzlich klang etwas wie ein ehernes Bellen durch den Sturm. Es läutete. — Bei Stiff war ein Schiff in Not.

Sofort machte ich mich auf den Weg. Bis Stiff hatte man eine knappe Stunde zu gehen, aber ich brauchte zwei geſchlagene Stunden dazu. Ich hielt den Mantel mit den Zähnen feſt und bohrte den Kopf in den Sturm. Schritt um Schritt mußte ich mir erkämpfen. Der Sturm hatte die Regentropfen zu Nadeln zugeſpitzt und ſie ſpießten ſich wie Eispfeile in meine Haut. Zuweilen war ich gezwungen inne zu halten und im Schutze eines Steins aufzuatmen; wenn ich nur ſo viel Deckung fand als für meinen Kopf nötig war und ein paar Atemzüge tun konnte! Verließ ich die Deckung, ſo erfaßte mich der Sturm wie ein ſauſender Treibriemen und riß mich mit ſich. Poupoul erging es nicht viel beſſer. Er ſtreckte alle zehn Schritte ſein Hinterteil dem Sturm entgegen und atmete zwiſchen den Pfoten, den Kopf auf den Boden gepreßt. Ich ſah eine Möwe, die rückwärts flog! Sie landete erſchöpft, ruhte ein wenig und ſtürzte ſich abermals dem Sturm entgegen. Sie drehte ſich wie eine Schiffsſchraube, aber der Wind war ſtärker als ſie und ſie mußte wiederum rückwärts fliegen.

Der Sturm trug ſie in die Höhe wie ein Stück Papier, ſie ſchrie, arbeitete wahnſinnig mit den Fittichen, aber es half nichts, ſie mußte dahin, wo der Sturm es wollte. In drei Stunden war ſie in England. Plötzlich begann ich zu pfeifen. He! Ja, ich pfiff ohne es zu wollen. Der Wind flötete zum Vergnügen in meinem Kehlkopf, und durch Öffnen und Schließen des Mundes konnte ich ein ganzes Konzert pfeifen. Über die triefende Heide aber zog Rauch. Ich ſtand ſtill. Eine wagrechte dicke Rauchwolke zog raſend mit dem Sturm dahin. Brannte es? Brannte ein Schiff da drunten? Nein, es war Waſſerdampf. Die Inſel war hier turmhoch, aber der Sturm blies ſo heftig, daß er den Waſſerſtaub aus den Schächten und Kaminen der Klippen riß, wie Rauch aus einem Schlot, und forttrug. Drei, vier ſolcher Rauchſäulen fegten quer über die Inſel.

Da war endlich Stiff. Sein kleiner gelber Leuchtturm ſchwamm verkrümmt in einer Waſſerblaſe, die Hütte der Markoniſtation kauerte wie ein zerzauſtes, graues Tier in der fegenden Heide. Selbſt in der Sonne ſah Stiff ſo troſtlos, öde und bedrückend aus, daß ſich der Herzſchlag verlangſamte. Heute aber war es eine unterweltliche Wüſtenei, die Grauen verbreitete. Und wie böſe ſtand die ſchwarze Flagge über dem Semaphor! Der Sturm ſtieß mich hier wie ein

Bündel vor sich her, er trug mich streckenweise, und es gelang mir schließlich nur noch, mich auf allen vieren von Stein zu Stein vorwärts zu bohren. Ohne Atem und fast seekrank vor Erschöpfung erreichte ich die Markonistation. Ich hämmerte gegen den eisernen Laden.

Herr Boucher war hier, Gott sei Dank! Er warf sich gegen die Türe. „Ziehen Sie doch!“ schrie er.

„Ich ziehe ja!“ antwortete ich. Die Türe schnappte wieder zu. Sollten wir, zwei Männer, nicht imstande sein eine lumpige Türe zu öffnen? Herr Boucher steckte einen Prügel durch die Türspalte, ich zog und die Türe flog krachend gegen die Hauswand. Da lag sie nun, wie angeschraubt. Wir arbeiten wie Teufel, der Regen peitschte uns das Gesicht, der Sturm riß uns das Fleisch von den Knochen — — endlich.

„Es soll ein Schiff in Not sein, Herr Boucher?“

„Sehen Sie durch dieses Guckloch. Da drunten ist es. Sehen Sie es nicht? Ein Fischerboot.“

Ja, nun sah ich es. Ein winziges Segel zuckte da drunten in der Tiefe zwischen den Schaumkappen.“

„Nun?“

„Sie sind verloren. Sie können nicht hinaus aufs Meer und nicht hinein in die Bucht, sie würden in die Felsen geschleudert werden.“ Herr Boucher nahm den Stahlbügel mit dem Hörer über den Kopf und

ſetzte ſich vor den Apparat. „Ich habe eben ein Geſpräch belauſcht zwiſchen einem Dampfer und Lizard. Ich glaube ein Schiff iſt geſcheitert. Leſen Sie hier. Nein, nun höre ich nichts mehr.“

Es war eine Depeſche des Cunardliners Celtic an Lizard. Die Celtic telegraphierte, daß ſie den Kohlendampfer „Fullſpeed“ fünfzehn Meilen ſüdlich Scilly-Islands paſſiert habe, ohne Maſte und Kamin, Maſchine in Ordnung.

„Ja, nun gehe ich wieder. Vielen Dank, Herr Boucher.“

Ich mußte hinunter! Es iſt mir heute noch rätſelhaft, wie wir, Poupoul und ich, den ſteilen Pfad zur Bucht hinuntergekommen ſind, aber wir kamen hinunter, das iſt eine Tatſache.

Ein Häufchen Fiſcher kauerte in den Felſenniſchen. Der Schuppen, in dem ſich das Rettungsboot befand, ſtand offen. Sie konnten natürlich nicht hinaus zu dem kleinen zuckenden Segel. Es war ſogar unmöglich das Boot ins Waſſer zu bringen. Sie ſtanden mit den Händen in den Hoſentaſchen ſchwiegen und ſtarrten mit zuſammengekniffenen Augen hinaus. Die Giſchtfahnen gingen haushoch über ſie dahin.

Vor der Türe des Schuppens ſaß ein Weib mit zwei Kindern und alle drei verfolgten regungslos das

kleine Segel, das im Kreiſe zuckte. Das Weib hatte harte Augen und lächelte kalt und verächtlich.

„Sie iſt die Frau des Patrons da draußen," ſagte mir ein Fiſcher. „Es ſind drei Mann an Bord. Sie ſind ſchon vierundzwanzig Stunden auf dem Meer. Sie haben nur einen Laib Brot und eine Flaſche Schnaps mit. Lange können ſie es nicht mehr aushalten. Sie ſind hin!"

Als ich nach Hauſe kam, war Sturmvilla wie mit einem Ausſatz bedeckt. Schaumballen ſchwirrten durch die Luft. Die Wut der Brandung zerrieb das Waſſer zwiſchen den Felſen zu ſchmutzigem Schaum und der Wind trug ganze Blöcke Schaum davon. Vor meiner Türe lag er fußhoch und die Heide war weithin damit bedeckt.

Der Sturm hatte meinen großen Kamin wie mit der Zunge ausgeleckt. Kein Stäubchen war in meinem Zimmer mehr zu ſehen.

In dieſer Nacht ſchlief ich wenig. Ich dachte immerfort an das kleine Segel, das bei Stiff im Kreiſe zuckte. Nun waren ſie dreißig Stunden draußen. Und immer im Kreiſe! Vielleicht konnten ſie einen Kreis von zweihundert Meter Umfang ſegeln, das war alles, was ſie ſich erlauben konnten. Und kaum eine halbe Meile vom Land entfernt. Wie? Sie ſehen das Feuer von Stiff vor ſich, dicht vor den Augen,

am Tage hatten sie deutlich die schwarze Flagge über dem Semaphor gesehen: das war der Tod, der da droben wehte, ihr Tod war es. Vielleicht sahen sie Häuser, in denen man sicher hocken konnte hinter den dicken Wänden und essen und trinken — und sie fuhren im Kreise, vor dem Tod her, der mit ihnen ein Spielchen trieb.

Die Nacht war voll von unbeschreiblichem Spektakel. Das Spritzwasser zischte über mein Dach und rieselte an den Wänden herab. Regenböen prasselten. Es tobte und toste. Es hörte sich an, als ob ein rasender Riesengorilla auf den Klippen hockte und mit den Fäusten auf seinen Bauch trommelte. Schreie durchschnitten die Luft, als ob Menschen von den Klippen herabgestürzt würden und im Falle schrien. Gelächter, Flüche. Es waren all die Seeleute, die draußen ertrunken waren, die schrien und die Fäuste über den Klippen schwangen. Sie jammerten, denn sie sollten die Heimat nicht wiedersehen. All die Schiffe, die hier gescheitert waren, fuhren noch einmal in dieser Nacht auf. Sie krachten, splitterten, sanken. Und durch den Lärm hörte ich das dumpfe Läuten des Meeres. Bis in die Tiefe war es aufgewühlt. Da drunten rollten alte behaarte Glockentiere hin und her und dröhnten.

Bum — baha — bum baha!

Aus dem Toſen aber hörte ich deutlich ein Heulen heraus, das fürchterliche Heulen einer einzelnen Stimme! Sie rechtete mit Gott und der Hölle und konnte kein Ende finden. Das war Poupon, der Mörder, den das Meer nicht wollte. Hörſt du ihn? Zuweilen ſtieß er einen Schrei aus und ſtürzte ſich hinab, aber immer kam er wieder, heulte, verfluchte Gott und die Welt und ſchleuderte dem Schöpfer Felſen ins Geſicht, Felſen, Felſen! Hörſt du?

Der Teil der Heide, auf dem mein Haus ſtand, hieß der „engliſche Friedhof". Vor zweihundert Jahren ſcheiterte hier eine engliſche Flotte von vierzig Segeln und die Leichen bedeckten den Strand. Man begrub ſie hier. Ja, nun hörten auch ſie, daß da oben etwas vor ſich ging und kamen heraus. Sie johlten und lärmten, viele hundert Stimmen ſchwirrten durcheinander, aber ich glaubte doch jede einzelne zu verſtehen. Das Haus war ihnen im Weg, ſie mußten etwas demolieren, denn ſie waren wild geworden. Sie warfen ſich mit den Rücken dagegen. Sie ſtießen mit den Füßen gegen die Türe und lachten. Öffne, öffne, you damn' rascal! Ich hörte ſie ganz deutlich, ich hörte ſogar, daß ſie Engliſch ſprachen. Auf das Dach! Nun, da waren ſie auch ſchon auf dem Dach, polterten, zerbrachen mir die Ziegel und ſchließlich brüllten ſie zum Kamin herein. Viele

zu gleicher Zeit: Ha! Ha! Ho! Ho! Son of a bitch. Hooo!

Ich ſetzte mich aufrecht und die Haare ſtanden mir einzeln zu Berge.

Da aber ging ein ſchrilles Pfeifen über das Haus dahin, ein Schleifen, ich hörte wie ſie ſich entfernten, wie der letzte vom Dach herabglitt. Sie rannten johlend über die Heide. Wie ein Blitz, all die vielen Hundert zuſammen. Ich hörte, wie ihr Gejohl mehr und mehr in die Ferne entſchwand. Das Segel! Ja, das kleine zuckende Segel bei Stiff. Hier gab es Arbeit für ſie, hier gab es etwas zu tun —

„Vielleicht ſind ſie eben untergegangen," dachte ich laut und fror.

XVIII

Der Tag kam und der Orkan ſurrte wie tauſend raſende Expreßzüge über die Inſel dahin. Er heulte nicht mehr, ſchrie nicht mehr, er ſurrte, hohl und dumpf. Nimm den Hut ab, ziehe die Jacke aus, hänge Hut und Jacke an meine Hauswand, ohne Nagel, wie angeleimt bleiben ſie hängen, ſo wehte es. Das kleine Segel zuckte noch immer im gleichen Kreiſe. Sie waren nun ſechsunddreißig Stunden draußen. Die Nacht kam, fünftauſend wiehernde Kannibalen tanzten um mein Haus, wieder tagte es und der Sturm ſurrte.

Das kleine Segel war verſchwunden.

Ich erbleichte, als ich es hörte.

Aber gerade als wir alle in Chikels Bar ſtanden und uns ereiferten: diaul! einen Laib Brot und eine Flaſche Schnaps, zwei Tage ohne Schlaf und welche Arbeit — ging die Tür auf, und was kam herein? Drei Seegeſpenſter! Drei Geſpenſter mit kalkweißen Geſichtern und blauen Lippen, Leichen, die tagelang in Eiswaſſer gelegen waren, mit Glasaugen, klebenden dünnen Haaren und einem irrſinnigen Totenlächeln. Nun alſo, da waren ſie! Es wurde ganz ſtill. Dann aber begannen die drei Seegeſpenſter in den gemeinſten Ausdrücken

zu ſchimpfen. Ihr hättet uns ruhig erſaufen laſſen, ihr Hundeſöhne! Gott ſei Dank, ſie waren lebendig.

Sie hatten das Verzweifelte getan. Sie waren aufs offene Meer hinausgefahren, um zu ſterben — oder die Inſel zu umſegeln und im Lee irgendwo unterzuſchlüpfen. Es war ihnen geglückt. Hoho, Brüderchen! Und nun küßten wir ſie alle.

Sie goſſen ſich Branntwein in die Kehle und gurgelten Schnaps. Einer ließ drei, vier Gläſer fallen, er hatte jedes Taſtgefühl in den Händen verloren, und lachte idiotiſch.

Da kam noch ein Seegeſpenſt herein. Aber es war nicht weiß, ſondern ſchwarz wie ein Neger, der da und dort Farbe gelaſſen hatte, mit rotgeſäumten Augen. Das war Yann. Der „kleine Kapitän" ſprach wie ein Faß und hatte einen furchtbaren Brüllhuſten.

„Ich mußte an Land gehen," huſtete er, „ich habe keinen Kognak mehr. He, Patronne! Raſch! Es war die reinſte Hölle in der vergangenen Nacht. Willſt du mit an Bord? He?" Ah, Yann, wie ſpöttiſch und überlegen du doch lächelſt!

„Sechs Flaſchen Kognak, Madame Chikel!" erwiderte ich. „Etwas Käſe. Haſt du Brot? Vorwärts Yann!"

Im Hafen ſchwammen die Trümmer der zerſchlagenen „Notre Dame de l'Isle". Mit jeder Welle

trieben ſie vorwärts und zurück. Der gefeſſelte „Kommiſſionär" hatte ſich ein paar Rippen eingeſchlagen und lag mit dem Stern auf Grund und wälzte ſich ſchwerfällig.

Wir ſprangen ins Boot, Poupoul voran. Er war atemlos vor Vergnügen, ſobald er in ein Boot ſpringen konnte. Die Ruder tauchten ein und das Boot trieb mit der zurückflutenden Welle hinaus. Yann ſaß mit gebeugtem Nacken am Steuer und folgte lauernd den Bewegungen der Wogen, wie ein Boxer jenen ſeines Gegners. Er ſchrie den Matroſen Befehle zu und ſie ſahen ihm geſpannt auf den Mund, denn hier außen konnte man kein Wort verſtehen. Wir hatten fünfhundert Meter zu rudern, aber es ſah aus als ſollten wir den „Arbeiter" nie erreichen. Manchmal ſtand das Boot buchſtäblich ſenkrecht.

Der „Arbeiter" zerrte an ſeinen zwei Ankerketten, bäumte ſich auf und ſchlug aus wie ein Pferd. Bald war ſein Deck auf Waſſerhöhe, bald ſchnellte es ein Stockwerk in die Höhe und der „Arbeiter" zeigte den roten Bauch.

Zuerſt ſtieg Yann an Bord, dann reichte ich Poupoul hinauf, der zappelte vor Erregung, zuletzt folgte ich.

Der „Arbeiter" war in voller Fahrt. Mit all ſeinen ſieben Knoten rannte er vorwärts und kam doch

nicht vom Fleck. Ganze Häuſer, ganze Straßen bebender Waſſermaſſen warfen ſich ihm entgegen. Der Abſtand zwiſchen den Wogenreihen betrug gut zweihundert Schritt. Lange ſauſende Ebenen flogen heran, die Waſſerberge wuchſen bebend daraus hervor, der „Arbeiter" ſtieg, kletterte, ſprang, glitt hinab, und die nächſte ſauſende Ebene flog heran. Der Wind verwehte das Spritzwaſſer, ſo daß die Wogen wie mit weißen langen Wollfäden beſtreut ausſahen. Wie ein fliegendes ſchwarzgrünes Gebirge waren ſie, in deſſen Rinnen und Rillen der Schnee ſchmolz. Sie glitten blitzſchnell an den Wänden des Dampfers entlang, kreiſelten wütend und kletterten dröhnend und ziſchend an Deck. Der „Arbeiter" troff von oben bis unten.

Eine Sturzſee praſſelte wagrecht über den „Arbeiter" dahin, vom Bug bis zum Stern, und ich bekam die volle Ladung ins Geſicht.

„Vorwärts!" brüllte Yann und ſtieß mich in die Luke hinab. Es war unmöglich in der kleinen übelriechenden Kajüte auch nur eine Sekunde aufrecht zu ſtehen. Sie war dunkel und kreiſte wie der Bauch eines Haifiſches in voller Fahrt. Und es iſt bekannt, daß ſich ein Haifiſch in Spirallinien durchs Waſſer ſchraubt. Die Luke an der Luvſeite war verſchraubt und wir bekamen nur dann etwas Licht, wenn ſich

Höhe, als ſei das „Kamel“ ſoeben aus großer Höhe ins Meer hinabgeſprungen.

Gegen drei Uhr nachts hatten wir Unglück. Die Spitze des Fockmaſtes mit unſerer hübſchen Laterne ging über Bord. Yann ſtieß einen der längſten und entſetzlichſten Flüche aus, den je eine menſchliche Zunge zuſtande brachte. Gewiß hätte er ſich in der Wut dem Maſt nachgeſtürzt, wenn er nicht feſtgebunden geweſen wäre.

„Die Sache iſt die,“ ſchrie mir Yann ins Ohr und drehte den Bug einer Woge entgegen, die mit hocherhobenen weißen Tatzen ſchräg herankam und alle andern überholte, „die Anker hatten ſich feſtgebiſſen, aber der Teufel weiß, ob die Ketten es noch lange aushalten werden. Dann gute Nacht, in fünf Minuten ſind wir in den Klippen. Achtung! O, daß alle ſtinkenden Teufel der Hölle dich haariges Monſtrum —! En arrière!“ Eine ungeheure Waſſermaſſe ſchlug über Bord und der Dampfer ſank ſo tief ein, daß es eine Ewigkeit dauerte, bis er ſich wieder in die Höhe arbeiten konnte.

Dann und wann unternahm ich eine kleine Expedition nach dem Maſchinenraum. Ich kletterte die Treppe hinab an Deck, wartete bis ich den nächſten Eiſengriff faſſen konnte ohne über Bord gefegt zu werden, und kroch im Lee des Keſſelraums entlang.

Wo der Wind eine Spalte fand, blies er ſo raſend, daß ich ſpürte, wie ſich das Fleiſch an meinen Knochen verſchob und löſte.

Haha, da waren ſie, ſchwarz wie Mohren hantierten ſie da drunten. Ich klopfte auf die verſchraubte Luke, ſie ſahen herauf, grinſten und der Maſchiniſt öffnete. Ich ließ mich die eiſerne Leiter hinab. Wie warm es hier war!

„Ihr habt es gut hier, ihr Halunken!“

„Warum haſt du uns nichts zu trinken mitgebracht?“

Ja, wie konnte ich es auch wagen ohne Kognak zu dieſen Rußteufeln zu kommen, deren Kehlen lichterloh brannten?

„Sofort!“

Ich kroch wieder zur Luke hinaus, machte die Expedition zur Kajüte hin und zurück und da war ich wieder. Der Heizer ließ kochendes Waſſer in einen Tiegel und miſchte einen großen Humpen Grog zurecht. Es roch hier unten nach heißem Öl und Putzwolle. Die Schaufel ſcharrte und das Heizloch ſpie Gluten. Es gab hier glühende Kohlenſtückchen, die es auf meine nackten Füße abgeſehen hatten. Der Sturm toſte in der Ferne; man fühlte ſich hier wohl und geborgen wie in einem eleganten Salon, wenn

es draußen hagelt. Der Wind tutete und pfiff durch das Sprachrohr und monoton raſſelnd kamen Yanns Befehle heraus: en route, doucement, en arrière! Der Maſchiniſt hatte die Hand am Hebel, die Maſchine tickte, und wenn ſich die Schraube über Waſſer befand, wackelte ſie von oben bis unten.

„Hau — hau — hau — en route!“ huſtete Yann.

„Der ‚kleine Kapitän‘ hat ſich etwas erkältet!“ Die Leute liebten Yann und verließen ſich auf ihn. Wenn er auch zuweilen mit den Fäuſten auf ſie losging, er hatte ſeine guten Seiten, ohne Zweifel. Und dann, er war tüchtig!

Die Burſchen hier unten führten ein Leben für ſich, was oben war, ging ſie gar nichts an. Nun ja, heute gab es etwas zu tun — aber das hielt ſie nicht ab ſich in aller Gemütlichkeit über die Dummheiten zu unterhalten, die ſie mit einer dicken Kellnerin in Breſt getrieben hatten — hahaha!

Das Sprachrohr raſſelte, und der Dampfer wurde in die Höhe geſchleudert. Eine Sturzſee erſchütterte ihn und er ſank ein. Wohin ſollte es noch gehen? Eine Weile ſtand er ſtill, dann legte er ſich bebend auf die Seite, ſo daß der Boden nahezu ſenkrecht ſtand und man ſich mit Händen und Füßen feſtklammern mußte. Wir ſagten kein Wort. Der

Maſchiniſt am Hebel ſah wachsgelb aus unter der Rußſchicht.

„Wenn jetzt der ‚kleine Kapitän‘ nicht bald ein Kommando gibt, dann iſt er über Bord gegangen!“ ſagte er und öffnete lauſchend Mund und Augen.

„En route, nom de chien!“ raſſelte das Sprachrohr.

XIX

Sobald Yann abgelöſt wurde, war er vollkommen Privatmann und tat, als ginge ihn der ganze Kaſten von einem Dampfer nichts mehr an.

Wir ſoupierten. Yann ſchnitt ungeheure Terraſſen in den Brotlaib und den Käſe und ſtopfte ſich mit beiden Händen den Mund voll. Während er noch mit der rechten Backe kaute, trank er ſchon mit der linken aus der Flaſche. Er verlor keine Minute Zeit, immer war er in voller Fahrt. „Iß und trink!“ rief er zuweilen. Armer Yann! Er hatte vollkommen die Stimme verloren. Während er ſich mit der Zunge noch die Zähne reinigte, entkorkte er ſchon eine neue Flaſche.

Dann nahm er eine Zigarre aus dem Schubfach, legte ſich zurück und atmete ein paarmal tief auf.

„Haha!“ lachte er.

„Proſt, Kapitän!“

„Haha!“ Yann zwinkerte gut gelaunt und ließ vor Vergnügen einen Wind ſtreichen. Dann brach er in lautes, huſtendes Lachen aus und machte ſich ans Rauchen. Nun ſoll man nicht denken, daß Yann eine Zigarre ohne weiteres rauchte. Yann tat nichts ohne weiteres. Er ſchnitt in der Nähe der Spitze

eine Kerbe in die Zigarre und hier zündete er sie an. „Hersehen! Ah, du wirst die Augen aufreißen! Es wird — hahaha! — ein Mönch wird es!“

Nach einigen Zügen glühte die Kerbe und das war, bei Gott, ein Mönch in der Kutte, mit einem glühendroten feisten Gesicht, und nun bekam er noch dazu graue Haare!

Yann betrachtete den Mönch mit verliebten Augen. „Hahaha! Siehst du ihn? Ein Pater, ein Franziskaner, ein Benediktiner, ein Kapuziner!“

Er lachte triumphierend.

Bis zur nächsten Wache blieben uns gute vier Stunden und so plauderten wir ein bißchen. Wir hatten nun gegessen und getrunken, so weit es nötig war, und nun tranken wir zum Vergnügen. Wir tranken puren Kognak aus einem flachen Blechtiegel und klommen Hand in Hand Sprosse um Sprosse empor. Der „Arbeiter“ stampfte und bebte und krachte in allen Fugen, als wolle er entzweireißen. Die Sturzseen klatschten über unseren Köpfen auf das Deck, und unsere kleine Petroleumlampe schwang sich quiekend im Ring und qualmte. Yanns Gesicht war ganz dunkel und aus seinem finstern Gesicht schimmerten hell, fast weiß seine wasserblauen Augen. Der brennende Mönch stank, als ob er Hufspäne und Haare im Leibe habe.

Die Unterhaltung begann. Wir konnten nie fünf Minuten ſprechen, ohne uns in den Haaren zu liegen. Wir ruhten ſo bequem auf den Kojen, rauchten, aber ſofort ſchnellten wir in die Höhe und brüllten einander an.

Da war zum Beiſpiel Yanns zweiter Maſchiniſt lungenkrank und Yann hatte ihm den Rat gegeben, die Glut des Heizloches einzuatmen um die Bazillen zu töten.

Das hielt ich für falſch! Einfach für verkehrt!

„Die moderne Therapie erklärt große Wärme für Gift, geradezu — Yann!“

Yann übergoß mich mit einem beißenden Spottgelächter.

„Und man ſchickt die Kranken nach Ägypten — haha!“

„Der Trockenheit der Luft wegen!“

„Eh bien, mon cher monsieur le docteur — iſt die Luft aus einem Heizloch etwa nicht trocken?“

„Du biſt ein Zwanzigtauſendtonnen-Rindvieh, Yann!“

„Haha! Alſo die kalte Luft ſoll heilen? Seht an!“

„Sie iſt bazillenfreier, ja.“

„Bien! Warum ſchickt man die Kranken nicht nach dem Nordpol? Haſt du ſchon gehört, mon très cher ami, daß man einen Schwindſüchtigen nach dem

Nordpol ſchickte? Ja! Übrigens, mein Bruder, ein berühmter Spezialiſt in Nizza" —

„Schweige! Schweige!" brüllte ich.

„Ich rede ſolange ich will!" ſchrie Yann.

Nein, es war nicht gegen Yanns fünfundzwanzig Brüder und fünfzig Vettern aufzukommen, die über den ganzen Globus verſtreut waren. Man mochte von Maſchinen reden, von Aſtronomie, von Streichholzfabrikation, einerlei, immer hatte Yann einen Bruder vom Fach, der ihm brühwarm die neueſten Errungenſchaften übermittelt hatte. Yann, Yann, man kann nicht mit dir debattieren! Yann aber riß ſtets die Fahne an ſich und ſchwang ſie triumphierend.

Dann erklomm er die nächſte Sproſſe, auf ihr begannen Scherzfragen und Kunſtſtücke. Yann warf ein Dutzend Streichhölzer auf den Tiſch, und nun ordne ſie ſo, daß —

„Gehe in die Hölle, Yann!"

Yann aber ordnete die Streichhölzer wie es ſich gehörte und lachte. Er wollte mir ja nur beweiſen, daß ich nichts wußte, nichts, und nichts konnte, gar nichts. „Soll ich dir einen Fächer aus einem Stück Holz ſchnitzen?"

„Nein!" Aber doch war ich geſpannt, wie er das anſtellen würde.

„Du wirſt ſehen. Auf den Segelſchiffen macht man das.“

Yann ſtand auf und hielt raſch Umſchau. Er ſchlug eine Leiſte vom Kartenſchrank und begann augenblicklich zu arbeiten. Eins, zwei, die Fetzen flogen. Er ſaß mit angezogenen Knien auf der Koje und hantierte ſicher mit dem Meſſer, obgleich er unaufhörlich auf- und abtanzte. Zuweilen ſtemmte er das Knie gegen den Tiſch um nicht zu mir herüber geſchleudert zu werden. Zuerſt ſchnitzte er einen Stab, den er an verſchiedenen Stellen einkerbte — das gab die Verzierungen des Griffes und der Stäbe — dann ſchleißte er ihn in dünne Streifen von oben bis herab zum Griff, und dieſe Streifen drehte er vorſichtig auswärts. So! Fünf Minuten und fertig! Haha! Er fächelte ſich kokett.

„Nächſtens werde ich dir einen Dreimaſter in eine Kognakflaſche hineinſchnitzen.“

„Gott beſchütze mich!“

„Vollkommene Ausrüſtung, mein Lieber!“

Darauf führte Yann eines ſeiner Lieblingskunſtſtücke vor. Er nahm das Meſſer, ein ſtumpfes, ſchmutziges Inſtrument, mit dem er Fiſche ſchlachtete und Ratten, ſetzte es an den Daumen und ſchnitt. Das Blut quoll heraus. Yann ſteckte den Daumen in den Mund, maſſierte ihn — nichts war mehr zu

ſehen. Hoho! Ich rückte näher. Ein Schwindler biſt du, Yann! Man ſah ja nicht gut, der Rauch war zu dick. Yann wiederholte triumphierend das Experiment und führte mir eindringlich alle Phaſen vor. Nun grub er mit dem Meſſer rings um den Daumennagel einen Graben, der ſich langſam mit ſchwarzem Blut füllte. Er leckte, preßte — verſchwunden.

„Ein Teufelskerl biſt du!“

Yann aber lachte mich vielſagend an: und was kannſt du? Nichts.

Nein, wirklich, ich konnte nichts. Ich konnte einen Bindfaden mit meinem Bizeps ſprengen, zweiſtimmig pfeifen, amerikaniſch ausſpucken, zwei vorſintflutliche Lieder und einen Triller auf der Flöte ſpielen — lauter minderwertige Künſte.

Dann nahm Yann einen ungeheuren Schluck und warf ſich in die Koje, die Zigarre im Mund. „Man hat es nicht ſchlecht jetzt, man hat es zu etwas gebracht!“ begann er zufrieden und verſchwand in der Rauchwolke.

„Man iſt Kapitän, hat ſeine hundertundzwanzig Franken monatlich, man hat ſein Weinchen, ſeine Zigarre und eine Couchette zum Schlafen. Was willſt du noch mehr? Man hat das Gröbſte hinter ſich. Ah, das Furchtbarſte, weißt du, he, was das Furchtbarſte iſt? Lege mir zehntauſend Franken auf den

Tiſch — nein, nie mehr! Ich habe zwei Campagnen mitgemacht. Das iſt ein Leben für Hunde, für Schweine!"

„Wovon faſelſt du denn?"

„Idiot, du hörſt wohl nicht? Ich rede von St. Pierre, beim Teufel! Fünfzigtauſend Stockfiſche, achtzigtauſend in einer Campagne. He, mein Lieber! Das Schiff iſt von oben bis unten mit Salz angefüllt und die Arbeit beginnt. Fiſche, Fiſche, nichts als Fiſche! Du ſchläfſt, du biſt todmüde, pique! pique! auf! Die Fiſche ſind da. Du fährſt in die Hoſen. (Hier fuhr Yann in die Hoſen und rieb ſich den ſchweren Schlaf aus den Augen.) Hinaus in die Kälte, brrr! Du ſchlotterſt nur ſo und legſt die Angel aus und ziehſt ſie ein und ſchläfſt dabei. (Yann legte die Angel aus, zog und ſchlief dabei.) Plötzlich — tſch! — ein Walfiſch kommt daher und verjagt die Fiſche. Du legſt dich aufs Ohr. Pique, pique! O, gehe in die Hölle! Da ſtehſt du Tag und Nacht, im Nebel, im Sturm, im Schnee und fiſchſt. Oder du ſchneideſt die Köpfe ab, tauſend Köpfe an einem Tag, zweitauſend. Am Tiſch iſt ein langer Nagel, da hinein ſtößt du den Fiſch und ſchneideſt ihm eins, zwei den Kopf ab. Du reißt die Leber heraus, ins Faß, die Gedärme wirfſt du ins Meer. Links und rechts vom Schiff tänzelt ein Haifiſch und

ſchnappt und frißt alles, denn der Haifiſch iſt nichts als ein Schwein. O, was für ein mörderiſcher Geſtank! Die Leber riecht, die Fiſche ſtinken, das ganze Schiff ſtinkt von oben bis unten wie faule Fiſche. Mein Lieber, proſt! Es ekelt dich an und du möchteſt am liebſten über Bord gehen. Ich habe handfeſte Burſchen geſehen, die weinten vor lauter Traurigkeit."

„Hehe! Aber luſtig iſt es doch! Da gibt es merkwürdige Dinge. Zum Beiſpiel, den Sonnenfiſch! Er iſt hoch wie ein Mann und flach wie ein Teller. Er hat ein Geſicht und eine Naſe wie ein kleiner, gedörrter Jude, ein Judenprofil. Er fächelt mit den Flanken, ſo, ſiehſt du, auf dieſe Weiſe ſchwimmt er. Vor ſeiner Judennaſe ſchwimmt ein kleiner Fiſch einher, das iſt ſein Pilot. Denn der Sonnenfiſch iſt ungeheuer dumm und halb blind. Du lachſt dich halb tot über ihn. Wie ein dicker Bankier, der ſchwach auf den Beinen iſt, läßt er ſich von ſeinem Fremdenführer alle Sehenswürdigkeiten zeigen, und dann, wenn er ſich ſatt gefreſſen hat, macht er ſich ſchwer und läßt ſich hinabſinken auf den Grund des Meeres. Da liegt er im Sand, flach wie eine Zeitung, und ſchläft und verdaut. Dann gibt es hier die Schwertfiſche, die den Walfiſch abſolut nicht ausſtehen können. Sobald ſo eine Dampfſpritze in voller Fahrt daherkommt, ſchnellt ſich mein Schwertfiſch in die Höhe,

viele Meter hoch und gräbt ſein Schwert in den Wanſt des Wales. Hinunter damit! Ja, beim Teufel, eine gemütliche Welt hat unſer Herrgott erſchaffen. Hohoho, wie konnte er nur auf all den Unſinn verfallen! Dann kannſt du dich auch mit dem Hai amüſieren. Du läßt ein Tau hinab, ſchwupp, er ſchneidet es ab wie eine Zigarre. Wir haben auch dann und wann einen Hai gefangen, zum Spaß, Gott o Gott, wie ſie ſtinken! Und hüte dich, ihm noch nach Stunden zu nahe zu kommen! Dieſes Schwein iſt mit Elektrizität geladen und gibt dir einen Schlag, daß dir Hören und Sehen vergeht."

„He! Entkorke eine neue Flaſche, wir müſſen trinken! Das iſt eine niederträchtige See heute! — Zu freſſen bekommſt du bei den Bänken nichts. Übel kann dir werden. Zwei Kartoffeln und grüne Erbſen, am Sonntag ein Stückchen Speck, winzig, und ein Glas Wein. Der Speck wird verloſt, wie beim Pfänderſpiel die Pfänder. Wem ſoll dieſes Stück gehören? Sonſt würde es Streitigkeiten geben, denn alle ſind wild vor Hunger wie Wölfe. Man haßt ſich auch, nach ein paar Monaten haßt man ſeinen beſten Freund. Geh mir aus dem Weg, du Fratze! Ah, was für ein Leben! Während der ganzen Campagne wäſcht ſich kein Menſch mehr, wozu? Kommen ſchöne Mädchen an Bord? Aber vor der Heimreiſe geht es

nach St. Pierre um Einkäufe zu machen. Alles geht an Land und alles wäſcht ſich. Lauter neue Geſichter! Eine neue Equipage, he? Bon jour, messieurs!“

„Viele aber reiſen nicht heim, mein Freund. Es rentiert ſich nicht als Leiche zu Hauſe anzukommen. Du mußt die Stürme nicht vergeſſen — und die Eisberge. Plötzlich tauchen ſie vor dir auf und ſie werden dich zertreten, ſie ſehen dich gar nicht. Und die großen Schnelldampfer bei Nebel! Da heißt es das Nebelhorn drehen — tuh — tuh! — tagelang. Man hört ſie ſchon meilenweit. Sie brummen wie Bären, die Hunger haben. Er kommt heran, näher und näher. Du liegſt in der Koje, erwachſt, horchſt und deine Haare ſträuben ſich. Alles ſtürzt an Deck: Patron, ein Dampfer kommt über uns! Was ſollſt du tun? Wenn er dich nun nicht hört? Kein Wind, wohin? Und woher kommt er? He, nun iſt er ganz nahe, keine zweihundert Schritt entfernt. Du wirſt ihn nun nicht mehr hören, aber ſehen, wenn es ſein muß. Du ſtehſt und warteſt und deine Zähne klappern vor Angſt. (Bei Gott, Yanns Haare ſträubten ſich bei der bloßen Erinnerung!) Da — er tutet ferner — er iſt vorüber! Du biſt noch einmal mit heiler Haut davongekommen. Jedes Jahr wird ein halbes Dutzend Boote glatt durchſchnitten, das gibt einen kleinen Knax und weg iſt er.“

„Kommt er nicht zurück, Yann?"

Yann lachte. „Er wird ſich das überlegen. Er braucht eine Viertelſtunde, bis er zurückkommen kann. Und wo biſt du dann? Er findet vielleicht eine Inſel geſalzener Stockfiſche, das iſt alles. — Nun aber, ſagen wir, du kehrſt zurück. Der Armateur gibt dir dein Gehalt, ſechshundert oder achthundert Franken, und dazu ſchenkt er dir zwei Stockfiſche. Zuerſt betrinkſt du dich nun und ſchläfſt dann irgendwo hinter einem Zaun, das Geld in der verkrampften Hand. Hier iſt es am ſicherſten. Das Geld bringſt du deiner Mutter. Sie gibt dir zehn Franken, damit du dir einen vergnügten Tag machen kannſt, ſtaffiert dich aus und du promenierſt im Dorf mit deinem kleinen Bambusſtock und läßt dich anſtaunen. Ja, da bin ich wieder! Wenn du keine Mutter haſt, ſo gehſt du gleich zu den Mädchen. Hier läßt du dich häuslich nieder, ißt, trinkſt, machſt dir vergnügte Stunden mit dem ganzen Haus, von der Beſitzerin angefangen bis herab zum Dienſtmädchen, ſie nehmen dir alles ab und werfen dich auf die Straße. Da biſt du wieder. Du gehſt und verdingſt dich und ein paar Tage ſpäter biſt du wieder bei grünen Erbſen und Kartoffeln angelangt. Hehe! Aber es war hübſch. Und alle andern erzählen dir ebenfalls, wie hübſch es war. Sie ſingen und du ſingſt mit und biſt ge-

borgen. Du biſt wieder auf dem Meer, wo du hingehörſt."

Plötzlich ſchnarchte Yann. Er konnte zu jeder Zeit einſchlafen und aufwachen, und es war ihm auch einerlei, in welcher Lage er ſchlief, ob er auf einem Stein ſaß oder auf dem Boden lag, das Geſicht auf den Händen.

Ich ſaß mit angezogenen Knien in der Koje und rauchte. Zuweilen ſchwindelte mir vorübergehend, es war nicht mehr hübſch. Der Dampfer rollte furchtbar. Wenn ſich die Ankerketten ſtrafften, ſo erſchütterten ihn ungeheure ruckweiſe Stöße, daß alles ächzte und knarrte. Er zitterte vom Stampfen der Maſchine, und wenn die Schraube frei lief, ſo bebten ſeine Flanken. Droben trillerte der Sturm in den Tauen, die Sturzſeen klatſchten und dann tropfte und rieſelte es an der Luke. Dicht an meinem Ohr prallten die Waſſermaſſen wie Rammklötze gegen die Wandung. Zwei Finger breit und da draußen war das Meer. Ich ſah durch das Guckfenſter wie es mit geſchliffenen Äxten und gezackten, blanken Schwertern auf den „Arbeiter" einhieb. Das Glas war pechſchwarz, wir waren unten, ein Klumpen großer glotzender Augen hing am Glas, ein weißes, ausſätziges Geſicht ſtarrte herein, ich ſah das Licht des Leuchtturms und die Giſchtkämme, wir waren oben.

Poupoul leckte mir die Hand und wedelte mit dem Schwanz. Er freute sich. Er glaubte, wir seien auf hoher See und morgen werde er an Deck gehen um fliegende Fische anzubellen. Ich plauderte ein wenig mit ihm.

Da erwachte Yann. „Haha, und jetzt bist du hier, bist Kapitän," fuhr er in seinem Gespräch fort, „und hast eine silberne Uhr für dreißig Franken in der Tasche. — Hast du alles ausgetrunken? Vorwärts!"

Er hatte zehn Minuten versäumt und sie mußten nachgeholt werden. Im übrigen hatte er recht, man mußte trinken. Wenn man nur einen Augenblick nachgab, wurde man tödlich seekrank.

Yann holte nun aus einem Kästchen seine berühmte Zitroneneſſenz, die er in den Kognak träufelte. Die Mischung nannte er Punsch. Dieser Punsch war von unwiderstehlicher Wirkung und gerade das war Yanns Absicht. In der Tat genügte ein Tropfen dieses Elixiers um einen Liter Wasser in eine starke Zitronenlimonade zu verwandeln. Die Essenz stammte aus einem Schiffbruch und war meines Erachtens für die Parfüm- und Seifenfabrikation bestimmt.

Wir stürzten uns abermals in Debatten, wurden laut und hitzig, und behandelten jetzt überhaupt nur noch Gegenstände, von denen wir beide gar nichts ver-

ſtanden. Aber täuſchten wir uns nicht ein wenig, Yann? Sprachen wir nicht ſo atemlos um die Angſt zu verbergen, die tief innen in unſerem Herzen nagte? Hatten wir nicht, während wir redeten und ſorglos taten, immerfort den einen Gedanken: wenn die Ketten reißen —? Dann begannen wir fürchterlich zu lügen. Auch darin war Yann nicht zu ſchlagen. Er fing ſogleich an zu ſpurten. Nun war er auf jener Sproſſe angelangt, auf der er ſich gewählter, kunſtvoller und gedrechſelter Redewendungen bediente: das iſt ganz den Umſtänden angemeſſen, das iſt von keiner tieferen Bedeutung, primo, secundo. Er erzählte eine ſchauerliche Geſchichte von der „Pacifique", einem Dreimaſter ohne Steuer, ohne Maſte, Segel und Wind. Und ohne Nahrung. Sie hatten das Los geworfen und zuerſt den Steuermann verzehrt, dann den Küchenjungen, dann —

Da ſaß Yann mit Tränen in den Augen, während ich mich totlachte. Da mir nicht ſofort eine Rieſenlüge einfiel, mit der ich ihn niederwerfen hätte können, ſo fügte Yann eine Erzählung hinzu von chineſiſchen Seeräubern, die ſie in den Molukken geköpft hatten. Zopf hoch, wupp! ins Meer, Zopf hoch, wupp! — Yann ſaß und köpfte. Hahaha! Yann, wie tief biſt du geſunken, neulich köpfte dein Onkel, der Korvettenkapitän, und heute köpfſt du ſchon eigenhändig! Selbſt

der Dampfer lachte, er hüpfte auf und ab vor Vergnügen und auch der Wind ſchrie vor Lachen — haha!

„Ha," ſagte ich, „da du gerade von Chineſen erzählſt, ich fuhr einmal auf dem Japaniſchen Meer, und wir hatten zwei chineſiſche Boys, Hannes und Lehmann, das waren Burſchen! Wir kamen in einen Taifun und die Boys gingen buchſtäblich an der Decke, als ſie die Speiſen ſervierten. Ohne einen Tropfen zu verſchütten. An der Decke!"

„Lügner!" ſchrie Yann.

Ich lachte. Gerade das war wahr!

„Hehehe!" lachte Yann wütend. Er war geſchlagen, ich hatte ihm etwas Unglaubliches erzählt.

„Hahaha!" lachte ich, außer mir vor Vergnügen.

Plötzlich ſchwang ſich Yann eine Sproſſe höher und auf dieſer Sproſſe pflegten ihn ſeine traurigen Erlebniſſe einzuholen. Er erzählte mir abermals jene Geſchichte von der „Charlotte", die ihm vier Monate Gefängnis eintrug. „Alle Ungerechtigkeit der Welt hatte ſich gegen ihn vereinigt um ihn zu vernichten!"

Die „Charlotte" war ein Dampfer, der draußen vor Creach auf Grund geriet. Yann fuhr mit dem „Arbeiter" hinaus um ſich die „Charlotte" anzuſehen, die von ihrer Mannſchaft verlaſſen worden war. Als ſeine Matroſen dieſes hübſche Schiff ſahen, wurden

ſie toll. Sie ſchlugen alles in Stücke und plünderten den Dampfer von oben bis unten aus. Selbſt die Meſſingbeſchläge ſchraubten ſie ab. Yann proteſtierte, fluchte, umſonſt. Yann hatte ein gutes Herz, ein zu gutes. Er erſtattete keine Anzeige. Aber als er ſechs Monate ſpäter einen renitenten Matroſen an Land ſchickte, denunzierte ihn dieſer Schuft und gab an, Yann habe ſämtliche Schiffsinſtrumente geſtohlen und eine ſilberne Teekanne mit Goldeinlage. Die Hunde von Matroſen ſchworen ſo viele Meineide als nötig waren Yann das Genick zu brechen. Entlaſſung und vier Monate Gefängnis!

Ha! Yann lachte höhniſche Triller. „Ich! Ein Dieb? Ich??“ Er raufte ſich die Haare und brach in Tränen aus. „Ein Dieb! Ich ein Dieb? Meine arme Mutter —!“ (Seine Mutter wurde plötzlich wieder lebendig.)

Hier ſtreckte ich den Kopf aus meiner Muſchel — es war mir nämlich ſeit einiger Zeit, als ſauſe ich in einer ſpitzigen Zaubermuſchel dahin — und ſagte: „Du biſt ja gänzlich betrunken, Yann!“

Yann mit den treueſten blauen Augen, Yann mit dem Kinderherzen — ein Dieb! O, wie lächerlich, wie abſurd! Volldampf! Ich ſauſte nieder.

Yanns Gemüt aber war bis in die Tiefen aufgewühlt. „Dieſe Behauptung iſt eine infame Ver-

leumdung, unwürdig eines Gentleman!“ ſagte er mit feuchtſchimmernden Augen im reinſten Franzöſiſch, wie man es nur an der Sorbonne zu hören bekommt.

Yann fraß wohl lebendige Crevetten und Spinnen, aber vier Monate Gefängnis kitzelten ihn nicht wenig. Er lief von Pontius zu Pilatus und ſogar der Miniſter geruhte ihm Audienz zu gewähren. Er ſah in Yanns ſtrahlende Kinderaugen — und Yann wurde zu einer Geldſtrafe begnadigt. Nein, Yann war kein Dieb!

Er genoß die Rechtfertigung, pries die Gerechtigkeit des Miniſters und ſchwor Rache. O, du meine Güte, wie er ſich rächen wollte! Ich hörte kaum, was er ſagte, denn ich flog in meiner Zaubermuſchel über Kontinente und Meere dahin — ah, das war Kioto unter mir, wo ſie gerade das Flußfeſt feierten, ein Gewimmel von Papierlampen, das Miauen der Tänzerinnen — weiter —

Plötzlich hörte ich, daß Yann von Roſſeherre ſprach. Da ſaß er und ſchwärmte. Ah, wie hübſch ſie doch war, wenn die Bänder ihrer weißen Haube flatterten! Wenn ſie lachte und ihre weißen Zähne blitzten! Eine kleine wilde Katze war ſie! „Ich habe gearbeitet und geſchuftet, meine Hände ſind hart wie Holz, meine Finger haben ſich verbogen. Nun will ich Ruhe haben, ein Heim, Kinderchen — o! Ein hübſches

Häuschen. Wehe dem, der mir Roſſeherre anrührt, hörſt du?"

Ja, ich hörte. C'est la guerre, dachte ich, Yann. Heute raube ich dir deine Geliebte, morgen wirſt du mir die meine rauben. Frauen wollen noch immer geraubt werden, es gelten keine Verträge, hörſt du, Yann?

„Du haſt Roſſeherre Ringe geſchenkt und ein Tuch. Warum haſt du das getan? He, ſage mir die Wahrheit, war ſie bei dir?"

„Hahaha. Yann, Yann! Wie langweilig du biſt!" ſagte ich und ich grüßte hinunter, denn ich paſſierte ſoeben im Stillen Ozean einen Dampfer — einen der ſchmalen weißen Siebentauſendtonnendampfer der Toyo Kisen Kaisha, mit einem Fächer in der Flagge — die Chineſen ſervierten Tee an Deck und die Damen winkten mir mit den Taſchentüchern.

Yann ſtand auf. „Du biſt mein Freund," ſagte er, „ich gebe mein Leben für dich hin — aber wenn ich es herausbringe — hörſt du mich?" Er knirſchte mit den Zähnen.

„Hahaha, Yann, ſchäme dich, ſo betrunken zu ſein. Ho, wie du ausſiehſt — du haſt einen Kopf wie ein Ballon — ſo groß — o, Yann, hahaha!"

In dieſem Augenblick bäumte ſich der „Arbeiter" auf und die Ankerketten krachten. Der Dampfer ſchüttelte

ſich wie ein Fiſch an der Angel, dann pendelte er in weitem Bogen.

Yann hatte ſich am Tiſch feſtgeklammert. „Da ſtreiten wir uns über ein Frauenzimmer, und unterdeſſen —!“ flüſterte er erſchrocken. Er lauſchte. „Die Ketten ſind geriſſen! Der Dampfer treibt!!“ ſchrie er und ſtürzte die Treppe hinauf.

Ich aber ſauſte gerade über Honolulu dahin, dicht über den Krater des Halewauwau, Haus des ewigen Feuers — die Schwarzen ließen ſich auf Brettern in der Brandung treiben und ſchrien: jiiii!

Nein, der Dampfer trieb nicht, er pendelte, es war nur eine Kette geriſſen.

Ich zog mich in meine Muſchel zurück und ſchlief.

Wir trennten uns nicht im beſten Einverſtändnis, Yann und ich. Jean Louis hatte ihm die Sache von dem Segel verraten, und Yann konnte in ſeiner Betrunkenheit nicht umhin dieſen Trumpf gegen mich auszuſpielen.

„Jean Louis iſt ein alter Idiot,“ ſagte ich, „weiß Gott, was in ſeinem morſchen Schädel vor ſich geht.“

Aber trotzdem ſchieden wir nicht als Freunde. Yann ſprach ſogar davon mich über Bord werfen zu laſſen. Yann, mon cher ami, das Kindergemüt. Er war toll von all dem Trinken und ſeine Augen waren

blutunterlaufen und ſchielten etwas. Nun, ich zog es vor mich freiwillig zu verabſchieden.

Dann ſtand oben auf dem Verdeck und ſchnellte ganze Stockwerke in die Höhe und dabei wiederholte er mit ſpöttiſchem Lächeln ohne Aufhören: „Au revoir et merci, merci!“

Ich lachte noch nach Wochen, wenn ich daran dachte, wie er auf- und abflog und ſpöttiſch ſagte: Au revoir et merci, merci!

XX

Als ich an Land kam, ſah ich die Luft voll kleiner weißer Teufel mit geſpreizten Fledermausflügeln und auch die Erde war bedeckt damit, hier waren ſie grau. In ganzen Schwärmen zogen ſie hin und her vor meinen Augen.

„Hoho!“ ſagte ich. „Poupoul, da haben wir es glücklich, weißt du, was das iſt? Das Delirium tremens, mein Sohn.“

Gott ſei Dank, Sturmvilla ſtand noch! Immer noch ſaß der raſende Gorilla draußen auf den Klippen und trommelte mit den Fäuſten auf ſeinen Bauch. Ich war erſchöpft und ſchlief augenblicklich ein. Nach vielen Stunden erwachte ich wieder. Etwas war geſchehen! Die Fledermausteufel waren fort. Ich lauſchte. Der Wind weinte im Kamin, das Trommeln des Gorillas hatte aufgehört. Der Sturm ließ nach. Ich trat vor die Türe. Das Meer ſchäumte und raſte und die Dämmerung eines Tages, der nie hell geweſen war, regnete wie dicke graue Aſche auf das düſtere Chaos herab. Ein farbloſer Dampfer rollte draußen im fürchterlichen Seegang, ein großer P. u. O.-Steamer, kaum ſichtbar. Dieſe Dämmerung erfüllte das Herz mit dem Gefühl entſetzlichſter Ver-

laſſenheit und ich wagte weder zu denken noch zu fühlen. Ich ſchlief. Dann weckte mich ein bekanntes Pochen.

Es war finſtere Nacht. Creachs Lichtgarben wehten in zitternden Wellen, wie feinſtes Frauenhaar, durch die dunſtige Atmoſphäre. Im Norden ſtand der ſcharlachrote Widerſchein einer Feuersbrunſt: das war das Feuer von Stiff. Über das dröhnende Meer wälzte ſich Rauch.

Aber Roſſeherre kam nicht plappernd und mit übermütigen ſingenden Ausrufen herein, ſie war ſcheu und ängſtlich und ſprach leiſe und etwas heiſer.

„Ich ſah dich heute an Land gehen," ſagte ſie und drückte mir ein Paketchen in die Hand. „Wie finſter es bei dir iſt."

„Guten Abend, Roſſeherre! Was macht Jean Louis?"

„Jean Louis ſchläft."

Ich zündete Feuer an, und nun konnte ich wenigſtens Roſſeherres weiße Haube und ihre hellen Haare ſehen. Sie ſaß zuſammengeduckt auf dem Bett.

„Was iſt denn in dem Papier, Roſſeherre?"

„Öffne doch."

Es war ein Klumpen Honig darin.

„Die Schiffe auf dem Meeresgrund brechen auf," ſagte Roſſeherre. „Jean Louis hat eine große Büchſe

gefunden. Auch einen Ballen Feigen, doch ſie waren verdorben."

Aber Roſſeherres Worte wurden von einem leiſen Wimmern erſtickt. Und plötzlich weinte ſie laut und herzzerbrechend, wie ein Bauernmädchen weint, das Kummer hat.

„Roſſeherre?"

Roſſeherre ſchüttelte den Kopf und die Tränen ſprangen ihr über die Hände und durch die Finger hindurch. „Ich weiß es nicht," ſagte ſie, „aber ich habe Angſt. Wenn es ſtürmt, ſo bricht mein Herz. Ich muß an Vater denken und an den Tag, da Diaul angehetzt kam. Diaul war Vaters Hund, eine Dogge, ſo groß wie ein Kalb und ganz wild. Niemand durfte ihn anrühren, nur Vater. Vater beſorgte die Poſt von der Küſte herüber. Er hatte ein hübſches Boot, er war ja Pilot. In einem Vierteljahr waren ſchon zwei Poſtboote untergegangen und da übernahm Vater die Poſt. Einmal nun war das Meer hoch, es wehte, aber es war kein Sturm. Da kam Diaul angehetzt. Seht, ſagte ich, Vater iſt zurück, da haben wir Diaul ſchon. Er troff von Waſſer, aber Vater warf ihn oft ins Waſſer, es fiel uns nicht auf. Diaul, willſt du nicht Ruhe geben? Er war wie ein Narr, er ſprang an mir empor und kläffte. Er war auch gar nicht böſe, ich ſchlug ihn auf die

Schnauze, auch das ließ er ſich gefallen. Mit einem Male fing ich an zu ſchreien und ich lachte doch noch. Ich verſtand Diaul! Ich verſtand auch plötzlich, weshalb vor einer Viertelſtunde mein Herz auf einmal ſtillgeſtanden war. Denn es war ſtillgeſtanden und hatte ſich nicht mehr gerührt! Ich lief hinter Diaul her, alle liefen wir hinter ihm her, einer hinter dem andern, quer über die Inſel. Und ich war die erſte von allen. Da lagen die Trümmer von Vaters ſchönem Boot in den Klippen und Leichen. Acht Menſchen ſind ertrunken in der Brandung, auch Vater. Man fand ihn nicht. Nur Diaul konnte ſich retten."

Sie weinte mit zuſammengepreßten Augen und Lippen. Ich legte meine Wange an die ihre und ſchaukelte ſie leicht hin und her wie ein Kind. Mein Geſicht wurde naß von ihren Tränen.

„Diaul, mein armer Diaul!" wimmerte Roſſeherre. „Wir hatten ihn ſo gern. Da irrte er umher und verwilderte und bellte in den Nächten da draußen bei den Klippen, wo das Boot geſcheitert war. Dann ging Noel mit ſeiner Büchſe hinaus und ich hörte es knallen und dann kam Noel und ſagte: nun iſt Diaul tot."

Roſſeherre weinte leiſe und fuhr fort: „Ich hatte auch einen Bruder. Er hatte einen langen Schnurrbart.

Er war ein wilder Menſch und er trank wie alle. Aber er liebte mich. Oft ſagte er zu mir: Roſſeherre! und klopfte mir auf die Wange. Sie fuhren hinaus zum Fiſchen und er kam nicht wieder. Und ich hatte den ganzen Tag ſolch ſchreckliche Angſt! Ich ſah ja, ſah es ja, wie er über Bord ſtürzte und ſein roter Schnurrbart ſchwamm auf dem Waſſer. Ich ging hinunter zum Hafen und wartete. Ich wußte wohl, Emile kommt nicht wieder, aber ich wartete trotz alledem und betete. Da kam das Boot herein. Der Patron ſagte: Roſſeherre —? Sonſt ſagte er nichts. Später ſagte er zu mir: der Strom nahm ihn mit ſich, ſein Schnurrbart ſchwamm, aber wir konnten ihn nicht mehr einholen. Ich ſaß und betete für ſeine Seele, und als es dunkel wurde, kam Jean Louis und ſagte: nun, Roſſeherre, es wird Nacht."

Ich wiegte Roſſeherre und ſtreichelte ſie, ſo gut ich es konnte. „Weine dich nur aus, kleine Roſſeherre, dann wird es beſſer."

Der Wind wimmerte leiſe an der Türe. Er klagte, als fiele ihm etwas Trauriges ein, das er einmal geſehen hatte und nicht vergeſſen konnte. Das Meer dröhnte wie dumpfer Kanonendonner. Es dröhnte regelmäßig alle zwei Sekunden, und bei jedem Donnern ging ein leiſes Beben durch Roſſeherres Körper.

Sie hob den Kopf. „Hörſt du das Meer?“ fragte ſie. „Ich werde wohl gehen müſſen, denn man weiß nicht, was geſchieht. Es gibt Nebel.“

„Was ſoll denn geſchehen?“

„Alles kann geſchehen.“

„Alles?“

„Ja, denn ich habe Vater geſehen. Heute am lichten Tag.“

„Deinen Vater?“

„Ja. Er kam zur Türe herein und ſagte: heute ſollen ſie ſich in acht nehmen, die da draußen.“

„Die auf dem Meer?“

„Ja!“

Poupoul nieſte und Roſſeherre erſchrak, daß ſie aufſchrie.

„Aber, Roſſeherre?“ ſagte ich lächelnd. „Was iſt mit dir heute?“

Sie ſah mich an. Ihre Augen flackerten im Feuerſchein wie die Augen eines Tieres, das voller Angſt iſt. „Ich weiß es nicht,“ ſagte ſie und blickte zu Boden, „aber ich habe Angſt. All die Tage lang hatte ich ſchreckliche Angſt. So vieles geht mir durch den Kopf und ängſtigt mich. Ich denke daran, daß Yann im Meer ſterben wird und auch ich, ich auch.“

„Nein, Roſſeherre.“

„Vater ſagte es mir,“ erwiderte Roſſeherre mit

einem kleinen verträumten Lächeln. „Schon lange. O, ich weiß, was ich weiß! Es ist auch nicht das schlimmste. Denn dann kann ich vielleicht mit Vater und Bruder da drunten sein, wo du sie einmal gesehen hast.“

„Rosseherre, das war doch ein einfältiger Traum. Ich hatte so viel getrunken auf Kedrils Hochzeit.“

„Ja, ja.“ Rosseherre lächelte ungläubig und blickte vor sich hin. Dann lachte sie leise. „Nein, das eine ist gut, Jean Louis kann das Meer nichts tun. Großvater ist gefeit.“ Sie schüttelte die Haare vor Freude. Ihre Wangen waren heiß und ihre Augen glänzten. Sonderbar war sie heute.

Nun roch auch ich den Nebel. Er roch wie Jod. Da begann Creach zu brüllen, fern und dumpf, und ich sah ihn vor mir, eingepackt in undurchdringliche Nebelballen.

Rosseherre erbebte. Sie zog die Brauen in die Höhe und lauschte angestrengt auf das Brüllen des Nebelhorns, das übers Meer rollte und in einem fernen Grollen unterging.

„Ich muß nun doch gehen,“ sagte sie voller Angst.

Aber ich überredete sie zu bleiben. „Wir werden ein großes Feuer anzünden, Rosseherre, etwas Grog wollen wir kochen, und dann werde ich dir eine kleine Geschichte erzählen, warte nur. Du zitterst ja so,

weil es kalt iſt hier. Poupoul, geh aus dem Weg! Du wirſt ſehen, wie hübſch es hier wird!"

Ich verbrannte meine engliſche Zeitung und dann riß ich die Schublade meines kleinen Tiſches in Stücke und warf ſie ins Feuer. Auch der kleine Tiſch würde wohl bald an die Reihe kommen, es ging nicht anders. Während ich den Grog braute, erzählte ich Roſſeherre ein kleines luſtiges Erlebnis und als ich verſtohlen zu ihr hinblickte, ſah ich, daß ſie lächelte. Poupoul, der ſeine Leute kannte, ſaß vor ihr und klopfte mit dem Schwanz. Auch er gab ſich Mühe Roſſeherre auf andere Gedanken zu bringen.

„Iſt es nicht ſchon hübſcher bei uns, wie, Roſſeherre?"

„Ja!" Roſſeherre nickte und ſah ohne Blick vor ſich hin. Sie ſchlürfte den heißen Grog durch ein Stückchen Zucker, das ſie hinter den Zähnen hielt. Ihr Geſicht glänzte im Feuerſchein, noch naß von Tränen, ihre gelben Haare flimmerten als ob die Sonne darauf ſchien. „Nun habe ich keine ſo große Angſt mehr," ſagte ſie und holte tief Atem, „aber zuweilen möchte ich ſterben vor Angſt. Das Meer ruft mir. Geſichter erſcheinen im Meer. Einmal ſah ich den Bruder auf einer Klippe ſitzen. Er kam mit einer Welle herauf und da ſaß er und ſah mich an. Aber da ſchrie ich vor Angſt und er tauchte mit der

Welle hinab. Einmal, als es ſtürmte, ging ich abends an den Klippen entlang. Da lag ein Stein. Aber plötzlich ſtand der Stein auf und es war ein alter Mann mit langen grauen Haaren. Er ſtand ganz ruhig und ſah mich an und aus ſeinen Augen fuhr Feuer — da lief ich davon und fürchtete mich eine ganze Woche lang. In den letzten Tagen aber hielt ich es nicht mehr aus. Nun, ſagte ich, es wird das beſte ſein, du ſpringſt hinab, die gebenedeite Jungfrau wird dir vergeben. Ich ging nach Stiff, wo die Klippen ſteil abfallen. Da weinte ich und betete und bat die gebenedeite Jungfrau die große Sünde von mir zu nehmen. Aber als ich es tun wollte — was meinſt du? Da ſaß Vater am Rande der Klippen, die Pfeife im Mund, genau ſo wie ich ihn immer vor mir ſehe. Er ſah mich nicht an, aber er ſaß da. Er verſperrte mir den Weg.“ Merkwürdig lächelte Roſſeherre, als ſie das ſagte.

Und ich dachte, ſonderbare Dinge gehen in deinem kleinen Kopf vor, Roſſeherre! Sonderbare Dinge!

Es ſchien Roſſeherre zu erleichtern, wenn ſie von Vater und Bruder ſprechen konnte. Ich ließ ſie gewähren. Und ſie erzählte mir alles aus ihrem jungen Leben und was Jean Louis ihr von Eltern und Großeltern berichtet hatte. Die meiſten waren ertrunken. Und wie merkwürdig war es doch: keinen hatte das

Meer zurückgegeben, keinen einzigen. Sonderbar war der Tod ihres Großvaters. Er fuhr nach Molen. Das Meer war glatt wie Öl. Er kam nie an, kein Span ſeines Bootes fand ſich, nichts —

„Nichts fand ſich, Roſſeherre?"

„Nichts!" Und Roſſeherre lächelte ſonderbar und fügte geheimnisvoll hinzu: „Sie haben ihn hinabgezogen!"

Dann verſank ſie in Grübeleien.

Creach brüllte dumpf und Roſſeherre zitterte am ganzen Körper.

Ich erzählte ihr von den fernen Ländern, die ich geſehen hatte und wie merkwürdig die Leute dort waren. Sie hatten vielhundertjährige Schildkröten, mit Edelſteinen und Schmuck beſetzt, und beteten ſie an. Und ſie hatten Götter, klein wie ein Däumling und wiederum groß wie der Phare von Creach.

Roſſeherre hatte kaum zugehört, nun aber lächelte ſie. „Das ſind Heiden, meiner Treu!"

Dann mußte ich ihr von Paris erzählen. Von Paris konnte ſie nicht genug hören. Sie wollte wiſſen, was ein Diner koſtete und wieviel ſie im Hotel für ein Zimmer verlangten. O, Diaul, wie unverſchämt ſie doch waren! Roſſeherre lachte und doch zitterte ſie dabei.

„Vielleicht gehen wir einmal zuſammen nach Paris, Roſſeherre?“

Sie ſah mich mit großen Augen an. „Nach Paris?“

„Ja, weshalb nicht? Jeden Tag können wir fahren.“

Roſſeherre lächelte und ſchüttelte den Kopf. „Paris? Es iſt ſo weit, nie werde ich Paris ſehen!“

Sie blieb lange ſtill und teilnahmslos, ich konnte ſagen, was ich wollte. Sie lauſchte unausgeſetzt. Einmal ſagte ſie: „Man hört Creach nicht mehr ſo laut, wie dicht der Nebel wird!“

Dann ſtreichelte ſie ganz mechaniſch meine Hand. Sie ſprach kein Wort. Sie kniete ſich zu meinen Füßen auf den Boden nieder, legte das Geſicht auf meine Füße und umſchlang ſie mit den Armen, und ſo lag ſie, ohne ſich zu rühren. Das tat ſie oft und ich wehrte es ihr nicht. All ihre Zärtlichkeit und Ergebenheit drückte ſie damit aus.

Sie war nur ein Kind, das weder Vater noch Mutter hatte.

Lange verharrte ſie ſo, und endlich hörte ich, daß ſie ſchlief.

Ich wartete eine Weile, dann hob ich ſie aufs Bett. Sie öffnete die Augen, ſah mich an ohne mich zu erkennen und ſchlief weiter. Zuweilen plapperte

ſie im Traum, aber ich verſtand nicht was ſie ſagte, denn ſie ſprach Bretoniſch.

Was träumte Roſſeherre?

Ich ſaß und rauchte die Pfeife und ſah zu, wie ſie atmete. Vielleicht träumte ſie, ſie ſaß bei den Klippen und alle kamen ſie aus dem Meer und plauderten freundlich mit ihr und niemand ſah es?

An der Türe rauchte es. Durch mein kleines Fenſter blickte ein vergrämtes Geſicht. Der Nebel. Ich warf Holz aufs Feuer, denn ſie ſollte nicht frieren. Eine Stunde verging, zwei Stunden. Alle drei Minuten erſchütterte Creach mit ſeinem Brüllen die Luft, und der Sand rieſelte in meinen Wänden. Creach brüllte immer zweimal nacheinander. Zuerſt wie ein wildes Tier, das gereizt auffährt und wütend angreift, dann als ob es ſich verwundet zurückziehe und ſchmerzlich röchele. Eine Ewigkeit ſind drei Minuten, wenn man wartet. Creach hat nun zehnmal gebrüllt, eine halbe Stunde iſt vergangen.

Roſſeherre redete unruhig und angſtvoll. Träumte ſie, daß ſie alle draußen vorüberſegelten und ihr winkten, ſie aber konnte nicht hinauskommen, denn das Meer war ja zwiſchen ihnen?

Plötzlich ſetzte ſie ſich auf und ſtarrte mich an.

„Nebel, Roſſeherre, ſchlafe.“

Und ſofort ſchlief ſie wieder ein. Ich ſuchte meine

dünne ſilberne Kette hervor und legte ſie ihr auf die Bruſt. Wenn ſie nun wieder erwachte, ſollte ſie ſie finden.

Der Nebel wurde von Minute zu Minute dichter. Creach brüllte nicht mehr. Er grollte wie ein zu Tode verwundetes Tier, das elend zurückgeſchlagen ſich im Verſteck die Wunden leckt und knurrt und röchelt. Das Meer donnerte lauter in den Klippen und die Brandung in der Bai dröhnte, als ob alle zwei Sekunden eine Häuſerreihe einſtürzte. Die Flut kam zurück. Aber hier bei unſerem verglimmenden Feuer war es totenſtill. Zuweilen kamen feine, komiſche Geräuſche aus Roſſeherres Naſe. Ein kleiner Falter, den die Wärme geweckt hatte, ſchwirrte an der Decke, eine ſchwarze Spinne wanderte ohne Lärm zu machen die Wand hinauf.

Tief und gleichmäßig gingen Roſſeherres Atemzüge. Ich legte das Ohr an ihre Bruſt. Es rauſchte, es atmete. Wie das Meer, wenn die Ebbe nahe iſt.

Und was iſt das Atmen der Menſchen anders, frage ich, als das Atmen des Meeres, aus dem ſie kamen?

Roſſeherres Atemzüge verbreiteten Stille und Frieden, ja eine Art Heiligkeit. Eine ſonderbare Scheu ergriff mich vor dem Stück Leben, das hier bei mir war. Scheu vor deiner Jugend, Roſſeherre, deinen ſchönen

Haaren und weißen Zähnen und all dem Leid in deinem kleinen Herzen. Ich kenne dich nicht.

Ich bewegte mich lautlos und wagte kaum zu atmen. Dann ſetzte ich mich vor das Feuer und dachte an viele Dinge, die längſt vergangen waren. Vergangen! Gott ſei gelobt! Geſegnet ſei das Geſetz der Vergänglichkeit, das die Tage neu macht.

Geſegnet ſei auch eure Unbeſtändigkeit, ihr Freunde und Frauen, die ihr mich ſo jämmerlich belogen und betrogen habt — es gibt vier Wände und es gibt vier Himmelsgegenden, was iſt dir lieber?

Wie lange ich ſo ſaß, weiß ich nicht, denn vieles ging mir durch den Sinn. Dann aber weckte mich ein feines Rieſeln. Die kleine Kette war auf den Boden herabgeglitten.

Roſſeherre ſaß aufrecht und lauſchte. Ohne Laut hatte ſie ſich aufgerichtet. Ihre Augen waren ohne jeden Blick. Sie lauſchte, mit jeder Fiber und all den tauſend Ohren ihres Körpers lauſchte ſie. Ihre Wangen waren gerötet vom Schlaf, aber plötzlich wurden ſie ſchneeweiß.

„Roſſeherre?“

Roſſeherre bebte. Sie flüſterte ein paar haſtige Worte, aber ich verſtand ſie nicht.

„Sprich Franzöſiſch, Roſſeherre!“ Aber merk-

würdig, ich wagte es nicht aufzuſtehen und zu ihr zu gehen.

„Horch doch!“ ſagte ſie.

Ich lauſchte. Das Meer. Creach röchelte in der Ferne. Poupoul ſaß an der Tür und ſah mich fragend an; auch er hörte nichts.

Aber Roſſeherre zitterte am ganzen Körper als ob ſie friere, und ſchrecklich blaß ſah ſie aus. Ich ſtand auf, doch ſie machte mir ein Zeichen mit der Hand.

Sie lächelte krank.

„Sie haben den Weg verloren,“ ſagte ſie ohne Stimme.

Was ſagte ſie?

„Wach auf, Roſſeherre!“

Da blickte ſie mich an und ihre Augen waren geſchmolzen von einer grauenhaften Angſt, die Pupillen unnatürlich geweitet.

Was war das? Das war ja —

„Gehe hinaus,“ flüſterte ſie, geſchüttelt vom Fieber.

„Beruhige dich,“ ſagte ich, „ich will hinausgehen.“

Der Nebel wälzte ſich augenblicklich herein wie ein Geſpenſt, das vor der Türe gelauert hatte. Das Meer donnerte ehern und Creach grollte im Herzen der undurchdringlichen Nebelnacht. Ich lauſchte. Ein dumpfer Hammer ſchlug in meiner Bruſt. Die Angſt, die von Roſſeherre ausſtrömte, hatte auch mich er-

griffen. Ich ging ein paar Schritte um mich zurecht zu finden, schüttelte den Kopf und kehrte zur Türe zurück. Aber als ich die Türe zuziehen wollte, hielt ich plötzlich inne. Was war es? Meine Füße klebten am Boden und wurden bleiern, meine Fingerspitzen erstarrten, meine Hände, meine Arme, ich wurde ganz steif, die Haut spannte sich kalt über mein Gesicht und meine Haare stellten sich büschelweise in die Höhe:

Da draußen — tutete es ja —

O, jaja, ich hörte deutlich das hohle, dumpfe Tuten eines Dampfers durch das Toben der Brandung hindurch. Es brach ab. Aber gerade als ich aufatmen wollte, kehrte es wieder. Mir schwindelte. Ich legte mich nach vorn und machte mich ganz Ohr, und mein Ohr saugte wie ein riesiger Schalltrichter dieses Tuten in sich. Nun begann auch eine Pfeife in der Ferne zu schrillen — als ob ein großes wildes Tier und sein Junges zusammen um Hilfe schrien.

Da schlug Poupoul an. Kein Zweifel. Und ich taumelte betäubt ein paar Schritte in den Nebel hinein. Rosseherre glitt an mir vorüber. Sie lief klappernd und schrie: „Naufrage, naufrage!“ Dann hörte ich nicht mehr, was sie rief, aber ihre hohe Stimme schwang im Nebel.

Nein! Nein! Nein! Ich faßte mit den Fäusten in meine gesträubten Haare und schüttelte den Kopf hin

und her. Nein! Das alles ist ein furchtbarer Alp, ein entsetzlicher Zauber — niemand kann durch den Nebel sehen, was man nicht sehen kann, niemand in der Welt. Die Woge dröhnte, die Welle lief zornig gegen mich an und der Gischt kräuselte an mir empor. Horch! Ja, trotz des irrsinnigen Zähneklapperns, das mich befallen hatte, hörte ich es: es tutete, pfiff, die beiden Stimmen da draußen im Nebel riefen noch immer. Dann verstummte das Tuten plötzlich und die Pfeife brach mit einem kläglichen Winseln ab.

Ich machte meine Stimme stark und schrie hinein in den Nebel: „Hallo? Hal — lo — —?" Eine Gischtpeitsche schlug mich übers Gesicht. So lächerlich war es zu rufen.

Da vernahm ich das zischende Ausströmen von Dampf und ein fernes Dröhnen, als ob Eisen genietet würde. Dann schien es mir, als hörte ich das ferne Geschrei einer Menge Menschen. Und nun war es still. Das Meer schlug, die Brandung donnerte, Ereach grollte in der Ferne.

Ich lief ins Dorf. „Ein Dampfer ist gescheitert!" schrie ich. „Ein Dampfer ist gescheitert!" Ich war sinnlos vor Erregung und das Wasser sprang mir aus den Augen, daß ich erblindete.

XXI

Die Glocken begannen im Nebel zu bellen wie kleine Hunde, die im Schlafe geſtört wurden.

Das Dorf ſchlief noch. Aber da und dort rührte es ſich ſchon, Holzſchuhe klapperten, Fenſter erhellten ſich, Stimmen kamen aus dem Nebel. Am Hafen unten ſchloß der Maire den Schuppen auf, in dem ſich das Rettungsboot befand. Der Nebel war ſo dicht, daß man keinen Menſchen ſah, bevor man ihn anrannte, und wenn man mit jemand ſprach, ſo zerfloß ſein Geſicht in Schleiern.

Zurufe, Flüche, Durcheinander. Ein Seil ſchleifte am Boden und unſichtbare Hände zogen es ſtraff. Ich griff zwiſchen ein paar Fäuſte hinein und zog an. Räder knarrten und das Rettungsboot erſchien geſpenſterhaft hoch und lang auf dem Wagen. Schatten warfen ſich in die Radſpeichen und eine Kette von Schatten hielt den Wagen hinten am Seil feſt, damit er nicht zu raſch den Steig hinabrollte. Wie ein ſchwerfälliges, hundertfüßiges Ungeheuer aus der Vorzeit bewegte ſich das Boot zum Meer hinab und die Welle ſpritzte gegen ſeinen Bauch.

„Vorwärts!“ ſchrie ich. Da draußen warteten ſie —

„Wir müſſen warten, bis es Tag wird! Man ſieht ja nicht die Hand vor den Augen!“

„Wo iſt Kedril? He, Kedril, Pilot, dein Tag iſt gekommen. Das iſt eine Arbeit für dich. Ich zeige dir, wo der Dampfer liegt.“

„Mein Freund,“ antwortete Kedril, „nicht für tauſend Franken könnte ich das Boot hinausbringen. Bei dieſem Meer! Wir müſſen auf die Ebbe warten.“

„Wenn du es auch ſagſt, Kedril!“ Ich war entmutigt, ich ging.

Im Dorf rannte ich gegen Noel, der ſich ganz in geöltes Leder verpackt hatte und ein Fernrohr in der Hand trug.

„Nun,“ rief er mir zu, „habe ich es Ihnen nicht geſagt, als Sie Sturmvilla mieteten, alle Schiffbrüche vollziehen ſich dicht vor Ihren Augen — haha!“

Ich gab ihm keine Antwort. Ich lief nach Sturmvilla zurück. Nichts war als Nebel, das Branden des Meeres und alle drei Minuten grollte Creach in der Ferne wie ein todwundes Tier.

Etwas ſcharrte zwiſchen den Klippen. Es war Jean Louis. „Ein Dampfer ging in die Klippen — hühü!“ ſagte er und lachte idiotiſch. „Roſſeherre war wieder die erſte —“

„Was kann man tun?“ fragte ich.

„Was man tun kann? Nichts. Hühü! Die Klippen

ſind wie Meſſer da draußen. Sie fahren alle an derſelben Stelle auf. Sie werden vom Strom abgetrieben und hören Creach erſt, wenn ſie feſtſitzen.“ Er trappelte hin und her und ſpähte auf den Boden. Eine Gruppe von Fiſchern, Frauen und Kindern ſammelte ſich an, und alle ſpähten ſie auf die ankommende Welle mit vorgeneigten Köpfen und gierigen Augen. Sie waren die Abkömmlinge von Seeräubern und ihr Herz hatte das Meer gehärtet. Was war ein Schiffbruch für ſie? Es hatte Nächte gegeben, da drei Schiffe ſcheiterten, und wiederum hatte man in drei Nächten nacheinander die Sturmglocken geläutet.

Etwas Dunkles trieb ans Land und alle ſtürzten ſich gleichzeitig darauf. Es war das Wrack eines kleinen, ſchwarzen Bootes. Wie ein zertrümmerter Bruſtkorb. Dann wichen ſie plötzlich alle zurück: mitten in der Welle ſtand ein Menſch, der von Waſſer troff und die Arme nach ihnen ausſtreckte. Er fiel vornüber und die Woge trug ihn ans Land und legte ihn ſchweigend nieder. Die nächſte Welle fuhr über ihn hin und er bewegte ſich, als ob er ſich aufſetzen wolle. Dann zogen Jean Louis und ich ihn weiter aufs Land.

Er lag mit offenen Augen da, als ob er ſehr erſchrocken wäre, und lächelte mit geöffneten Lippen, daß man die Zähne unter ſeinem kleinen dünnen

Schnurrbart ſah. An der rechten Schläfe hatte er eine ſchwarze Schramme. Er war tot.

Die Fiſcher ſtanden um ihn im Kreiſe. Jean Louis nahm die Mütze ab und ſchlug das Kreuz. Alle folgten ſeinem Beiſpiel. Creach knurrte in der Ferne, während ſie das Gebet murmelten.

„Hier liegt er jetzt!“

„Es iſt raſch gegangen mit ihm. Das Meer warf ihn gegen einen Felſen.“

Ein kleines Mädchen ſagte leiſe und lachte vor Angſt dazu: „Vater, er lacht ja!“

„Nun beruhige dich, alle Toten lachen.“

„Ein junger Menſch iſt er.“

„Zweiundzwanzig.“

Das kleine Mädchen ſagte und wieder lachte ſie etwas: „Vater, er ſieht mich an!“

„Alle Toten ſehen dich an, beruhige dich!“

Dann durchſuchten ſie ihm die Taſchen. Aber der Tote beſaß nichts. Eine Pfeife, ein Meſſer, ein rotes Taſchentuch. In der Bruſttaſche ſeines kurzen Kittels fand ſich ein Brief.

„Ein Brief!“

Ich zündete ein Streichholz an.

„Er heißt — wartet — er heißt Joe Gordon, der Dampfer heißt Indiana und kommt von Kapſtadt.“

„Joe Gordon — Indiana —“

„Willſt du die Streichhölzer nehmen?“

Der Brief war zerweicht und ſchwer leſerlich. Er lautete ungefähr: „Dear Joe, wenn du nach Liverpool kommſt, ſo beſuche mich. Fahre nicht gleich wieder weg, wie das letztemal. Ich bin krank und mein Fuß tut mir weh. Ich gehe nicht mehr aus und warte auf dich. Das Leben iſt recht elend, wenn einen die Kinder ganz vergeſſen. Deine alte Mutter.“

„Das Marineamt wird ihr eine Depeſche ſenden.“

„Joe wird nicht kommen. Und ſie iſt alt und krank, hm.“

Da war auch plötzlich Roſſeherre wieder da. Sie drängte die Leute zur Seite und ſchrie und warf ſich weinend über den Toten. Sie ſprach mit ihm, ſie nannte ihn „mon cœur“, „mon petit“ und ſchluchzte herzzerreißend.

Ich ertrug es nicht länger, ich ging.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Vorwärts!“ ſchrie ich. „Worauf wartet ihr denn noch?!“

Es war Tag. Das Rettungsboot ſah wie ein Phantom im bleichen Nebel aus, unnatürlich hoch und lang, und die Welle leckte ſeinen weißen Bauch.

Geſichter gingen im Rauch. „Wir können unmöglich fahren.“

„Hunde ſeid ihr, wenn ihr nicht fahrt.“

„Aber das Meer iſt ſchrecklich, wir kommen nicht zur Bai hinaus!“

Ich zitterte vor Erregung. Ich bot meine ganze Überredungsgabe auf. Aber ſie blieben kalt und ruhig.

„Da draußen ſind ſie!“

„Hier ſind unſere Frauen und Kinder.“

Chikel hatte morgens um fünf Uhr die Bar geöffnet und eine Lampe angezündet. Vielleicht ging es ſo! Ich ging umher und goß den Fiſchern ein. Sie hatten keine Phantaſie. Sie ſahen nicht, wie ſie da draußen auf dem Wrack ſaßen, ſich feſtklammerten und hofften, ah, pfui!

„Aber ihr müßt fahren!“ ſagte ich. „Das bißchen Meer, was für Leute ſeid ihr doch! Ich kenne euch nun ſo lange!“

Die Fiſcher rekelten ſich.

„Unmöglich!“

„In die Hölle mit euch!“

Ich ging. Ich bebte vor Zorn.

Nebel. Dick und häßlich gelb, wie Eiter. Creach grollte alle drei Minuten, das Meer ſchlug.

Bei den Klippen ſtanden die Fiſcher und lauerten auf alles, was geſchwommen kam. Zerſchmetterte Leichname trieben ans Land. Am Vormittag zählte man ſieben, am Abend dreizehn. Der Nebel aber ſtand wie eine Mauer.

Creach brüllte die ganze Nacht. Am nächsten Morgen war der Nebel dünner geworden, und plötzlich unterschied man im Düster draußen den Dampfer. Er lag schräg, sein Achterdeck stand über Wasser und bei jeder Woge stieg ein Turm von Gischt daran in die Höhe. In den Taumänden hing etwas wie graue Flocken, das waren Menschen. Der Nebel zog und wir sahen sie nicht mehr.

Um zwei Uhr aber, zur Zeit der Ebbe, fuhr Yann hinaus.

Hoch Yann, und dreimal hoch!

Ja, plötzlich regte es sich auf dem „Arbeiter", der draußen im Nebel inmitten der Sturzseen tanzte. Die Ankerwinde rasselte. Wir sahen einander an. Wie? Es zischte und aus dem Kamin quoll eine dicke Rauchwolke, die den „Arbeiter" in graue Nebelballen einpackte. „Der kleine Kapitän marschiert!" Ja, natürlich marschiert er! Das war Yann, der wie ein Mädchen weinte, wenn er betrunken war. Nun aber zeigte es sich, was in ihm steckte! Er hatte lange genug gewartet und nun ging er los und war nicht mehr zu halten. Entweder — oder. Gewiß hatte er die Zähne gezeigt, als seine Mannschaft zögerte. Eine Stunde lang rasselte die Ankerwinde, stoß- und ruckweise, der Anker saß fest. Plötzlich aber hörten wir etwas, ein fürchterliches Gebrüll — trotz der Ent-

fernung. Das war Yann. Gleichzeitig bewegte sich der Nebeldampfer. Er fuhr rückwärts! „O, lala!“ sagte Noel. Dann stellte er sich auf die Hinterbeine und stürzte kopfüber hinab, rollte und ging vorwärts. Wir sprachen kein Wort. Nur, da wir lange zusahen, wie sich Yann Zoll um Zoll den Weg erkämpfte, sagte einer: „Wenn die Maschine es aushält — !“ Wir warteten stundenlang auf demselben Fleck und spähten in den Nebel hinein. So oft wir Yann tuten hörten, sahen wir einander an und regten uns.

Yann kehrte mit acht Schiffbrüchigen zurück. Es war ihm gelungen, ein Seil zu werfen, über das sie an Bord klettern konnten. Am nächsten Morgen ging das Rettungsboot hinaus und holte die zehn übrigen. Nun waren sie alle gerettet bis auf einen, einen Neger, einen Stoker, der sich nicht über das Seil wagte.

Man sah ihn den ganzen Tag über oben auf dem Mast hocken wie einen kleinen dunklen Klumpen. Der Nebel zog und verbarg ihn, der Nebel wurde dünner, und immer noch saß der Neger da. Der Mast hatte sich geneigt und ragte nur noch zum vierten Teil aus dem Wasser. Gegen Abend ging das Rettungsboot nochmals hinaus und fuhr so nahe wie möglich an den Mast heran. Gespenstisch wie der Fliegende Holländer tanzte das Boot im Nebel. Aber der Neger rührte sich nicht vom Platze. Am andern Morgen hatte sich

die Maſtſpitze bis aufs Meer herabgeſenkt. Das Spritzwaſſer ging über den Neger hin. Wieder fuhr das Boot hinaus, aber der Neger rührte ſich nicht. Er hockte da und heulte. Er hatte den Verſtand verloren. Am Abend, als ſich der Nebel auf Augenblicke lichtete, war die Maſtſpitze leer.

Man grub eine Reihe Gräber in der Heide. Alle Fiſcher ſtanden mit der Mütze in der Hand. Auch ich. Der Prieſter ſprach, und der Totengräber ſpritzte in gleichen Zwiſchenräumen den Tabakſaft durch die Zähne ins Grab hinab.

Und nun erſchien auch ein Fleckchen blauer Himmel zwiſchen den Nebelbänken.

In den Klippen aber ſaß ganz allein Roſſeherre und ſtarrte aufs Meer hinaus. Die winzige Maſtſpitze war geſunken. Von der „Indiana" war nichts mehr zu ſehen.

Ich ging nahe an Roſſeherre vorbei. Sie ſang leiſe mit einer hohen, weinenden Stimme wie der Wind und wiegte den Kopf dabei.

Ich ſah über die Inſel: ſie kam mir ſchrecklich vor.

XXII

Ich ſaß auf einem Stein in der Heide. Die Sonne ſchien. Ich rauchte. Die Heide war braun und gelb, aber an einer Stelle hatte ſie eine friſche Narbe — dort lagen ſie. So oft mein Blick auf die friſche Narbe fiel, dachte ich: dort liegen ſie, dort liegt auch Joe Gordon mit der geſpaltenen Schläfe und dem kleinen Schnurrbart —

Einige Tage lang mußte ich immer wieder dasſelbe denken. Es lag etwas wie ſüßer Leichengeruch in der Luft. Dann aber gelangte ich dahin, die friſche Narbe in der Heide mit den rechten Augen zu betrachten: ja, da lagen ſie und ſie waren glücklich zu preiſen! Eines herrlichen, wilden Todes waren ſie geſtorben. Ihr Götter da droben, laßt mich ſterben wie ſie! Schleudert Felsblöcke nach mir oder Donnerkeile, in einem Eiſenbahnzuſammenſtoß vernichtet mich oder auf wildem Meer, einerlei, aber laßt mich nicht im Bett ſterben wie ein altes Weib, darum möchte ich bitten.

Ich ſah nicht mehr auf die friſche Narbe in der Heide — eine Art Betäubung hatte ſich auf meine Sinne gelegt gehabt, nun war ſie vorüber — ich ließ meine kleine Flöte hell über die Heide klingen: es

war der Tod, nichts ſonſt. Heute biſt du es und morgen bin ich es. Unſer iſt das Leben, ſela!

An dieſem Tage fand ich draußen bei den Klippen einen halben Maſt. Vielleicht war es jene Spitze, an der ſich der Schwarze feſtgeklammert hatte? Ich holte die Axt und begann zu arbeiten. Ich griff den Maſt an verſchiedenen Stellen an. Er klang ſo eigentümlich: er war ein Teil von der Leiche eines Dampfers. Die Splitter flogen. Sie leuchteten in der Sonne, ſie begannen zu brennen. Ich ſtand inmitten eines großen blendenden Feuers.

Ein paar Fiſcher kamen mit Äxten und Sägen. Da ſtanden ſie und ſahen mir zu.

„Schönes Holz haſt du gefunden!“

„Ja, es iſt trocken.“

„Es wird einen tüchtigen Haufen geben!“

„Der Winter iſt lang.“

Ich ſchien nicht auszuſehen wie ein Mann, der mit einer Axt in der Hand einen Maſt im Stich läßt, und ſie gingen wieder.

Meine Axt blitzte und der Schweiß rann mir übers Geſicht.

Die großen atmoſphäriſchen Differenzen hatten ſich ausgeglichen und die Luft war rein und durchſichtig wie eine Linſe. Man ſah die fernſten Klippen, um die das Meer ſpielte, jede Ritze, alles war nahe und

ſcharf. Meine Axt hallte laut wider, und wenn ich pfiff, ſo klang es faſt wie eine Flöte. Der Himmel blendete und das Meer war flüſſiges Silber. Da und dort blitzte ein Streifen wie ein Schnitt. Die Dampfer zogen ruhig vorbei und ihr Kielwaſſer ſtand meilenweit hinter ihnen wie eine Straße.

Der Strand war bedeckt mit grellrotem und grellgrünem Salat, mit großen Röhren und Klumpen. Wie Lungen und Eingeweide, die das Meer ausgeſpien hatte, ſahen ſie aus. Ganze Wälle von ſtarkriechendem Tang ſäumten den Strand, von Millionen von Inſekten und Stechfliegen bevölkert. Ging man vorbei, ſo praſſelte und kniſterte es, als begännen die Wälle zu brennen. Das Leben kommt, wo Schmutz und Wärme iſt.

So oft ich über die Inſel blickte, konnte ich nicht umhin verächtlich zu lächeln. Wie ſonnig und friedfertig ſie ausſah. Sie dachte nicht mehr an die „Indiana", die da draußen lag mit all den Kupferbarren im Leib. Sie hatte all die Dampfer vergeſſen, die ſich an den Klippen die Naſe einſtießen, zurückfuhren und ſanken, und all die Segler, die im Sturm angeritten kamen und ihr in die Zähne rannten. Sie hatte auch jenen Dampfer der Union Caſtle Line vergeſſen — damals ſtarben zweihundertundzwanzig Menſchen. Sie hatte all jene Leichen vergeſſen, die

einzeln angetrieben wurden, und niemand wußte, woher ſie kamen und wie ſie hießen. Genug. Sie dachte auch nicht mehr an jene vierundzwanzig Schiffbrüchigen, die eines Tages in einem kleinen Boot ankamen und die ſie mit der ſicheren Rettung vor Augen zerſchmetterte. Genug, genug!

Sie lag und lächelte und blinzelte zuweilen aufs Meer hinaus, eingehüllt in Sonnenſchleier. Wie eine jener Frauen war ſie, deren Wangen zart wie junge Roſenblätter ſind und die fünfundzwanzig Männer ruiniert haben — du aber gehſt an ihnen vorbei und ſchlägſt das Kreuz und ſprichſt: Heilige Unſchuld, ſie war die Mutter Gottes oder wenigſtens eine ihrer nächſten Verwandten —

Ich lachte: Gott, der Herr, ſende ſie mir in den Weg —

Am vierten Tage war der Maſt in Sturmvilla verſtaut. Einen großen Stoß mußte ich noch vor der Tür aufſtapeln. Da lag er nun, der ſo viele Seemeilen weit gewandert war und noch immer ſtrömte er die Sonne ferner Meere aus und den Geruch fremder Küſten. So oft ich ein Scheit verbrannte, ſah ich merkwürdige Dinge: Papageien und Affen, die ſich an den Schwänzen ſchwangen, pechſchwarze Negerweiber — und einen Dampfer, der über das öde Meer in wolkigen Mondnächten zog, und ſeine Maſten wanderten ſtill und ſtolz dahin.

XXIII

Von Rosseherre sah ich all die Tage nichts. Und um die Wahrheit zu sagen, ich sehnte mich auch nicht nach ihr. Zu meinem größten Erstaunen machte ich die Entdeckung, daß eine Veränderung mit mir vorgegangen war. Mein Herz schlug in einem andern Takt, meine Gedanken hatten einen andern Kurs genommen. Ich betrachtete die ganze Welt unter einem andern Winkel, mehr von der Seite, wenn ich so sagen darf. Die großen Stürme waren schuld daran. Sie hatten meine Seele blank- und glattgeschliffen und alles weggefegt. Wenn ich zurückblickte, so schüttelte ich voll Verwunderung den Kopf: wie viele Monate waren doch seit den großen Stürmen und dem Schiffbruch der „Indiana" vergangen? Alles lag weit dahinten, blaß und fern. Der Sturm hatte mich in Schwung gebracht und ich konstatierte mit großer Genugtuung, daß meine Seele mit all ihren Knoten dahinsegelte und die Dinge überholte. Ich blickte geradeaus: mochte kommen, was da wollte, es sollte mir willkommen sein — —

Jean Louis erzählte mir beim Fischen draußen, daß Rosseherre lache und schreie und einen der schwersten Anfälle von Gemütsstörung habe. Sie tat mir leid,

ſonſt fühlte ich nichts. Dann erfuhr ich, daß es ihr um vieles beſſer gehe, das freute mich.

Ich dachte zuweilen an ihre verliebte Trunkenheit und die maßloſe Leidenſchaft, die in ihrem kleinen braunen Körper hauſte — aber wenn du jetzt kommſt, Roſſeherre, ſo werde ich ſagen: guten Tag und wie geht's, ſonſt nichts. Ja, wenn die Königin von Honolulu kommt, von der man behauptet, daß ſie alle Frauen an Liebreiz übertrifft, ſo werde ich ſagen: guten Abend, gnädige Frau, und mein Pfeifenrohr ausblaſen: fff —

Das war das Meer, nichts ſonſt. Ich habe Seeleute gekannt, die von heute auf morgen eine funkelnagelneue Seele bekamen und alles mit einer unverſtändlichen Naivität hinter ſich ließen, Schulden, Verſprechungen, Gewiſſensbiſſe — ja, nun verſtand ich ſie.

Meine Vergangenheit war wie weggeblaſen und ich ſaß auf dem Strich zwiſchen Vergangenheit und Zukunft und freute mich.

Ich war nicht ſo töricht mir ſofort wieder eine Vergangenheit anzuſchaffen. Nein, ich genoß dieſen wunderbaren Zuſtand, mit einem neugeborenen Herzen einherzugehen, in vollen Zügen. Ich lebte allein und der Herr ſandte mir Erleuchtungen.

Ich legte bei den Klippen die Angel aus. Denn

es hungerte uns fürchterlich, Poupoul und mich. Auf den Klippen gab es kleine Tümpel, die mit hohlem gelbem Eis bedeckt waren. Das war das Salz von den Stürmen. Hier außen hielten sich wenig Fische auf und oft mußte ich stundenlang warten, bis etwas anbiß. Da saß ich nun und das Meer schlug und die Gedanken wanderten in meinem Kopfe. Bum! In meinem Kopfe fiel ein Schuß: ah, ich war auf der Jagd in Nordgrönland und schoß Eisbären. Die Atemzüge des Meeres wurden schwächer, ich hörte es, auch wenn ich nicht darauf achtete. Die Riffe draußen wuchsen, sie schoben sich langsam aus dem Meer. Wie der Rachen eines Nilpferds, der sich allmählich aus dem Wasser hebt und Schlamm und Unrat triefen aus seinen Zahnstumpen, so hob sich das Gestade in die Höhe. Es rieselte wie im Frühling in den Wäldern. Überall stürzten schäumende Kaskaden ins Meer. Das Rieseln verstummte, es tropfte, es wurde ganz still. Die Welle schlepperte wie kleine Katzen und tändelte mit den Klippen.

Ebbe.

Die Möwen schwirrten und schrillten. Ströme von süßlichem Duft stiegen aus dem bloßgelegten Schoß des Meeres empor. Ich ging hinunter, denn ich mußte mitten im mütterlichen Geruch des Meeres stehen. Die schwül dampfenden Klippen waren bedeckt

mit harten gerippten Muſcheln und purpurnen, gallertartigen Knollen, die zitterten, wenn man ſie berührte. Viele verſchwanden unter ſchleimigen Helmbüſchen, und unter meinem Fuß quietſchten meterlange fleiſchige Palmblätter und hohle Knollen. Kleine grüne Tümpel lagen zwiſchen den Steinen. Wie liliputaniſche Märchengärten ſahen ſie aus. In der Mitte wuchs eine ſchlanke Palme und darunter ſtand ein winziger Fiſch, der Herr des Gartens. Plötzlich zuckte es drinnen, der Fiſch ſtand nicht mehr unter der Palme, er war in die dunkeln Lorbeerboskette am Rande entflohen. Auf dem gelben Sandwege des Gartens lag ein vergeſſener kleiner roter Hut mit grünen Franſen; auf einmal begann der rote Hut zu ſteigen, die Franſen atmeten ein und aus. Eine kleine Muſchel ruderte von einer Grotte zur andern. Nein, der kleine Fiſch war nicht der einzige Bewohner dieſes Märchengartens, er war trächtig von Leben.

Eine Handvoll von dieſem Schlamm auf einen öden Planeten geworfen, Poupoul — und wir kommen wieder heraus wir zwei, ganz ſo wie wir hier ſtehen, und die Zunge hängt dir genau ſo aus dem Maul.

Die Möwen ſchoſſen aufgeregt dahin, kleine Fiſche im Schnabel, die Seeſterne ſchrumpften in der Sonne und verfärbten ſich und bekamen brennende Flecken, das Moosgeſpinſt auf den großen poröſen Stein-

ſchwämmen trocknete dampfend und wurde weiß wie Aſche. Der Geruch des Meeres wurde ſo ſüß und betäubend, daß er Übelkeit erregte.

Die Welle tänzelte heran, ſpielte zwiſchen den Steinen und legte ſich zu meinen Füßen nieder, gehorſam wie ein Hund. Aber die nächſte Welle ſchoß gegen meine Schuhe und ziſchte böſe. Ich mußte zurück. Die Klippen ſanken wieder langſam ins Meer hinab. Die Kaskaden begannen abermals zu rieſeln. Draußen ſtieg ein weißer Korallenbaum auf, drehte ſich und ſtürzte in ſich zuſammen. Die Woge ſchoß heran, wand ſich zornig zwiſchen den Blöcken, gurgelte, ziſchte und leckte nach all den trockenen Stellen. Das Meer kam zurück. Es donnerte und ſtürzte ſich an den Klippen in die Höhe, und der Wind trieb das Spritzwaſſer über die Heide. Flut.

Glühend rot ſank die Sonne an dieſen Tagen ins Meer, immer an der gleichen Stelle.

So ging es viele Tage lang.

Yann machte mir einen Beſuch in Sturmvilla und wir feierten Verſöhnung. Worüber ſtritten wir eigentlich? ſagten wir beide und ſahen einander gerührt an. Dann gingen wir auf die Jagd. Denn Yann hatte ſeine Büchſe mitgebracht, ein zerbrochenes Zündnadelgewehr, das mit Drähten zuſammengebunden war. (Es ſtammte von ſeinem Urgroßvater, général

unter Napoléon premier.) Wie er damit ſchießen konnte, war mir ein Rätſel, aber er ſchoß damit. Er glühte vor Jagdeifer und ſchoß auf Möwen, Meerſchwalben, Hammel, auf alles, was lebte. Über die Heide zogen Rauchſchwaden, es roch nach Pulver wie nach einer Schlacht, die Hammel rannten wie irrſinnig im Kreiſe. Und doch war Yann der ungefährlichſte Jäger, den es gab. Er traf nie etwas, Gott weiß wohin die Kugeln flogen. Dann kam es ihm in den Sinn, Champignons zu ſuchen. Hoho, er wußte wohl, wo ſie zu finden ſeien. Und richtig, da waren ſie. Wir brieten ſie in einem Topf, bis alle unſere Champignons in einen Fingerhut gingen, aßen, ſchnalzten mit der Zunge und wanden uns zwei Tage in den furchtbarſten Krämpfen. Yann konnte es nicht faſſen. „Tiens!“ ſagte er, „im vorigen Jahre waren es doch Champignons?“

Wir legten ein Netz aus in der Bai und ſaßen unterdeſſen halb nackt auf dem heißen Deck des Arbeiters und unterhielten uns über lenkbare Luftſchiffe, während Yann eifrig an einem Strumpf ſtrickte.

„He!“ ſagte Yann, „wollen wir nicht heute abend eine kleine Entdeckungsreiſe unternehmen? Jetzt im Sommer ſind ſie alle ganz toll.“

Merci. Ich hatte keine Luſt.

Dann aber, ganz plötzlich — so ist der Mensch — hatte ich genug davon, mit einem unbeschriebenen Herzen einherzugehen, und ich beschloß mir wieder eine Vergangenheit anzuschaffen. Ich ging hinein ins Dorf und hielt Umschau unter den Töchtern des Landes.

Das Glück lächelte mir. Meine Augen fielen auf Yvonne, die Tochter Amoriks.

Ich machte Einkäufe bei Noel. Noels Bar und Laden mit all den von der Decke herabhängenden Talglichtern und Seilen sah wie eine Tropfsteinhöhle aus. Und doch war sie die geistige und gesellschaftliche Zentrale der Insel und das Leben war hier im vollen Schwung.

Der dicke Briefträger und Chef der Post saß an seinem kleinen Tischchen und sammelte Kräfte für den nächsten Posttag. Bei den Mehlsäcken stand der Großvater, ein ehemaliger Schiffskapitän, der sich die Hölzer auf den Planken krumm gestanden hatte, und döste vor sich hin wie ein im Nachdenken versunkener Maulesel. Das ganze Jahr stand er so und nie sprach er ein Wort. Einmal wagte ich es ihn anzureden. C'a marche, capitain? Er drehte langsam bei, sah mich erstaunt an, bewegte die Kinnlade und sagte:

Merci. Dann ſchwenkte er wieder und ſtand wie zuvor.

Der rote Noel hantierte hinter der Bar, ſchwitzend vor Eifer und Wohlbehagen. Zuweilen kommandierte er mit lauter, hallender Stimme: „Antoinette, Joſephine, Maria!“, und die kleinen Mägde mit den weißen Hauben, die in dunklen Löchern und Winkeln wühlten, antworteten ſingend: jaa! und unterdrückten einen Fluch.

Noel ſetzte mir ein Konzert von Schnäpſen vor. Das tat er immer. Er führte alle großen Marken der Welt, und ich mit meinem europäiſchen Gaumen mußte ſie prüfen.

Ich nahm das erſte Gläschen und goß es hinter die Binde, ich nahm das zweite, das dritte — „hm!“ Noel machte verzückte Augen — „gut, gut!“ — Noel lachte, daß ihm der Schleim aus dem Rachen fuhr — „ah, das iſt ein Likörchen!“ — Noel drehte ſich auf dem Abſatz und klatſchte auf die Schenkel.

„Ja, das iſt ein Likörchen, ſage ich, wie?! In Paris bekommen Sie ihn nicht beſſer! — Antoinette, Joſephine, Maria, man muß die Lampe anzünden!“

„Jaa!“ (Nom de chien!)

Solange die Lampe angezündet wurde, verharrte alles in Stillſchweigen. Es wäre ungebildet und roh geweſen, während dieſer Prozedur zu ſprechen.

Antoinette kletterte auf den Stuhl und Noel ſtand väterlich beſorgt und ängſtlich neben ihr, bereit ſie aufzufangen. „Nimm dich in acht — der Patentbrenner — langſam drehen!“

„Guten Abend!“ ſagte Antoinette.

„Brennt er nicht herrlich, der Patentbrenner?“ fragte Noel. „Ja, haha, fünfzehn Franken koſtete mich die Lampe!“

„Ausgezeichnet!“

Aber da klapperte es im Flur und man wußte ſchon, wer kam. Das war Gaſton Grouzen, der verrückte Gaſton. Er war acht Jahre in Kalifornien geweſen und hatte ſich tauſend Dollar erſpart. Nun war er von früh bis nachts damit beſchäftigt von Kneipe zu Kneipe zu rennen, um recht raſch ſeine Dollars los zu werden.

„Da kommt der verrückte Gaſton!“ lachte Noel und ſtellte das Glas bereit.

Gaſton Grouzen nahm einen Augenblick die bis zum Kopf abgebiſſene Gipspfeife aus dem Mund und ſtürzte den Schnaps hinab. Ah, da ſah er mich!

Er umarmte mich und rieb ſein ſtachliges Geſicht gegen meine Backen. Dann zeigte er, wie immer, auf eine Narbe unter dem linken Auge. „Im Krieg gegen die prussiens. Me California. You have match?

— Welcome!“ Und weg war er, er hatte keine Zeit zu verſäumen.

Ein Trupp Fiſcher kam herein, ſie räuſperten ſich und ſpuckten. Aber dieſes Räuſpern und Spucken war eine Konverſation, man mußte nur die Ohren aufmachen. Auch Yann kam und wir traktierten uns gegenſeitig mit Schnäpſen aller Art.

Merkwürdig iſt der Menſch! Als Yann nach ſeiner verwegenen Fahrt zum erſtenmal an Land gekommen war, hatten wir ihm die Finger entzwei gedrückt: hoch Yann, Filou! Und Yann hatte die Achſeln gezuckt: was war weiter dabei? Nun aber, da niemand mehr davon ſprach, mußte Yann den ganzen Tag von ſeiner Heldentat reden und die Zeitungen aus der Taſche ziehen — und wir nahmen es ihm übel.

„Der Arbeiter iſt doch ein gutes Boot,“ ſagte der dicke Chef der Poſt; er war ein neidiſcher Hund.

Yann brüllte ihn zu Boden. „Cochon! Was verſteht ein Briefmarkenlecker von Navigation? Ich ſage ja nicht, daß es eine Heldentat war, aber es war nicht leicht, den alten Kahn ſo lange im Strom zu halten. He, halte dein hölzernes Maul! Zehn Kapitäne kannſt du hinſtellen, ſie ſchaffen es nicht!“

Yann und der Chef waren Spinnenfeinde. Nur mit Ekel auf den Lippen ſprachen ſie voneinander. Und Yann peinigte den dicken Chef, ſo ſehr er konnte.

Wenn er gar nichts zu verſäumen hatte und guter Laune war, ſo tat er etwas Unerhörtes: er klopfte an das kleine Fenſter der Poſt. Das kam ſelten vor und war das ſchlimmſte, was man dem Chef antun konnte. „Hallo!“

Der Chef ſchnarchte drinnen und Yann klopfte lauter. Der Chef fuhr auf: „Malheureux!“ und kam an das Guckfenſter.

„Eine Marke für einen Sou!“

Dann ging Yann in eine Bar und nach einer halben Stunde klopfte er wieder.

„Hallo!“

„Malheureux!“ ſchrie der Chef innen verzweifelt.

„Noch eine Marke. Ich vergaß ganz.“

Yann lachte ſich tot, aber nach einer halben Stunde war er ſchon wieder da.

„Hallo!“

Der Chef tobte. „Malheureux!“

„Eine Marke für einen Sou. O, lala, was für eine Rieſenkorreſpondenz ich heute habe.“

Der Chef wurde blau vor Zorn. „Das iſt Schikane, einfach!“

Aber Yann klopfte mit ſeinem Sou. „Voyons! Ich bezahle. Tue deine Pflicht und halte das Maul!“

Nach einer halben Stunde aber war er ſchon wieder da — — ho! ho! ho!

Da aber ſchlüpfte der Dorflump mit den klaffenden Hoſen in die Bar. Er ſtreckte mir die Hand hin: „Eine Priſe Tabak, Herr! Papier habe ich ſelbſt!“ Ja, richtig, er hielt ein zerknittertes Zigarettenpapierchen zwiſchen den ſchmutzigen Fingern. Aber ehe ich ihm Tabak geben konnte, hatte Yann dem Dorflump eine Schaufel zwiſchen die Beine geworfen und der Dorflump entfloh.

Yann behandelte den Dorflump wie eine Katze.

„Hahaha!“

Der verſteinerte Großvater drehte ſich um und nieſte.

Keinen Augenblick lang ſtand das Leben in Noels Bar ſtill.

Ein totenbleich ausſehender Fiſcher kam herein und trat zu Noel und murmelte ihm etwas ins Ohr.

„Haha!“ lachte Noel laut. „Bezahle die zehn Sou, die du ſchuldig biſt, und ich kreditiere wieder.“

„Meine Kinder haben nichts —“ murmelte der Fiſcher.

„Bah! Arbeite —!“

„Ich bin krank.“

„Krank? Haha! Du kennſt meine Prinzipien, Freund.“

Der bleiche Fiſcher nickte und ging wieder.

„Sie würden mir das Fleiſch von den Knochen freſſen!“ rief Noel aus.

O, lala, ja so war er. Er zog den Fischern jeden Sou aus der Tasche, verkaufte ihnen schimmeliges Brot und gemeinen Fusel, platzte von all den fetten Speisen und guten Weinchen, hatte ein Haus und einen Harem kleiner rundlicher Mägde, die er der Reihe nach schwängerte, aber sobald es ans Kreditieren ging verstand der Inselkönig keinen Scherz. Und die Fischer fanden das ganz in Ordnung.

Alle hatten den bleichen Fischer schon vergessen, da rief Noel mit lauter Stimme: „Antoinette, Maria — man muß einen Laib Brot zu Breton tragen, jetzt gleich! Sage, Noel schickt es. Auch einen Topf Milch muß man hintragen!" Und zu den Gästen in der Bar sagte er: „Man kann die Leute ja doch nicht verhungern lassen." Und er seufzte.

So war Noel. Er hatte ein gutes Herz, man darf ihm nicht unrecht tun.

In diesem Augenblick aber fielen meine Augen auf Yvonne, die Tochter Amoriks, des Wächters von Creach. Sie kam um Brot zu kaufen.

Yvonne war schön! Erinnerst du dich? Einmal im Frühling kam ein Mädchen an Sturmvilla vorbeigeklappert in ihren Holzschuhen, ihre Hammel wollte sie suchen, und ich küßte sie auf den braunen Nacken. Yvonne, daß ich dich so lange vergessen konnte!

Yvonne hatte ein braunes Geſicht und eine hohe glänzende Stirn. Wenn ſie lächelte, erſchienen Grübchen in ihren Wangen und dann glänzten auch die Wangen. Ihre Augen waren ſchwarz wie Pech. Das ſchönſte aber war ihr Haar. Es war ſorgfältig über der Stirn geſcheitelt und ſchwarzglänzend wie das eines Rappen, aber doch ſeidenweich.

Noel zeigte ihr ſein Wohlwollen. Er legte den Laib, den ſie gewählt hatte, zurück und ſuchte ihr einen andern aus. „Nimm dieſen, Yvonne, das iſt der beſte!“ Dieſe Auszeichnung genoſſen nur ſeine geachtetſten Kunden.

„Für Amorik!“ ſagte Yvonne.

„Schon gut, ſchon gut, grüße Amorik!“ Amorik genoß Kredit wie alle Leute mit einem feſten Einkommen.

„Kenavo!“ ſagte Yvonne und ging.

„Ah, ſie iſt ein hübſches Mädchen!“

„Ja, und ein anſtändiges Mädchen!“

Ich aber ſagte gar nichts. Ich nickte nur. Dann ſchloß ich meine Einkäufe ab — ohne Eile zu verraten. Man mußte geriſſen ſein auf der Inſel.

„He, Antoinette, Joſephine!“ ſchrie Noel. „Man muß mich daran erinnern, daß die Waren nach Sturmvilla gebracht werden. Man muß um ſieben Uhr einſpannen!“

Noel beſaß nämlich ein Fuhrwerk, obgleich die größte Reiſe, die man auf der Inſel machen konnte, eine Wegſtunde weit war. Sein Pferd war dick und fett und hatte lange Haare an den Beinen, förmliche Pelzhoſen. Das Einſpannen war eine Komödie. Dann ſetzte ſich Noel, geſtiefelt und geſpornt, auf den Bock und raſſelte dahin. Brrr! Schon war er angekommen. „Man muß Zephir abreiben und ſtriegeln, Zephir muß Waſſer bekommen, brr, brr, Ruhe, Zephir!“

Nun gut, ich ging. „Guten Abend!“

Auf der Heide holte ich Yvonne ein. Ich rief ſie an und ſie blieb ſtehen.

„Wir haben ja den gleichen Weg, Yvonne!“

„Ja!“ Sie lächelte. Ich ſah wie ſchlicht und gut ihr Herz war.

„Du kennſt mich doch, du weißt doch noch —?“

Yvonne lachte. O ja, ſie hatte es nicht vergeſſen.

„Daß ich dich nie mehr geſehen habe! Ich komme doch ſo oft nach Creach. Wo warſt du denn den ganzen Sommer?“

„Ich? Auf der Inſel. Ich habe dich oft geſehen, ja. Doch halt, ich war ja nicht immer auf der Inſel, ich war vierzehn Tage in Breſt.“

„Nun, ſiehſt du?“

Und Yvonne beeilte ſich mir von ihren Erlebniſſen in der Weltſtadt Breſt zu erzählen. Sie war da auch

im Theater und hatte ein Stück geſehen, das Ohrfeigenſalat hieß. Ein reicher Bauer kam nach Paris und mietete die Wohnung eines lebensluſtigen Junggeſellen und nun ging es los, er bekam Ohrfeigen von allen Seiten.

„Er erhielt immerzu Ohrfeigen," erzählte Yvonne, „es kamen Gläubiger des Junggeſellen, klatſch, Eiferſüchtige, klatſch — haha — immerzu klatſchte es."

„Hahaha!"

Wir gingen vorgebeugt durch den Wind und ſahen einander ins Geſicht, während wir plauderten und lachten. Yvonne ſprach ganz hinten im Kehlkopf und ihr herzliches Lachen kam wie aus weiter Ferne.

„Wie alt biſt du, Yvonne?"

„Laß ſehen —? Ich bin neunzehn."

Ich ſah ſie an. Sie war groß und ſtark.

„Und du haſt doch einen Geliebten?"

„Haha — was er denkt! Nein, nein, nein!"

Yvonne lachte.

Sie gefiel mir.

XXV

Am nächſten Sonntag nach dem Kirchgang traf ich ſie wieder bei Noel. Sie kaufte Wolle ein für Amoriks Strümpfe und die Wahl unter all den bunten Strängen wurde ihr ſchwer. Endlich entſchied ſie ſich für himbeerfarbene. Dann wühlte ſie in allerlei Kram und zog eine ſchmale Spitze hervor.

„O, wie hübſch ſie iſt. Für die Haube!"

„Ein halbes Meter. Zehn Sou!"

„O!" Yvonne warf die Spitze auf den Ladentiſch. „Was denkſt du, ſo reich bin ich nicht!"

„Gib mir die Spitze," ſagte ich und legte zehn Sou hin. Da aber fühlte ich, daß mich jemand anſah, und ich wandte mich um: Roſſeherre ſtand hinter uns. Mit ihren gelben Haaren, den ſchmalen Wangen und vielen Sommerſproſſen, welk ſah ſie aus trotz ihrer Jugend — „Guten Tag, Roſſeherre" — aber ſie war ſchon gegangen.

„Nun, Yvonne, willſt du die Spitze haben?"

„Nein, ach nein!" Aber als ich ſie recht hübſch bat, nahm ſie doch das kleine Geſchenk an.

Ich ging nach Creach. Es wurde Abend. Kahl und nüchtern ſtand der Leuchtturm inmitten der kleinen Hütten in der Heide. Jemand ging oben auf der

Galerie und pfiff, und das Pfeifen klang klar wider in der dünnen Luft.

„Guten Abend, Yvonne!“ Yvonne ſtand am Fenſter und helle Lichter glänzten auf ihren braunen Wangen. „Ein ſchöner Abend? Wie warm der Wind iſt! Willſt du nicht ein wenig herauskommen zu mir?“ Yvonne trat zurück und ihr Geſicht wurde ganz dunkel. Ihre Zähne blinkten matt. Gewiß kniſterten ihre pechſchwarzen Haare, wenn man ſie anfaßte. Yvonne lächelte und ſchüttelte den Kopf.

Da rief man mir. „Vater ruft dir!“

Amorik beugte ſich oben über die Galerie und winkte. Ich ſtieg die Schneckentreppe hinauf in den hallenden Schlot. Amorik, der Einäugige, nahm die Tücher von den Scheiben und die untergehende Sonne zerſprang in den Linſen und Segmenten dieſes blitzenden kriſtallenen Spielzeugs zu tauſend farbigen Feuern. Gleißende blaue und gelbe Dolchbüſchel ſtachen nach mir, ſcharfe rote und grüne Sicheln zerſchnitten mir die Augen. Die Inſel unter uns war ſchon dunkel und die Klippen ſchwarz. Drüben an der fernen Küſte zuckte ein Feuer empor — immer als ob es ſich ſtrecke — irgendein eiſernes Geſpenſt, das in der Brandung ſtand und ſein Auge rollte. Die Kerze kniſterte, der Lichtbogen ſprang über, Amorik ſchaltete den Apparat ein, und das glitzernde Spielzeug be-

gann ſich geräuſchlos zu drehen und ſchleuderte ſeine vier Strahlengarben über unſere Köpfe hinweg übers Meer hinaus. Man konnte nicht hineinſehen ohne zu erblinden. Nun blinzelte und funkelte an der Küſte ein Dutzend weißer, roter und grüner Feuer, der Schmuck der großen Kokotte Frankreich blitzte in der Nacht.

Amorik ſaß auf einem kleinen Schemel und ſein linkes Auge wachte. Wo haſt du dein Auge verloren, grauer Amorik? He, der Wind kam und blies und ſagte: ich bin der Wind, und blies es dir aus der Höhle? Nein, während eines Sturmes war ihm eine Segelſparre ins Auge gefallen.

Mit ſeinem feinen Lächeln ſaß Amorik da und ſein Geſicht war geſättigt mit der Güte jener Menſchen, die einſam in der ſtillen Nacht wachen und ſchweigen. Und wo konnte man einſamer ſein, als unter der gleißenden Mühle?

Ich trat auf die Galerie. Der Nachtwind legte mir die Kleider glatt an den Körper und zerrte an meinen Augenlidern. An den Scheiben tanzten große Falter und Myriaden von Milben und bohrten ſich wollüſtig ins Licht. Wie rotierende weißglühende Fontänen ſchoſſen die Strahlengarben in die Finſternis empor und hinaus, dreißig Seemeilen weit und mehr. Die Inſel war vollkommen ſchwarz, matt-

ſchwarz, und glänzendſchwarz war das Meer und bewegte ſich.

Ein grüner Funke wanderte nach Norden. Sie wußten, das iſt Creach, in vier Stunden ſind wir im Kanal, in zwanzig, in fünfzig Stunden zu Hauſe. Noch nach fünf Stunden würden ſie uns ſehen.

Wir wachten und wechſelten dann und wann ein kurzes Wort. Amorik hatte es längſt verlernt zu reden.

Im Falle Nebel kommt, werden wir den kleinen Hebel öffnen und die komprimierte Luft wird im Schalltrichter brüllen. Aber es kam kein Nebel, die Nacht war überſät mit Sternen.

„Nun, gute Nacht, Amorik.“

„Du gehſt?“

„Ja, ich bin müde.“

„Biſt du noch wach, Yvonne, ſo tief in der Nacht?“

Yvonne ſtand im dunkeln Fenſter und lächelte. Sie wußte alles und doch war ſie ein junges Mädchen.

„Komm heraus, Yvonne. Nicht? Yvonne, ſo reich mir doch die Hand heraus. Kenavo, Yvonne!“

„Kenavo!“ flüſterte ſie.

„Yvonne, mache nochmals auf!“

„Ja?“

Ich nahm die kleine ſilberne Kette aus der Taſche und warf ſie ins Fenſter. Ich hörte wie ſie auffiel. Ich ſagte nichts und ging.

XXVI

Einige Tage ſpäter ſaß ich auf dem Stein vor meinem Hauſe. Ich legte die Hand darauf und ſiehe, ſie wurde immer noch weiß: das war das Salz von all dem Spritzwaſſer der großen Stürme. Ich ſaß und ſonnte mich und hatte friedliche Gedanken im Herzen. Da kam ein Mädchen über die Heide. Sie ſah aus, als ſuche ſie etwas. Sie blieb ſtehen, dann kam ſie geradeswegs auf mich zu. Iſt es —? Nein, ſie hatte helles Haar.

„Du biſt es, Roſſeherre!“ ſagte ich und ſtand auf. Ich war ſo kühl im Herzen und auch mein Blick war kühl. Der Sturm iſt gekommen und hat mich in eine ferne Gegend geweht, Roſſeherre, ich wohne nicht mehr hier. Poupoul dagegen gebärdete ſich ganz närriſch vor Freude und ſprang mit der Zunge nach Roſſeherres Geſicht.

Roſſeherre ſagte nichts. Sie wehrte Poupoul ab und ſah mich an.

„Wo bliebſt du ſo lange, Roſſeherre?“ fragte ich lächelnd.

Roſſeherre ſah mich an. „Die Zeit wird dir nicht lang geworden ſein —,“ ſtammelte ſie. Das Blut ſtieg ihr ins Geſicht und ihre Augen wurden dunkel

und hart. Dann lächelte ſie verächtlich und ihr Blick flammte auf. Sie zog etwas aus dem Mieder und warf mir meine zwei Ringe vor die Füße.

„Ich brauche deine Ringe nicht!“ ſtieß ſie hervor und wurde bleich. „Gib ſie Yvonne! Auch dein Geld will ich dir bringen —“

Ich mußte lachen. Roſſeherre war eiferſüchtig, ſeht an. Roſſeherre, Roſſeherre, was fällt dir ein? Dachteſt du, ich würde mich auf ewig vor deinem Herzen vor Anker legen? Weißt du nicht, daß ich unterwegs bin in den großen Jagdgründen des Lebens, heute da und morgen dort, und immer in einem leichten Zelte unter den Sternen ſchlafe? O, Roſſeherre, ich werde mir erſt ein feſtes Haus bauen, wenn ich vor Gichtbeulen nicht mehr ſtehen kann und die Langeweile mich zwingt meine Memoiren zu diktieren.

Ich ſah Roſſeherre an und ſchüttelte lachend den Kopf. „Du wirſt doch nicht töricht ſein, Roſſeherre,“ ſagte ich, „die Ringe gehören dir, ich hebe ſie nicht auf. Sprich auch nicht von den paar Franken, die ich dir geliehen habe. Wie ſonderbar du doch biſt!“

Roſſeherre aber bebte vor Zorn. Sie ſchrie laut und wütend, aber ich verſtand kein Wort, denn ſie ſprach Bretoniſch. Schließlich ſchüttelte ſie mich am Rock, ſo ſehr vergaß ſie ſich. Poupoul kläffte und knurrte und machte ſich zu meiner Verteidigung bereit.

„Höre endlich auf, was ſchreiſt du denn ſo, Roſſeherre!“ ſagte ich barſch, und da ich ſprach, wie man auf der Inſel ſpricht, kam Roſſeherre ſofort zur Beſinnung.

„Ich ſage nichts mehr,“ fuhr ſie auf franzöſiſch fort, „du kannſt ihr ruhig Ketten ſchenken und was du willſt — ihr — hohoho — mit allen Matroſen hat ſie es —“

„Yvonne?“

„Ja, Yvonne!“

Ich lachte. „Yvonne! Haha! O nein, die hat es nicht mit allen Matroſen.“

Roſſeherres Augen kochten. Ihre Lippen wurden ganz weiß. „Willſt du damit ſagen, daß ich es mit allen Matroſen habe?“

„Sagte ich ein Wort —?“

„Und wenn du es auch geſagt haſt, ich kann vor der Mutter Gottes beſchwören, daß ich nie einem andern gehörte als Yann. Und Yann wird mich heiraten. Aber Yvonne — nein, laufe ihr ruhig nach — jeder Menſch auf der Inſel kann dir ſagen, daß ſie mit ſechzehn Jahren ein totgeborenes Kind gehabt hat — ſie iſt nichts als Schmutz!“

Gott ſtehe mir bei! Ich lachte. „Roſſeherre, was ſagſt du doch — Yvonne — hahaha?“

„Es iſt ſo, wie ich es ſagte — nun, du wirſt es

noch bald genug erfahren — Hunde ſeid ihr Männer, Hunde! — warte nur, bis ſie dich beſtiehlt — und was für Worte haſt du mir gegeben — Lügner, Lügner!"

„Höre, Roſſeherre," ſagte ich und berührte ihren Arm um ſie zu beruhigen, „du haſt ja Yann, nicht wahr, es iſt beſſer ſo!"

Roſſeherre wich zurück. „Ja, ich habe Yann," entgegnete ſie, „das iſt wahr, und obwohl er nur ein einfacher Seemann iſt, iſt er mir doch tauſendmal lieber als du."

„Das glaube ich gern."

„Tauſendmal!" wiederholte Roſſeherre und ſah mich voller Haß an. Ihre Augen waren ſo gelb im Sonnenlicht wie die einer Katze. „Du kannſt ruhig zu Yvonne gehen, du biſt ſo ſchlecht wie ſie — hoho — und du glaubſt vielleicht, daß ich eiferſüchtig bin — o nein —" Sie ſchlug die Hände vors Geſicht und ging.

„Roſſeherre!" rief ich.

Aber ſie fing an zu laufen. Dann blieb ſie plötzlich ſtehen und lachte ſchallend: „Du biſt ja ein Narr — hahaha! — ein Narr!" Und wieder lief ſie.

Ich ſah ihr nach. Wie raſch ſie lief, wie ſie flatterte. Ihre Geſtalt verſank und ich ſah nur noch ihre weiße Haube über die Heide gleiten — ſo raſch.

Nun, zuweilen war es an mir ſo zu laufen, nun war es an ihr, die Zeiten haben ſich geändert.

Wie raſend ſie war, welch ein Haß in dieſem gelben Irrwiſch ſteckte! Gott erbarme ſich meiner, ſie hatte mich übel zugerichtet, keinen guten Faden hatte ſie an mir gelaſſen.

Ich ging über die Heide, nach Creach. „Poupoul, ſprich!“ ſagte ich zu Poupoul, der ſchon wieder alles vergeſſen hatte. „Sprich die Wahrheit, dir, einem Tier, wird es leichter fallen gerecht zu ſein als uns Menſchen: haben wir nicht oft geſehen, wie die kleine weiße Haube in der Nacht zum ‚Arbeiter‘ hinüber ruderte, und haben wir jemals ein Wort geſagt? Und ſie — he, Poupoul, ſprich die Wahrheit!“ Und wieder mußte ich lachen: wie ſchnell ſie lief, obſchon ihr doch niemand folgte!

XXVII

Nein, Roſſeherre war nicht gut auf mich zu ſprechen. Auch Yann ſagte es mir, als er am andern Tag zu mir kam. Tiens, tiens, wie böſe ſie auf dich iſt!

Am Morgen war ich draußen geweſen und hatte einen ſchweren, dicken Fiſch gefangen, eine fette Kafferntante. Toll vor Wut hatte ſie mich angefunkelt, als ich ſie aus dem Waſſer zog. Nun aber lag ſie da und die Schuppen flogen. Meine Kafferntante war ein gefräßiger Klumpen mit dummen goldenen Glotzaugen und hämiſchen fahlen Negerlippen, zwiſchen denen die ſpitzen porzellanweißen Zähne grinſten. Hinten am Rachen hatte ſie ein zweites Gebiß, ein Reibeiſen aus flachen Zähnen. Ihr fetter Wanſt war von einem ſchleimigen, dicken Netz überzogen, das ſchildkrotfarben und morchelähnlich war und ihr erlaubte, getroſt drunten in den Tangwäldern zu ſtehen ohne geſehen zu werden. Hatte ich jemals etwas ähnliches an Habgier, Gefräßigkeit und Gemeinheit geſehen? O, jawohl: Menſchen! Oft ſah ich gleich ein ganzes Dutzend porträtähnlicher Exemplare beiſammen. Hätte ich euch hier — unter meinen entblößten Armen und blutigen Händen, es wäre mir ein Vergnügen —

Da kam Yann. Er ſchleppte einen großen irdenen Topf, und das bedeutete, daß wir eine ſeiner berühmten bretoniſchen Suppen kochen würden.

Yann war in vorzüglicher Stimmung und ich ſah ihm ſofort an, daß etwas beſonderes vorgefallen ſein mußte.

Nachdem er mir ein Kompliment gemacht hatte über die ſchwere Kafferntante, griff er in die Bruſttaſche: „Willſt du etwas ſehen, he?“

„Was gibt es?“

„Nun, willſt du etwas ſehen?“ wiederholte Yann und blitzte mich mit den hellblauen Augen an.

„Laß ſehen!“ erwiderte ich neugierig.

Yann ließ den Rand eines großen Briefes erſcheinen. Er zupfte daran und die Ecken von Banknoten wurden ſichtbar. Eins, zwei, drei — fünfhundert Franken!

Ich riß die Augen auf und ſtarrte Yann an.

Dann zog Yann den Brief heraus und überreichte mir mit einer großartigen Geſte das Schreiben.

Es war von der engliſchen Geſellſchaft, der die „Indiana“ gehört hatte.

„Jeder meiner Matroſen hat hundert Franken erhalten!“ ſagte Yann. „He, wie höflich ſie ſchreiben, wie? Und ſieh das Kuvert an: es iſt mit Leinwand ausgeſchlagen, haſt du je ſolch ein Kuvert geſehen?“

Ich ſah das Kuvert von außen und innen an. „Nom de pipe!“ ſagte ich.

Yann richtete ſich ſtolz auf und ſandte einen kühnen Blick übers Meer. „Es iſt wie ein Geſchenk vom Himmel. Pro Kopf über ſechzig Franken! Ja, was kann ich jetzt tun?“ Und Yann ſah mir in die Augen. „Jetzt kann ich tun, was ich will, ſiehſt du!“

Über Nacht war er reich geworden.

„Wenn du nun Geld brauchſt,“ fügte Yann hinzu, „du brauchſt nur ein Wort zu reden“ — und er hielt mir zwei-, drei-, vierhundert Franken hin — „du biſt mein Freund und kannſt ſoviel haben wie du willſt.“

Yann war doch ein prächtiger Burſche!

Dann ſtürzte er ſich in die Arbeit. Er warf den Kittel weg, rückte die Mütze ins Genick und ſtülpte die geſchwärzten Hemdärmel auf. In dem Topf befanden ſich Kartoffeln, Gemüſe, Kraut und Rüben, ein Klumpen graues Fett, grease bretonne, eine Flaſche Kognak und ein rundes Paket. Er wuſch, ſchabte, ſchnitt, machte Feuer an. Da der irdene Topf einen Sprung hatte, holte er raſch Erde, knetete ſie und verſchmierte den Riß, eins, zwei —

Dann öffnete er das ſorgfältig verſchnürte, runde Paket. „Und hier iſt ein kleines Andenken, mein Freund!“ ſagte er.

Es war eine Teekanne aus weißem Porzellan mit billiger Goldverzierung.

Yann ſtand mit geſpreizten Beinen und ſah mich vielſagend an. „Nun?“

„Nun, ſie iſt hübſch.“

Yann lachte höhniſch und betrachtete die Teekanne mit ſpöttiſchen Blicken. „Das iſt ſie,“ ſagte er, „das iſt die berühmte Teekanne von der ‚Charlotte‘! Und dieſe meineidigen Hunde ſchworen ſeinerzeit, ich hätte eine ſilberne Teekanne mit Goldeinlage geſtohlen! Haha, was ſagſt du dazu?“

Ich ſah Yann an und lachte.

„Nun, willſt du ſie, dieſe ſilberne Kanne?“ fragte er.

Ich ſchüttelte den Kopf. „Nein, Yann, merci. Ich will nichts beſitzen, was man nicht in die Taſche ſtecken kann, verſtehſt du?“

„Bien!“ Yann nahm die Kanne und warf ſie in weitem Bogen in die Klippen, wo ſie zerſchellte. „Au revoir!“

Darauf zog er eine Uhr aus der Hoſentaſche. „Drei Uhr,“ ſagte er nebenhin, „um acht iſt die Suppe fertig.“ Ich aber ſah die Uhr kaum an und ſo hielt ſie mir Yann dicht unter die Naſe. „Ja, genau drei Uhr!“ Da fiel mir die Uhr auf. Sie war aus Gold und hatte einen Springdeckel, ſo etwas! Dieſe Uhr

war dreihundert Franken wert und das Geſchenk eines Pariſer Bekannten.

Ich ſtaunte und ſchüttelte den Kopf. Yann ließ mich ins Werk hineinſehen, wo es tickte und ſchwang.

Dann zeigte er mir, daß er die Hoſentaſche mit Putzwolle ausgeſtopft hatte, damit die Uhr nicht beſchädigt werde.

„Warum haſt du dir denn von dem Pariſer Freunde nicht lieber Schiffsinſtrumente ſchenken laſſen, Yann?“ fragte ich argliſtig, nachdem ich mich von meiner Verblüffung erholt hatte.

Yann zog das Augenlid mit dem Zeigefinger herab. „Eh!“ rief er aus. „Warum? Wie kann ein Menſch ſo dumm fragen? Man hätte behauptet, ich habe die Schiffsinſtrumente von der ‚Charlotte‘ geſtohlen.“

Die Uhr war gut. Yann hatte keinen ſchlechten Tauſch gemacht!

Ich mußte lachen: Yann, Yann, wie ſoll man klug aus dir werden? Wie oft haſt du mir jene Geſchichte von der „Charlotte“ erzählt, da ſie dich ſo frech verleumdeten, und ich hatte Mitleid mit dir! Wie oft ſtanden deine treuen Kinderaugen voller Tränen und lachteſt du höhniſche Triller: Ich, ein Dieb? Ich?

Hahaha! Yanns Seele war derartig mit Ehrlichkeit imprägniert, daß ſie den Verdacht des Diebſtahls

entſetzt zurückwies. Nie, nie würde Yann glauben, daß er geſtohlen hatte, ſelbſt mit der Kanne vor Augen und der goldenen Uhr in der Taſche nicht, niemals, er war zu ehrlich dazu.

Unſere Suppe mußte fünf Stunden über langſamem Feuer kochen, und ſo hatten wir Zeit ein wenig zu plaudern. Wir ſaßen vor dem Hauſe auf dem Boden und Yann goß aus der Flaſche ein, die er — ein reicher Mann — mitgebracht hatte.

Plötzlich lachte er laut heraus. „Was in aller Welt haſt du denn Roſſeherre getan?“ rief er aus. „Tiens, tiens, wie wütend ſie auf dich iſt.“

„Nichts habe ich ihr getan.“

„O, ſie iſt nicht gut auf dich zu ſprechen, mein Freund!“ fuhr Yann fort. „Du haſt ein Auge auf Yvonne Amorik geworfen — ſie iſt Roſſeherres beſte Freundin geweſen, trotzdem — wer kennt ſich mit dieſen Frauenzimmern aus! Haſt du Yvonne nicht eine Kette geſchenkt? Hoho, iſt es ſo? Und was glaubſt du, was Roſſeherre mich fragte? Hehe — was glaubſt du?“

„Nun?“

„Sie fragte mich, ob ich dich töten könnte.“

„Hallo!“

„Ja, haha, ſo verrückt ſind dieſe Weiber, wenn ſie eiferſüchtig ſind.“

„Und, Yann, was haſt du ihr geantwortet?“

„Ja, habe ich geſagt, warum nicht? Ich wollte ſie bei guter Laune haben.“

Ich pfiff durch die Zähne und lachte.

Auch Yann lachte. Er lachte mit der heiteren Sicherheit eines Liebhabers, deſſen Rivale endgültig ungefährlich geworden iſt. „Ich habe ihr ſogar verſprochen dich zu töten,“ ſagte er, „dann wurde ſie demütig und gefügig wie ein kleiner Hund!“ Yann brach ab und zog mit erſtaunter Miene einen Ring zwiſchen den Gräſern hervor. „He, was iſt das?“

„Hier iſt der andere, unter dem Stein,“ antwortete ich, „ſie hat mir die Ringe zurückgebracht.“

Yann ſteckte die Ringe in die Taſche. Er ſchüttelte ärgerlich den Kopf. „So ein verrücktes Frauenzimmer, he! Ich werde ihr die Ringe geben, wenn ſie vernünftiger geworden iſt.“

„Alſo, du haſt ihr verſprochen —?“

„Ja!“ ſagte Yann lachend. „O, ſie war ſo verrückt, ſie verweigerte ſich mir — ſie machte eine Bedingung daraus. Hahaha — aber ſie hat mir keinen Termin geſetzt — das hat ſie vergeſſen. Ich gebe dir noch viele Jahre Zeit, mein Freund! Keine Eile!“

Dann ſprachen wir von etwas anderem und Roſſeherres Name wurde nicht mehr erwähnt.

Die Suppe war fertig. Yann ſchnalzte mit der

Zunge, ſolch eine Suppe! Er ſchlürfte voller Entzücken die beiden Augen meiner Kafferntante. Wir ſaßen und ſchmauſten, wir drei, Yann, Poupoul und ich. Die Türe ſtand offen, und draußen dröhnte das Meer.

Eine Stunde lang fuhren wir mit den Löffeln in den Topf hinein, bis wir uns nicht mehr regen konnten. Der Topf aber war noch lange nicht leer, wir aßen ſtets zwei, drei Tage daran. Dann ſetzten wir uns vor der Türe in die Heide und rauchten.

„Spiele ein kleines Lied," ſagte Yann, „gerade jetzt, wo es dunkelt —"

Ich ſpielte. Aber während ich die kleine Flöte ſchwang, ſchielte ich zu Yann hin: da ſaß er, die fünfhundert Franken in der Hand und ſah hinaus aufs Meer und träumte.

Es wurde Nacht und wir gingen ins Haus zurück um ein Gläschen zu trinken.

Yann breitete ſeine Banknoten aus, er ließ unendlich oft den Springdeckel der Uhr ſpringen. Er ſtrahlte vor Glückſeligkeit. Ein wenig ſpäter aber legte er die Uhr unter den Holzſchuh und trat ein wenig darauf um zu ſehen, was die Uhr aushalte. Knax, das Glas ſprang. Aber deshalb iſt die Uhr doch noch nicht kaputt, wie, hahaha! Er nahm die Banknoten, machte eine Kugel daraus und ließ ſie

von Poupoul apportieren. Dieſes Geld, pfui, man ſollte es einem Hund zum Freſſen geben, man ſollte es ins Feuer werfen!

Yann führte einige ſeiner Kunſtſtücke vor. Er holte eine Münze aus einem Teller voll Waſſer, ohne ſich auch nur die Fingerſpitzen zu netzen. Das vollführte dieſer Tauſendſaſa vermittels heißer Luft in einem Weinglas.

Er ſchüttete ſich Kognak in die Kehle und erzählte von der Seeſchlange, die er in der Südſee geſehen hatte. Dabei entblößte er den Arm, ſpitzte die Hand zu und bewegte ſie im Gelenk; genau ſo reckte ſich die Seeſchlange aus den Fluten und ſagte: Guten Morgen, Yann aus Roskoff! Und in den Molukken gab es ein Meer, das ſchwer wie Blei war; fuhr ein Schiff hindurch, ſo blieb das Kielwaſſer eine ganze Woche lang ſtehen.

Haha! O Yann!

Es war tief in der Nacht, als wir uns trennten. Yann glättete die Scheine und zählte ſie zweimal — ob er nichts vergeſſen habe, immer noch ſuchte er mit den Augen auf dem Boden. Er war eine einfache Natur und konnte es deshalb nicht unterlaſſen mich dutzendmal ſeiner ewigen Freundſchaft zu verſichern.

„Wegen eines verrückten Frauenzimmers werden

wir uns nicht verfeinden!“ ſagte er und ſah mich mit Tränen in den Augen an. „Wie?“

„Das fehlte noch, Yann!“

Yann preßte mir die Hand.

„Noch eines, Yann. Iſt es wahr, daß Yvonne es mit allen Matroſen hält und mit ſechzehn Jahren ein Kind hatte?“

„Tiens!“ lachte Yann. „Wie kann jemand ſolch eine Lüge erſinnen!“

XXVIII

Das Meer lockte mich. Ich ſah es an und es winkte mir mit ſeinen tauſend Händen. Ich wurde krank im Herzen, wenn ich die Dampfer draußen in hoher See ſah — denn ich war nicht an Bord. Hinaus!

Tag für Tag arbeitete ich draußen auf dem Meere. Wir fiſchten in dieſer Zeit einen meterlangen, aalförmigen Fiſch, congre, der ſich in großen Tiefen aufhält. Die Leinen waren ordentliche Seile und ſo lang, daß ſie das ganze Boot ausfüllten. Der Fiſch aber war wie von Teufeln beſeſſen und man mußte ihn augenblicklich abſchlachten. Die Sonne röſtete mich. Mein Geſicht, mein Nacken und meine Bruſt, meine Arme und Hände wurden kupferrot und an manchen Stellen ſchwarz wie Ruß und die Haut löſte ſich in großen Stücken ab. Meine Haare verfilzten und fielen aus, meine Augen entzündeten ſich vom Salz, meine Stimme wurde rauh und heiſer wie die der Fiſcher. Ich ſprach auch dasſelbe heulende Franzöſiſch der Bretonen, das ſelbſt Franzoſen ſchwer verſtehen. Und, gehe in die Hölle, ich hatte es gelernt zu fluchen und die Fauſt zu ballen!

Wenn das Wetter ſchlecht war, ſo verſtändigte ich mich mit Jean Louis. Für eine Flaſche eau de vie

fährt der Meerkönig, wann du willſt. Ganz allein zogen wir in unſerem winzigen Boot hinaus, während die großen Languſtiers an ihren Ketten riſſen. Wir hatten ſtets Glück.

Das Meer ſang und jubelte. Oft tobte es verführeriſch in der Nacht vor meinem Hauſe und ich erwachte. Der Regen peitſchte ans Fenſter und der Wind ſchrie.

„Hallo! Pilot! Kedril! Hallo!“

„Was gibt es?“

„Ich möchte fahren, Pilot!“

„Fahren? Wohin? Jetzt?“

Ich lachte. „Ja, hinaus! Eine kleine Spritztour. Du ſollſt es ja nicht umſonſt tun!“

Kedril ſteckte den Kopf durch das Guckfenſter. „Hörſt du das Meer? Wir kommen keine hundert Meter weit.“

„Ich biete dir zwanzig Franken. Zwei Seemeilen über die Bai hinaus!“

Kedril kam halb angekleidet heraus und klapperte ans Meer. Er hob mit einer plumpen Gebärde die Hände.

„Ich biete dir fünfzig Franken für eine Stunde!“

Kedril ſah mich an und ging in ſein Haus.

„Hallo! Pilot!“

Aber Kedril antwortete nicht mehr. Und ich ſah mit heißen, trockenen Augen übers Meer.

In dieſen Tagen ſah ich einmal auch Roſſeherre.

Eines Abends kam ich mit Jean Louis zurück und als wir anlegten, ſtand Roſſeherre am Kai. Sie hatte einen kleinen runden Korb in der Hand und zeigte ihn Jean Louis.

„Crevetten!“ Sie lachte. Sie ſah mich nicht an, aber plötzlich wurde ſie dunkelrot, denn ſie fühlte meinen Blick.

„Hühü!“ lachte Jean Louis und ſtieg aus.

Da wandte mir Roſſeherre den Blick zu und ſagte lächelnd und etwas ſcheu: „Wollen Sie Crevetten haben, monsieur?“

„Danke,“ ſagte ich kühl.

Da flammten Roſſeherres Augen auf und ſie ſchleuderte den Korb mit den Crevetten ins Waſſer und lief fort.

„Hühü, was hat ſie denn?“ lachte Jean Louis täppiſch.

In den folgenden Tagen ereigneten ſich einige Dinge, die ich wenig beachtete und erſt ſpäter verſtand.

Einmal kam ich nach Hauſe und ſah zu meiner Überraſchung jemand unter der Türe ſtehen. Es war Noel, der Kaufmann. Ich kam näher und ſiehe da, der Maire erſchien neben Noel in der Türe. Beide waren verlegen.

„Was gibt es?“ ſagte ich.

Noel ſah den Maire an und der Maire ſah Noel an.

„Wir ſind bei Ihnen eingebrochen,“ ſagte Noel lächelnd.

Ich richtete mich auf. „Sie ſehen mich überraſcht, mein Herr!“ ſagte ich.

Wieder tauſchten die Biedermänner Blicke.

„Die Wahrheit zu ſagen,“ begann der Maire, „es lief eine Anzeige bei der Mairie ein. Man hat behauptet, du ſeiſt ein Spion, der die Inſel auskundſchaftet.“

Ich lachte laut auf. „Ich bezahle auf der Stelle tauſend Franken,“ ſagte ich, „wenn ihr einen Strich oder eine geſchriebene Zeile bei mir findet!“

„Nun ja, wir taten unſere Pflicht!“ Und die begoſſenen Pudel gingen.

Ein paar Tage ſpäter bemerkte ich, daß kein Waſſer in der Tonne war. Es hatte in den Nächten heftig geregnet, aber im Faß war kein Tropfen Waſſer. Ich unterſuchte die Tonne, ja, ſie war leck. Am untern Rand war eine Daube beſchädigt. Poupoul beſchnupperte einen Stein, der neben der Tonne lag. Aber das fiel mir erſt ſpäter auf.

Ich dachte an nichts.

Es kamen trübe und mutloſe Tage. Sie ſahen

aus wie die Geſichter Verzweifelter, die dahingehen ohne Ziel und zuweilen ſtehen bleiben um ſich auf etwas zu beſinnen, was ihr kranker Kopf längſt vergeſſen hat.

Das Meer warf ſich ſtöhnend hin und her. All die irrenden Wellen — ſie waren Menſchen, Tauſende und Tauſende von Menſchen, die dahin gehen und dorthin und untergehen und niemand hat geſehen, wann und wo. Nicht ſo! Laß den Sturm kommen, den gewaltigen, denn herrlich iſt ein wilder Tod. —

Die Fiſcher fuhren nicht hinaus. Auch Jean Louis nicht. Ich konnte mit harten Talern in der Taſche klimpern, der Meerkönig blieb taub.

„Ich habe Furcht!“ heulte er.

„Wenn du ſchon Furcht haſt, Meerkönig —!“

Ich ſtrich über die Inſel, eine Falte in der Stirn und lauſchte auf das Toben des Meeres. Als ſtände ich in der Mitte eines Waſſerfalls, ſo klang es. Der Himmel war voller Schmutz nnd Unrat und trübe Wolkenfetzen hingen ſenkrecht aus ihm herab und ſchleiften über Inſel und Meer. Die Falte in meiner Stirn wurde tiefer. Ich ging nicht nach Creach. Nein. Yvonne — ich hatte keine törichten Gedanken im Herzen. So kam ich nach Stiff in die Markoniſtation.

Tagelang arbeitete ich hier, ſo eifrig, als ſollte

ich bald eine entſcheidende Prüfung ablegen. Wir ſprachen mit grünem Feuer und Ozon zu den Unſichtbaren, wie Geiſter ſich unterhalten. Wie es roch! Wie in den Wäldern meiner Heimat nach Regengüſſen.

Herr Boucher handhabte den Drücker und die grünen Blitze ſprangen zwiſchen den blanken Konduktoren und ſchnarrten und knatterten. Zuweilen war der Dampfer, mit dem wir ſprachen, ganz nahe und wir konnten ſeine Rauchfahne am Horizont ſehen. Oft aber waren ſie fern. „Geben Sie uns bitte Ihren Punkt!“ Trr—trr—tack—tack—trr— das war ſein Punkt. Gott ſtehe uns bei, wo war er? Er war noch weſtlich von den Azoren. Wir arbeiteten geduldig und ruhig. Manchmal mußten wir eine Frage dutzendmal depeſchieren, bis wir verſtanden wurden. Seit zwei Tagen ſuchten wir uns mit einem Dampfer zu verſtändigen, an deſſen Bord ſich Mr. William Finch befand. „Ihr Koffer folgt mit dem nächſten Schiff.“ Trr—trr— „Ihr Koffer folgt mit dem —“ Immer, wenn Herr Boucher eine freie Viertelſtunde hatte, jagte er dieſe Depeſche in die Luft. Zuweilen wurde die Verbindung plötzlich durch Gott weiß was unterbrochen und erſt Stunden ſpäter hörte man uns wieder. All die kleinen Worte, die durch die Luft ſchwirrten! Wir ſandten täglich einige Säcke Küſſe übers Meer. Wir

waren diejenigen, die Herrn Schmidt, Edgar Schmidt, tausend Seemeilen entfernt, in einen Freudentaumel versetzten, da wir ihm mitteilten, daß seine Frau Anna mit den Kindern im Hotel de Commerce in Cherbourg ihn erwarte. Er sitzt im Rauchsalon, dieselbe zerlesene Nummer der Fliegenden Blätter in der Hand, und sieht gelangweilt durch das kleine Fenster, wie die Reling sanft steigt und fällt, der Streifen Meer wird schmal, breit, seit Wochen schrumpft und wächst dieser Streifen: Herr Schmidt, Herr Schmidt! Siehst du, wie es ihn trifft? Zum Teufel, mein Hut! Trr—tack—tack— wie rasch er gewesen ist! „Bin gesund und wohlauf." Sonst fiel ihm in der Eile nichts ein.

Dann nahm Herr Boucher den Stahlbügel mit der Hörmuschel über die Glatze und lauschte auf das Ticken und schrieb die Worte nieder. Wir konnten alles hören, was Lizard den großen Amerikadampfern telegraphierte, die jeden Tag eine Zeitung drucken. Auf diese Weise waren wir von allem unterrichtet, was die Welt beschäftigte, ja wir erhielten die Neuigkeiten sogar früher als die Zeitungsleser. Die Könige da drüben räusperten sich in ihren verrosteten Rüstungen und wir hörten es. Wir hörten das große Feuer prasseln, das in den Wäldern Südrußlands wütete. Wir hörten den Lärm der Börse, die Papiere fielen, o, pfui Teufel!

Herr Boucher ſchrieb und ich überſetzte — denn ich fungierte hier als Überſetzer. Herr Boucher las zwar fließend die Klaſſiker der großen Sprachen, von der Umgangsſprache aber verſtand er kein Wort.

Es war ſehr ſtill bei uns. Die Drähte unſerer Empfangsmaſte ſchwangen und klirrten und der Wind ſchleifte über die öde Heide. Drei unſerer kleinen Ratten, die in der Station hauſten (es waren ſiebzehn), ſpielten vor der Türe. Das Meer aber wuſch. Sobald es dunkel wurde, erbleichte die Heide wie im Mondlicht, zweimal, dann brannte ſie einmal rot wie glühendes Moos. Das war das Feuer von Stiff. Wenn Herr Boucher hinaus ging um Luft zu ſchöpfen, ſo ſah er zweimal wie ein kalkweißes Geſpenſt aus und dann verwandelte er ſich in einen roten Dämon.

Trr—trr—tack—tack — Herr Boucher ſaß und ſchrieb die Worte nieder. Es war ein ſchwaches Echo der großen Trommel Europa, das zu uns herüberdrang.

Schluß. Lizard hatte nichts mehr zu ſagen.

Spät in der Nacht kam ich nach Hauſe. Noch im Traum telegraphierte ich. Children all well. Much love. Grace. Die Funken knatterten. Und der Empfänger tickte: Am 21. 36° 12′ 44° 8′ 10″ zwei Eisberge geſichtet. Pennſylvania. Da ſchlug Poupoul an. „Schweig doch!“ ſagte ich. Poupoul leckte mir

die Hand und winſelte. Dann hörte ich ihn an der Türe ſchnuppern. Ich ſchlief wieder. Gleich darauf weckte mich Poupoul abermals. Er ſchlug laut und zornig an.

Ich lauſchte.

Draußen kniſterte und raſchelte es. Es war mir, als röche ich Rauch. In dieſem Augenblick donnerte es und ein Gewitterregen ging praſſelnd nieder.

„Es regnet ja nur, Poupoul!“ ſagte ich. „Schlafe, alter Schwede!“

Aber am andern Morgen ſah ich, daß der Holzſtoß vor meiner Türe zum Teil verbrannt war. Die Wand des Hauſes war geſchwärzt von Rauch. Wäre der Gewitterregen nicht zur rechten Zeit niedergegangen, ſo ſtände Sturmvilla wohl nicht mehr.

Ich ſchüttelte den Kopf. „Solche Leute gibt es hier, ſie gönnen dir nicht einmal das Holz!“ ſagte ich und ſpie aus.

Herr Boucher ſchrieb und ich überſetzte — denn ich fungierte hier als Überſetzer. Herr Boucher las zwar fließend die Klaſſiker der großen Sprachen, von der Umgangsſprache aber verſtand er kein Wort.

Es war ſehr ſtill bei uns. Die Drähte unſerer Empfangsmaſte ſchwangen und klirrten und der Wind ſchleifte über die öde Heide. Drei unſerer kleinen Ratten, die in der Station hauſten (es waren ſiebzehn), ſpielten vor der Türe. Das Meer aber wuſch. Sobald es dunkel wurde, erbleichte die Heide wie im Mondlicht, zweimal, dann brannte ſie einmal rot wie glühendes Moos. Das war das Feuer von Stiff. Wenn Herr Boucher hinaus ging um Luft zu ſchöpfen, ſo ſah er zweimal wie ein kalkweißes Geſpenſt aus und dann verwandelte er ſich in einen roten Dämon.

Trr—trr—tack—tack — Herr Boucher ſaß und ſchrieb die Worte nieder. Es war ein ſchwaches Echo der großen Trommel Europa, das zu uns herüberdrang.

Schluß. Lizard hatte nichts mehr zu ſagen.

Spät in der Nacht kam ich nach Hauſe. Noch im Traum telegraphierte ich. Children all well. Much love. Grace. Die Funken knatterten. Und der Empfänger tickte: Am 21. 36° 12′ 44° 8′ 10″ zwei Eisberge geſichtet. Pennſylvania. Da ſchlug Poupoul an. „Schweig doch!“ ſagte ich. Poupoul leckte mir

die Hand und winſelte. Dann hörte ich ihn an der Türe ſchnuppern. Ich ſchlief wieder. Gleich darauf weckte mich Poupoul abermals. Er ſchlug laut und zornig an.

Ich lauſchte.

Draußen kniſterte und raſchelte es. Es war mir, als röche ich Rauch. In dieſem Augenblick donnerte es und ein Gewitterregen ging praſſelnd nieder.

„Es regnet ja nur, Poupoul!“ ſagte ich. „Schlafe, alter Schwede!“

Aber am andern Morgen ſah ich, daß der Holzſtoß vor meiner Türe zum Teil verbrannt war. Die Wand des Hauſes war geſchwärzt von Rauch. Wäre der Gewitterregen nicht zur rechten Zeit niedergegangen, ſo ſtände Sturmvilla wohl nicht mehr.

Ich ſchüttelte den Kopf. „Solche Leute gibt es hier, ſie gönnen dir nicht einmal das Holz!“ ſagte ich und ſpie aus.

XXIX

In einer Nacht erwachte ich und begann nachzudenken.

Ja, bei Gott, warum mußten meine Augen gerade auf Yvonne fallen, die ſich hinter ihrer Jungfräulichkeit verſchanzte wie hinter ſechszölligen Panzerplatten. Warum war gerade ſie anders als die Mädchen auf der Inſel, die wenig Umſtände machten?

Nun, ich werde zu dir gehen, Yvonne, und dir reinen Wein einſchenken, ich werde dir ſagen, was ich denke und was ich will und du wirſt mir antworten.

Ich ſtand auf. O, nein, ich hatte gar keine Luſt, dem Schickſal aus der Hand zu freſſen. Aber es war noch Nacht, eine helle Spalte klaffte im Oſten, es war vier Uhr morgens.

Am Vormittag machte ich mich auf den Weg nach Creach — aber da kam Kedril heran und ſchwenkte eine Depeſche: trois bâtiments russes! He, Kriegsſchiffe, die nach Breſt wollten. Es gab ein hübſches Stück Geld zu verdienen und zwanzig Lotſen von der Küſte und den Inſeln machten ſich auf die Suche. Wir würden natürlich das Geld einſtreichen, Kedril und ich!

Vor der Fahrt tranken wir bei Chikel, das ganze Dorf betrank ſich vor Aufregung: das große Geld, Gott beſchütze mich! Alle Not würde ein Ende haben —

Es gab nun gar keinen Zweifel mehr, daß die Ruſſen uns gehörten. Wie Pilot? Haha, los! Yvonne, nun du bleibſt ja hier —

Es war mehr als klar, daß die Panzer auf das Feuer von Creach halten würden, und auf dieſer Annahme baſierten unſere Operationen. Aber man kann von ruſſiſchen Kriegsſchiffen unmöglich Pünktlichkeit verlangen, ſie ließen auf ſich warten. Die See tobte und ſpektakelte, das Großſegel donnerte und der Maſt ächzte und kreiſchte. Kedril lag mit dem Körper gegen das Steuer und brüllte ſo laut er konnte ſeine Befehle. Und wir, der Matroſe und ich, wiederholten ſie brüllend, zum Zeichen, daß wir verſtanden hatten, und unter einem unbeſchreiblichen Geheul jagten wir durch die nächtigen Waſſerſchluchten und kletterten wir über die bebenden, atemloſen Wogenketten. Unſer Fockmaſt bohrte ſich bis zum Schnabel in die ſchwarzglänzenden Glasberge, die uns unaufhörlich entgegenrollten, und ſchaufelte Blöcke von Waſſer in die Höhe. Wie ein zerfetztes Banner ſah er aus. Die Sturzſeen ziſchten und der Wind trillerte in den Seilen. Irgendwo erſchien ein zerfetzter, verwehter Lichtfunke im Süden und wir galoppierten unſere fünf geſchlagenen

Meilen. Ein lumpiger, verfluchter Frachtdampfer, gehe in die Hölle!

Es wurde nichts mit dem Stück Geld, die trois bâtiments russes waren uns entgangen. Wir betranken uns aus Wut. Wir zitterten vor Erschöpfung — achtundvierzig Stunden lang hatten wir uns mit einer fürchterlichen See herumgeschlagen, ohne einen Bissen über die Lippen zu bringen. Und nichts! Diaul! Hehe! Wie hatte es Mathieu, dieser Satan, nur fertig gebracht — war er ihnen bis zum Äquator entgegengefahren — he, Kedril, Pilot Nummer Eins? Wir pufften uns ein wenig zum Scherz. Was für Hämmer Kedrils Fäuste waren! Wir waren aufgelegt zu einer Prügelei — heran! —

Nun, da bin ich wieder.

„Komm heraus, Yvonne. So reich mir doch die Hand heraus!"

Yvonnes Mund war kühl, aber ihre Wangen glühten. Ihr Haar roch warm wie der Sommer und der Geruch der Heide stieg aus ihren Kleidern. Lichter glänzten auf ihren braunen Wangen und ihrer gewölbten Stirn. Sie war so braun, wie Amorik selbst, der Einäugige.

„Wirst du herauskommen, Maria?"

Sie lächelte. Sie wußte alles, was geschehen würde, wenn sie herauskäme.

„Das nächste Mal will ich herauskommen," flüsterte sie.

„Nein, heute, Yvonne!"

„Das nächste Mal!"

Gut.

Ich ging und mitten in der Heide setzte ich mich auf einen Stein. Sie nahm es so heilig, sie war ein Mädchen. Sie bebte und zitterte vor ihrer Stunde. Ich werde warten, Yvonne, ich schwöre dir Geduld zu haben.

Horch! Das ist die Flut. Der Strom donnert. Horch! Ebbe. Es sind Möwen unterwegs. Der Regen prasselte über mein Dach und hoch oben stürzte heulend der Wind dahin. Ich sang. Ich ging hinaus in den Sturm und sang mit lauter Stimme, denn ich fühlte, daß ich lebte. Nebel. Er quoll durch Türe und Wände und mein Tabak wurde feucht. Creach brüllte Nächte lang. Ich ging auf und ab und mein Herz schlug, so oft Creach die Stimme erhob. Draußen antwortete ein Dampfer. Still! Er fuhr zu nahe. Ich trat vors Haus und lauschte mit verhaltenem Atem. Nun heulte er ferner. Es gab keine Gefahr mehr. In einer Nebelnacht hörte ich das Tuten eines Dampfers, der einen vollkommen falschen Kurs steuerte. Er fuhr an der falschen Seite vorüber, die gefährliche Passage de Fromveur, die

alle Seeleute kennen. Er fuhr ſorglos darauf los, tutete und verſchwand, ohne je zu ahnen, wie nahe ſein Kiel den Klippen geweſen war. Da draußen gab es Riffe wie Senſen, die nur darauf gelauert hatten ihn der Länge nach aufzuſchlitzen.

Wenn die Sonne aufging und all die Halme und Gräſer der Heide ſtreifte, ſo ſah die Inſel wie bereift aus. Die Vogelzüge kamen aus dem Norden, von Irland und England, und zogen keilförmig über die Inſel dahin und verſchwanden blitzſchnell hinter dem Horizont. Dahinterher kamen ſtets Trüppchen von Nachzüglern — mochten ſie mitkommen oder nicht, es gab hier keine Rückſichten. In den ſchwarzen Nächten aber ſauſten die Schwärme den Leuchtfeuern entgegen, die vor ihnen aufblitzten, und ehe der ſchwirrende Keil ſchwenken konnte, hatten ſich Hunderte von Vögeln die Schädel eingerannt. Die ganze Inſel nährte ſich in dieſer Zeit von Vögeln. Auch ich. Man brauchte nur nach Creach zu gehen und ſie aufzuleſen. Sie lagen auf der Heide, in den Klippen, überall. Ihre Schnäbel ſtanden ein wenig offen, als hätten ſie im Sturz geſchrien, runde, graue Kapſeln wölbten ſich über ihre kleinen Augen, die feucht blinkten. Und wie zart ſich die Knochen unter den flaumigen Federn anfühlten!

Poupoul hatte gute Tage.

XXX

„Guten Tag, Mathieu! Guten Tag, L'honneur, Petitjean! Guten Tag, alle zuſammen!"

„Wir ſind herübergekommen zum Fiſchen, wir wollten ſehen, wie es dir geht."

Sie hatten mich nicht vergeſſen! Ja, ſie waren ſogar bis nach Sturmvilla gewandert.

„Nun, ihr braucht ja keine Gläſer, ſo vornehm ſeid ihr nicht — ah, bei allen Teufeln, Petitjean, du ſäufſt ja die ganze Flaſche aus! Sind wir fertig? Erzählt was es Neues gibt! Ihr Hunde, jetzt fällt es mir ein, ihr habt uns ja die drei Ruſſen weggeſchnappt, ihr Kerle! Kedril und ich, wir ſind faſt hin geworden auf dem Meer!"

Der Morgen war friſch und klar. Wie ein einziger tadellos reiner Block von Kriſtall lag die Luft auf dem Meer. Das Meer leuchtete ſtahlblau und ſtrahlte einen kühnen Glanz aus und eine blitzende Helle, bebend von intenſiven Vibrationen, die das Herz leicht und heiter machten. Am Horizont floß ein Streifen von ſattem Ultramarin dahin. Man konnte ihn nicht ohne Verwunderung betrachten. Die naſſen Riffe glitzerten in der Sonne. Am Hafen unten ſtanden die Fiſcher, laut und fröhlich, und warteten auf eine

Briſe. Ihre friſchgewaſchenen Geſichter leuchteten rot in der Sonne. Guten Morgen! Guten Morgen allerſeits!

Wir ruderten hinüber zum „Kirchturm". In der Bai ſtand ein kleines leuchtendes Segel, das war Jean Louis. Immer war der Meerkönig der erſte. Es ſah aus, als ob es da draußen eine Handvoll Wind gäbe und ſo zogen wir das Großſegel auf. L'honneur, Petitjean und ich. Ho=hupp, langſam ſtieg das ſchwere Tuch in die Höhe und wir lagen mit dem Rücken auf dem Verdeck. Dann ſpannten ſich L'honneur und Petitjean im Nachen vor den „Kirchturm", ich lehnte mit dem Rücken gegen den Maſt und handhabte das fünf Meter lange Ruder — es federte, meine Arme wurden eiſenhart — und der maſſige „Kirchturm" kroch langſam dahin. Das Großſegel hing ſchlaff wie ein Gehenkter und zappelte zuweilen ein wenig, das war alles. Kein Wind.

Die Bai war glatt wie Öl. Wo ſonſt die Brandung wirbelte, kräuſelte und wölbte ſich das Meer nur ein wenig. Die Klippen blühten wie Kirſchbäume in der Sonne und weit draußen ſchimmerten ſie wie Perlmutter. Milchige, ſonnendurchtränkte Nebelſtreifen ſchwebten langſam über die Inſel, einer hinter dem andern. Ein kleiner Frachtdampfer winſelte fern und dann und wann erhob auch Creach auf Minuten ſein Gebrüll.

Wir hatten die Bai hinter uns und waren auf dem Meer. Die Matroſen ſtiegen an Bord und die Arbeit begann. Wir machten die Reuſen zurecht. Das waren Weidenkörbe in der Form großer Fliegengläſer. Sie hatten nur oben einen Eingang. In der Mitte wurde ein Fiſch befeſtigt, ein halbverfaulter laſcher Fiſch, deſſen Augen ſchon grau waren, Steine waren am Boden feſtgebunden. Die Körbe waren ſchwer und das Blut hämmerte in meinen Schläfen. als ich ſie zuſammen mit L'honneur über Bord warf. Eine perlende Schaumkrone ſtieg auf wo ſie auffielen, dann ſanken ſie auf den Grund des Meeres hinab. Sie waren mit langen Stricken verſehen, die am Ende Bündel von Korkſtücken trugen, damit man ſie wieder heraufziehen konnte.

Die Arbeit war getan und wir hatten gute ſechs Stunden Zeit.

Der mousse hatte unterdeſſen Kaffee gekocht und wir ſaßen rings im Kreiſe auf dem Deck und tranken ihn aus einem Blechtopf, der Jahresringe von Schmutz, Wein, Kaffee und Kognak hatte. Ich ſtreckte mich in der Sonne aus und bot ihr Arme und Geſicht und die nackten Füße dar. Und ich fühlte, daß ich in der Hitze aufging wie das Brot im Ofen. Das Meer war glatt und durchſichtig wie Eis, mit einem weißlichgrünen Riß da und dort in der Tiefe. Zuweilen kräuſelte es

ſich wie Hautfalten und ſteuerbord zog in der Ferne eine glitzernde Straße vorbei, wie Myriaden kleiner, raſcher Fiſche. Die Möwen ſchwirrten und Trüppchen von Meerſchwalben zogen dahin.

Triii — triii —

Ddi — ddi — gullugullu gullu — ddi.

Eine dreieckige Floſſe tauchte auf und etwas atmete, genau wie die Luftbremſe einer elektriſchen Tram, und ſtrich raſch dahin, gute vier Meter lang. Ein „souffleur“. Er ſchwamm raſch, atmete noch zweimal, dreimal und war verſchwunden. Die Inſel lag in der Ferne, wie ein graues ſchuppengepanzertes Tier, das ſchreckliche Gebiß lauernd halb unter Waſſer, einen Stachel auf der Naſe. Sie ſah unbewohnt aus, und wem hätte es auch einfallen ſollen, auf dieſem unwirtlichen Steinhaufen zu wohnen? Ein Nebelſtreifen näherte ſich Creach, verhüllte ihn, und Creach brüllte, während hier außen die hellſte Sonne ſchien. Der Nebelſtreifen kroch näher und hüllte den „Kirchturm“ ein. Nebelſchnüre zogen vorüber und hängten ſich in Kleider und Haare, ſo daß alle ausſahen, als gingen ſie in Rauch auf. Ein Dampfer tutete, mächtig und ruhig, wie nur ein großes Poſtſchiff tutet, das keine Angſt hat und um freie Fahrt erſucht. Er kam näher und wir griffen zu den Rudern, denn man konnte nicht wiſſen, woher er kam. Da erſchien er wie ein rieſiges

Geſpenſt im Nebel, mit all ſeinen Maſten, Rahen, Kaminen, Verdecken. Es war ein P.- und O.-Steamer. In dieſem Augenblick ſchlüpfte der Nebel hinweg und der Dampfer zog leuchtend und glänzend an uns in nächſter Nähe vorbei.

Auf dem Verdeck ſtanden Gruppen von Mädchen mit wehenden Schleiern. Augenblicklich begann L'honneur die Mundharmonika zu ſpielen. Sie ſchrien und quiekten und ihre weißen Taſchentücher flatterten. Hiiii! Wollt ihr Fiſche haben? L'honneur hielt einen Fiſch in die Höhe und warf ihn dem Dampfer entgegen. Hiii! ſchrien die Mädchen. Dann ſpielte L'honneur, der ein Allerweltskerl war: God save the queen. Hi—hi—hiii! ſchrien ſie. Der „Kirchturm" kam ins Schaukeln.

„L'honneur!" ſagte L'honneur. „Wenn wir ſie doch hier hätten! Ah! Für jeden eine und für mich zwei junge Witwen!" Und er blickte dem davonſtreichenden Dampfer mit hellen, wilden Augen nach. Dann machte er eine inſtinktive, unglaublich komiſche Bewegung und wir ſtarben vor Lachen.

Ein oiltank kam heran. Dieſer Dampfer ſah komiſch aus, da er den Kamin ganz hinten hatte. Es waren unfreundliche Leute, ſchwarz wie Neger ſahen ſie zu uns her und grinſten nur ein wenig. L'honneur erbot ſich ſie auf die hölzerne Freſſe zu ſchlagen.

Eine Weile war es ruhig — da und dort ſtanden

Dampfer, ſie verſchwanden in den Nebelſtreifen, tuteten, erſchienen wieder — dann kam ein ſonderbarer Segler heran. Guter Gott! Er war klein und ſtammte ſicher aus einem andern Jahrtauſend. Er hatte zwei Maſte, einen richtigen Maſt und dahinter einen Stumpen. Die Reling war zwei Handbreiten hoch, das war alles, und ſonderbare Burſchen handhabten die langen Ruder. Es war ein Boot, in dem man kaum über einen See fahren konnte geſchweige übers Meer.

„He, wieviele Knoten macht ihr in der Stunde?“

Niemand antwortete.

L'honneur ſteckte die Finger in den Mund und pfiff herausfordernd. Sollen wir an Bord kommen und euch verhauen?

„Woher kommt ihr?“

„Von Spanien.“

Hier aber wurde Petitjean lebendig. Er ſchnupperte mit der Stumpfnaſe und ſeine kleinen Augen ſprühten Funken.

„Wohin fahrt ihr?“ fragte er. Sie waren nun ganz nahe.

„Nach Le Havre.“

„Alſo nach England fahrt ihr?“ ſagte Petitjean und lachte. „Was für Ladung habt ihr?“

„Wein.“

Petitjean kannte dieſe Sorte. Er war ja ſelbſt

in dieſer Branche tätig geweſen. „Es ſind Schmuggler,“ ſagte er zu mir, „ſieh doch das Schiff an! Natürlich fahren ſie nie nach Le Havre. Hahaha, gebt uns etwas Wein, wir wollen euch Fiſche geben.“

Aber die Leute auf dem ſonderbaren Boot verſtanden auf einmal kein Wort Franzöſiſch mehr, ſie ſchimpften auf Spaniſch.

L'honneur erbot ſich ihnen die Schädel einzuſchlagen.

Petitjean aber folgte ihnen mit glänzenden, ſehnſüchtigen Blicken. „Ah, ſie ſind in der Klemme, ſie rudern ja. Sie ſind abgetrieben worden und haben keinen Wind.“ Er ſah ihnen voll Mitgefühl nach und ſchnalzte mit der Zunge.

Petitjean war ein dumm und treuherzig ausſehender Burſche, ſo wie die oft ausſehen, die plötzlich zum Tod verurteilt werden. Sie haben da etwas getan, bei Gott, ſie wiſſen kaum was, ſie ſind ganz erſtaunt. Er hatte fünf Jahre bei einem Patron gedient, deſſen Spezialität es war Schiffe zu verlieren. Vertraue ihm ein abgedientes Schiff an, das die Geſellſchaften nur noch ungern verſichern, du brauchſt ihm gar nichts zu ſagen: die Geſellſchaften ziehen nicht mehr recht oder ſonſt etwas, das genügt. Das Schiff kommt nicht zurück! Es ſcheitert, es ſinkt, eines iſt ſicher, es kommt nicht wieder. Es iſt zum

Beiſpiel angebohrt, ſinkend, in jämmerlicher Verfaſſung, Torpedoboote können es ſchleppen wollen, es ergibt ſich nicht, es ſtirbt. Petitjean hatte mehr Schiffbrüche mitgemacht als irgend ein anderer. Die Bezahlung war ausgezeichnet. Aber dann, gerade als Petitjean zum Militär mußte, ertrank ſein Patron mit der ganzen Beſatzung. Er hatte diesmal einen kleinen Fehler gemacht, er rannte auf, bevor er es wollte.

Tagelang konnte Petitjean erzählen. Drei Worte, drei Geſten, aber man ſah alles. Er war zu dumm um zu lügen.

L'honneur dagegen war ein witziger Burſche mit hellen Augen und entwickelten Zügen. Er log. Alle ſeine Bewegungen waren raſch. Er war immer geſchäftig. Er nagelte an einer Stange, knüpfte ein Seil, flickte ein Segel, immer ſah er etwas. Er war barfüßig, trug eine kurze Hoſe und ein lächerlich kurzes Hemd — was für ein Hemd war es doch! Es reichte nur ein wenig unter die Schultern, ließ ſeinen ganzen braunen Rücken, die Arme und die Bruſt frei, und doch war es ein Hemd und noch dazu ein Hemd aus San Franzisko. Auf ſeinen rechten Arm war ein Segelſchiff tätowiert und Napoleon, um den ſich eine dicke Schlange ringelte, auf ſeine Bruſt ein Rieſenbildnis der Republik, und wenn ſeine

Hoſe herabrutſchte, ſo ſah man auf ſeinem Sitzfleiſch einen runden, böſe blickenden Fiſch mit zornigen Stacheln. L'honneur war braun und halbnackt und man ſah, daß er unzweifelhaft männlichen Geſchlechts war.

L'honneur legte ein Seil wie eine Acht auf das Deck und tanzte, während er dazu ſpielte; er machte ſeine Sache geſchickt und berührte das Seil nie mit den Füßen.

Natürlich konnte ich das auch. „L'honneur, ſpiele!" Aber, ſiehe da, es war nicht ſo leicht wie es ausſah.

Dann legten wir die Leinen aus und wurden ganz ſtill. Stunden vergingen. Wir fiſchten den lieu, blank wie Stahl, mit ſpitzer Hechtſchnauze, den ſilberglänzenden pirronneau, der einen Drachenflügel auf dem Rücken hat, den grauſamen sarthe, mit ſpitzen Zähnen im Rachen, gieriger breiter Droſſel, gewölbten Katzenaugen, getigertem Leib, ziegelrotem Kopf und rotgelben Floſſen, den liebchen coquette, der ſcharlachrot wird, wenn er an die Luft kommt, den morchelartigen vielle, dick und plump, mit lüſternen Negerlippen, den rouget, merland, congre. Da lagen ſie in der Ecke, ſchnappten nach Luft, ſtarben. Morgen werden wir ins Meer ſtürzen und nach Luft ſchnappen. Sarthe wird herankommen wie ein Unterſeeboot und

uns die Augen ausreißen, und der dicke vielle wird uns mit seinen lüsternen Negerlippen die Nase abknabbern.

Die Sonne stieg ins Zenit und ich lag auf dem heißen Deck ausgestreckt und blinzelte zu ihr empor. Sie fauchte, flackte und ließ mir lange feurige Fahnen ums Gesicht wehen. Ich schloß die Augen und schlief. Aber da zuckte die Leine an meinem Finger: irgendein Fisch da drunten, der mich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünschte.

Die Glocken der Insel bimmelten in der Ferne und der Schiffsjunge trug das Mittagessen auf. Das war ein großer Topf, gefüllt mit Brühe, Kartoffeln, Kohl, Fischstücken, herrlich. Wir saßen um den Topf herum und fuhren mit den Löffeln hinein. L'honneur schlug ein derartig rasendes Tempo an, daß niemand ihm folgen konnte. Der mousse durfte den Topf auslecken.

Nun war es Zeit, die Reusen in die Höhe zu ziehen. Die Seile hatten schon Rinnen in den Bootsrand geschnitten und das Boot schnurrte und surrte wie eine Baßgeige. Man mußte ein Stück Zeug um die Hände wickeln, denn die nassen belasteten Stricke zerfetzten die Haut. Das Boot troff von Wasser und die mit Tang und Gras behängten Reusen brachten einen starken fruchtbaren Geruch vom Meeresgrund herauf.

Die erſten Körbe waren leer, ein paar Muſcheln und Seeſterne, nur eine große Krabbe hockte darin. L'honneur empfing ſie wenig höflich. Da ſie nicht freiwillig aus dem Korb ſpazieren wollte, riß er ihr zuerſt einige Beine aus, ja, nun ging es. Korb um Korb ſtieg empor und wir ſahen alle geſpannt ins Waſſer, wo der Korb erſcheinen mußte. Wenn man die bleiche Fiſchleiche ſchimmern ſah, ſo war wenig Hoffnung vorhanden. Das Geſchäft blühte, wir waren nicht unzufrieden.

Hehe! Heraus mit euch!

L'honneur faßte ſie geſchickt um die Taille, preßte ſie zwiſchen die Knie und ſchnitt ihnen die Sehnen der Scheren durch. Die Languſten ſchnurrten, burr! burr! und ſchnellten ſich auf den Schwänzen rückwärts, ſie ſcheuten vor L'honneurs Meſſer und glotzten es mit ihren langen Pilzaugen an. Es half ihnen nichts. Es war merkwürdig, daß ſie meiſtens zu Paaren in den Körben ſaßen. Gewiß war das eine Art von Hochzeitsreiſenden, die plötzlich auf ihrer Wanderung dieſe herrliche mit Fiſch gefüllte Villa auf dem Meeresgrund angetroffen hatten und ſich häuslich niederließen. Hier wollen wir bleiben, Geliebte — aber da fing die Villa an zu marſchieren. Sie trugen Kupferpanzer und im Nacken Knorpelſchilder; auch ein Paar Hummern war dabei, in blanken Stahlbrünnen. Sie ſchlugen

wild mit den Zangen um ſich und L'honneur erhielt einen Schlag in die Hand. Das Blut ſprang heraus. „Sacre nom de bleu cochon!!“ Vorſicht, L'honneur! Ein Hummer ſchneidet einen Finger glatt durch.

Wir hatten die Körbe wieder inſtand geſetzt und hinabgelaſſen, als ſich ein kleines Boot näherte. Wir machten die Augen ſcharf, wer in aller Welt — es war Yann.

Da kam er herausgerudert, vier Meilen weit, um uns einen Beſuch abzuſtatten.

„Ah, der kleine Kapitän! Ihr arbeitet heute nicht?“

„Nein, die Maſchine iſt kaputt!“ Yann tat laut und gleichmütig, er wollte nur ſehen was wir trieben — aber ich fühlte ſofort, daß Yanns Beſuch einen beſtimmten Zweck hatte. Er galt mir.

Yann hatte blutunterlaufene Augen und ich wußte, was das bedeutete. Er hatte ſeine Periode. Dann trank er ſchrecklich, er trank tagelang, und die Matroſen auf dem „Arbeiter“ wagten nicht zu ſprechen. Mit einem vor unſinniger Wut geſchwollenen Nacken tigerte er hin und her und ſuchte nach Roſtflecken auf dem Deck. Er ſchabte, kratzte, unterſuchte jeden Nagel, raſſelte mit den Ankerketten und Winden, knurrend, ohne eine Wort zu reden. Er riß dem Matroſen, der mit Anſtreichen beſchäftigt war, wortlos den Pinſel

aus der Hand und ſtrich ſelbſt an. Der Matroſe aber nahm ſich wohl in acht ein Wort zu ſagen: denn dann ſpie dieſer Vulkan Feuer und es hagelte Felsblöcke. Und immer ſchrecklicher trank Yann, ohnmächtig vor Wut, denn er wußte nicht warum.

In dieſer Verfaſſung traf Yann auf dem „Kirchturm“ ein.

XXXI

Aber Yann ſagte nichts.

Es wurde Abend und auch der Abend brachte uns keinen Wind. Wir trieben mit dem Strom an der Inſel vorüber, nach Norden. Eine Zeitlang mußten ſich die Matroſen im Nachen vorſpannen und Yann und ich arbeiteten mit dem langen Ruder. Wir ſtrichen haarſcharf an den Klippen vorbei, an denen der Giſcht ſauſend emporſchoß.

„Nun, Yann, wie geht es?"

Yann ſah mich ſcheu an. „Gut, wie ſonſt?"

Die Sonne ſank und das Meer blinkte wie tauſend Fenſterſcheiben. Sie glühte purpurn in einem violetten Himmel, dann wurde ſie gelb und matt und der Himmel hinter ihr fahlgrau. Die blendende Straße, die von ihr bis zu uns ans Boot führte, ſchrumpfte zuſammen, wurde kürzer und kürzer und verſchwand. Die Sonne war gegangen; auf dem Stillen Ozean graute der Morgen. Hinter der dunkeln Inſel ſchoſſen Lichtgarben hervor, das war Creach. Stiff leuchtete dicht vor uns, weiß, weiß, rot, immer ferner.

Die Dämmerung war weich wie blauer Rauch.

Der mousse fachte Kohlen auf einem kleinen Ofen an, und als ſie glühten, legte er unſere große Krabbe

mit dem Rücken darauf. Zuerſt fühlte ſie ſich behaglich; das war eine Art Juliſonne, die ihr auf den Rücken brannte, ſie ſtreckte ſich wohlig aus, dann aber wurde es ihr zu heiß. Sie ruderte verzweifelt mit den Scheren und mahlte mit den Freßwerkzeugen. Die Schale bekam ein Loch, es ziſchte in den Kohlen, aber immer noch regte ſie ſich. Endlich lag ſie ſtill und das war das Zeichen, daß ſie gar war.

Wir hatten Brot, einen Tiegel ranziger Butter und als Leckerbiſſen unſere Krabbe. Ich bekam die Scheren. Hallo! Wie das ſchmeckte! Auch die Butter war eigentlich nicht ranzig und mundete vorzüglich. Wir waren ausgehöhlt vom Hunger und hätten Blechbüchſen und Sägeſpäne verſchlungen. Dann entkorkte eine Flaſche und ließ ſie zirkulieren.

Ich muß ſagen, es war ſchön. Wir waren müde, ſatt und tranken. Sie alle ſaßen im Kreiſe, braun und wild, mit hellen Augen im Kopf, gutmütig, wie Kinder, die das Meer groß gezogen hatte, mit kräftigem, anheimelndem Lachen. L'honneur erzählte ein Erlebnis. Wie ihr Schiff zu Eis wurde, im Norden von Neufundland. Das Deck vereiſte zuerſt und die Reling, die Maſte vereiſten und lange Eiszapfen hingen von den Rahen und Tauwänden herab, das Steuer vereiſte und ſchließlich war das ganze Schiff ein ſchwerfälliger Eisklumpen. Und das Treibeis kam

und ſchloß es ein und preßte es, daß es knarrte. So trieb es langſam dahin, viele Tage lang. L'honneur hatte einen ſorgfältig gehüteten Zeitungsausſchnitt in der Kajüte und holte ihn. Ich mußte ihn leſen.

Dann erzählte Petitjean von ſeinem Patron. So erzählte er: „Der Patron, ſiehſt du, war klein und breit. Viereckig. Er war ſtark und riß einen Anker mit der Hand aus dem Grund. Er wird zornig, ſiehſt du, und ſein Nacken ſteigt über den Kopf empor. So! Wir haben Kohle geladen. In England. Kohle? Dreck! Der Patron geht herum und ſpricht nicht. Gib acht! ſagen wir. Der Patron ſieht ſich den Himmel an. Das Meer. Die Küſte — da in der Ferne. Der Patron kennt jeden Stein im Meer. Mit verbundenen Augen ſegelt er um die Erde. Auf Ehre! Der Patron kommt übers Deck geſchaukelt, eine Flaſche in der Hand. Garçons, wir wollen ein Gläschen trinken. Verſtehſt du? Das iſt das Zeichen. Wir packen unſer Bündel. Morgen iſt das Schiff nicht mehr über Waſſer.“

„Der Patron war ein Seemann. Ein Seemann! Er ſegelte bei ſchlimmſtem Wetter mit einem Taſchentuch an den Stangen zwiſchen zwei Häuſern hindurch. Auf Ehre! Der Patron war ein Künſtler, ein professeur!“ ſagte Petitjean und riß die Augen furchtbar weit auf.

Und wir lachten, weil er die Augen ſo fürchterlich aufriß.

Nun aber kam die Reihe an mich.

„He, und nun ſpiele etwas!“ ſagte Mathieu.

Ich zog die Flöte aus der Taſche, blies den Tabak heraus und feuchtete die Lippen an.

„Was wollt ihr hören?“

„Einerlei.“

Alſo ſpitzte ich die Lippen, blies in meine kleine Flöte hinein und ließ die Finger im Stechſchritt auf den Löchern ſpazieren gehen. Wunderbar klar klang meine kleine Flöte übers Meer:

Letzte Roſe, wie magſt du ſo einſam hier blühn?
Deine freundlichen Schweſtern ſind längſt, ſchon längſt dahin,
Keine Blü — üte ...

Sie ſaßen alle im Kreiſe und lauſchten.

„Weiter!“

Und ich lies die Finger auf der Flöte tanzen und blies:

Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Roſe, eh' ſie verblüht ...

Ich ſchloß mit einem wunderbaren Triller und hiermit war mein Repertoir erſchöpft.

„Wie ſchön er ſpielt!“

„Du wirſt doch nicht ſchon aufhören? Vorwärts!“

„Ihr wollt alſo noch mehr hören? Gut.“

Ich klopfte die Flöte aus und ſetzte ſie wieder an den Mund.

Und abermals ſang meine kleine Flöte:

Letzte Roſe, wie magſt du ſo einſam hier blühn — —

Und hierauf:

Freut euch des Lebens, ſolange noch das Lämpchen glüht — —

Wiederum ſchloß ich mit einem wunderbaren Triller, den ich leiſe ausklingen ließ, und das Konzert war zu Ende.

Sie ſaßen im Kreiſe und nickten.

„Schön haſt du geſpielt, heute!“

Nur Yann ſagte nichts.

Der Himmel wurde tiefblau und die Nacht kam. Alle verkrochen ſich, nur Mathieu hockte wie ein regungsloſer Schatten am Steuer. Ich lag auf dem Verdeck, das ſich voll Wärme geſogen hatte, die Arme unter dem Kopf verſchränkt und lauſchte auf all die kleinen Geräuſche, die am Boot pickten und klopften. Stiff im Süden blinkte und Creach ſtach mit gleißenden Dolchen nach uns. Dort ſchlief Yvonne. Im Norden kroch ein grüner Funke: ein Dampfer, der in den Kanal hineinfuhr. Haarſcharf zeichneten ſich die Taue über mir vom Himmel ab. Die Sterne

blitzten und flimmerten. Wie ein Regen fällt — dachte ich.

Da kam der Mond herauf. Glühend rot und übermäßig groß stand er am Horizont und all die kleinen Wellen schauerten ihm entgegen. Er stieg, erhaben und würdig, ohne jedoch Scheu oder Furcht einzuflößen. Er wurde zitronengelb, und als er höher stieg, silberweiß und gleißend. Die Taue warfen haarscharfe Schatten über das Deck, die sich zuweilen leicht schwangen und ineinander flossen. Mit dem Mond war eine kleine, schmale Wolke heraufgekommen. Sie hatte sich über den ganzen Himmel ausgebreitet und schimmerte weiß wie frischgefallener lockerer Schnee. Aber so schnell wie Schnee schmilzt, so schnell zerging sie und im Augenblick war der Himmel wieder klar. Dann erschien am Himmelsrand unter dem Mond ein Rudel kleiner Wolken, wie die Kundschafter eines Heeres, die kamen um auszulugen. Sie schwenkten und verschwanden wieder, das Heer kam nicht herauf. Überall züngelten kleine Rauchwölkchen auf den kleinen Wellen, als ob das Meer zu brennen anfinge. Sie wurden dichter und auf dem Meer schwamm eine Insel von Dunst, wie auf einer Wiese im Herbst. Und plötzlich erhob sich die Nebelinsel und schwebte langsam in die Höhe: das Meer hatte eine Wolke geboren.

„Wir werden Nebel bekommen," ſagte Mathieu, wie eine Stimme aus dem Meer.

Und wieder lag ich und gab acht auf all die merkwürdigen Dinge, die ringsum vor ſich gingen.

Das Meer wurde dunſtig und grau, als ſei der Mond plötzlich untergegangen. Stiffs Feuer in der Ferne ſah aus wie ein entzündetes rotes Auge, das ſich nur mühſam unter Schmerzen öffnete und augenblicklich wieder ſchloß. Am Horizont aber huſchten fahlſchimmernde Lichthiebe, das war Ereach.

Ein Schatten tauchte aus der Luke und ich hörte nackte Füße auf dem Deck. Ich ſchloß die Augen.

„He!" flüſterte Yann und kauerte ſich knackend neben mir nieder.

Ich rührte mich nicht. Ich hatte ja gewußt, daß ſein Beſuch mir galt.

„He!" Yann rüttelte mich und ich ſchlug die Augen auf. Eine Weile ſah mich Yann an, dann ſagte er: „Reiſe ab!"

Ich öffnete vor Erſtaunen den Mund, ich entgegnete nichts.

„Reiſe ab!" wiederholte Yann.

Ich lächelte. Yanns Augen waren wie dunkle glänzende Löcher. Selbſt jetzt im Halbdunkel konnte ich bemerken, daß ſie blutunterlaufen waren. Kognaknebel ſtrömten aus ſeinem Mund.

„Yann," ſagte ich, „du biſt verrückt. Gehe ſchlafen, mein Freund!"

„Daß du es weißt," fuhr Yann fort, „mit unſerer Freundſchaft iſt es aus. Wir haben nichts mehr miteinander zu tun."

Er ſprach die Wahrheit, ich hörte es an ſeiner Stimme. Ich richtete mich auf.

„Yann?"

Yann knurrte. „Roſſeherre hat mir alles geſagt. Geſtern nacht. Heute früh war ich bei dir, aber du warſt fort. Deshalb kam ich aufs Meer heraus. Ja, ſie hat mir geſtanden, daß ſie bei dir war — in einer ſchwachen Stunde, ich war in Breſt, da kam ſie zu dir und klopfte und du kamſt heraus. Sie lief davon, aber du holteſt ſie ein und trugſt ſie auf den Armen ins Haus."

Ich erſtaunte immer mehr. Meine Gelenke wurden ganz ſchwach. „Sie hat es dir alſo geſagt, Yann?"

„Ja, alles. Und ich habe ſie geſchlagen, bei Gott, furchtbar ſchlug ich ſie. Ich war außer mir. Es hätte nicht viel gefehlt und ich hätte ſie totgeſchlagen. Aber ſie gab keinen Laut von ſich, deshalb hörte ich auf."

Pauſe.

Eine Sternſchnuppe glitt über den Himmel. Auch da draußen war nicht alles in Ordnung. Ich dachte nach. Wie ſollte ich Roſſeherre je verſtehen? Sie hatte

ſich Yann ausgeliefert — nur um ihn gegen mich aufzureizen. Aus keinem andern Grund.

„Das iſt alles, was ich dir ſagen wollte," flüſterte Yann von neuem. „Du haſt mich betrogen. Einer iſt nun zuviel auf der Inſel. Reiſe ab, ſage ich dir!"

„Und wenn ich nicht reiſe?" fragte ich nach einer Weile.

Yann ſchwieg. Dann lachte er leiſe und heiſer. „Reiſe!" flüſterte er. „Du biſt mein Freund geweſen und deshalb ſage ich dir: reiſe! Ich bin toll, hörſt du? Reiſe mit dem nächſten Boot!"

Das war unſere ganze Unterredung. Ich lag und dachte lange nach. Über Nacht war alles anders geworden. Ich hatte Yann verloren und wir waren doch ſo gute Kameraden, wie? Lebe wohl, Yann! Ob ich aber reiſen würde oder nicht, das war wohl meine Sache. Da überrieſelte es mich kalt. O ja, Yann war ein Burſche, dem man manches zutrauen konnte. Ich lachte leiſe vor mich hin. Mochte er in Gottes Namen tun, was er wollte. Er ſollte ſehen, wie er mit dieſem Anfall von Eiferſucht fertig würde — gute Nacht!

Ich ſchlief, tief und geſund. Gegen Mitternacht erwachte ich bei einem Pfeifen, das über mich hinging. Es donnerte fern, Blitze irrten am Horizont wie fein verzweigtes Geäder aus Feuer und beleuchteten

die Ränder ſchwerer Wolkenmaſſen über uns. Das Segel knatterte wie Salven und wir trieben raſch dahin.

„Nimm dich in acht, daß du nicht über Bord gehſt!“ rief Mathieu lachend. Er hatte immer noch Wache.

Wie konnte ich denn über Bord gehen, da ich ſo nahe an der Reling lag! Es begann zu regnen und ich zog einen Segelfetzen über mich; der Regen floß über mein Geſicht, er war lauwarm. Die Blitze blendeten durch meine Lider hindurch und leuchteten rings durch mein Gehirn. Ich ſchlief wieder.

Als ich bei einem Gefühl der Übelkeit erwachte, war es Morgen. Der „Kirchturm“ rollte, drückte ſich in die Wogen und ſtieg. Die beiden kleinen Nachen im Schlepptau folgten ihm haſtig und mit ängſtlichen Sprüngen, wie zwei junge Hunde der Mutter. Das Meer war grau und ein grauer, feiner Regen fegte ſchräg darüber hin. Wir waren von einem kreisrunden Wall von Rauch eingeſchloſſen und konnten keine zweihundert Meter weit ſehen.

An Deck waren ſie geſchäftig.

„Wohin fahren wir?“

„Nach England. Es wird ſchlimme See geben, l'honneur! Trinke deinen Kaffee drunten.“

Wohlan, nach England! Ich kletterte in die Kajüte

hinab. Es gab hier keine Treppe, man mußte einen Klimmzug machen und ſeine Beine geſchickt durch die Luke ſchwingen. Ich trat auf Fleiſch. Das war Yann, der ſich auf dem Boden zuſammengeringelt hatte und ſchlief. Poupoul lehnte mit dem Rücken gegen ihn und ſtreckte die Pfoten in die Höhe. Nur Petitjean ſaß auf der ſchmalen Holzbank und trank aus dem Blechtopf.

„Er hat die ganze Nacht nicht geſchlafen, der kleine Kapitän!“ flüſterte er, nachdem wir uns guten Morgen geſagt hatten. „Was hat er doch?“ Petitjean ſchob mir den Blechtopf hin. Ich trank raſch, denn hier unten gefiel es mir nicht.

Die Kajüte war winzig, eine Kiſte, in der man nicht aufrecht ſtehen konnte. In der Ecke ſtand eine kleine bunte Madonnenſtatue und an die Wand war in verſchnörkelten Buchſtaben gemalt: Dieu protège le Clocher du village et son équipage. Darunter hatte L'honneur geſchrieben: Gott beſchütze die Trunkenbolde.

Nun, ich hatte genug und turnte an Deck. Ein Dreimaſter ritt durch den Dunſt, erdrückt von ſeinen fünfzig ſchweren Segeln. Er profitierte vom Wind.

Ja, es gab ſchlimme See. Die raſchen Waſſerhügel bedeckten ſich mit den bekannten weißen Schnüren und die Schaumkronen brachen nicht mehr über, ſondern

ſtiegen gezackt in die Höhe und der Wind zerriß ſie wie Fahnen. In unſeren Seilen tremulierte der Wind in den höchſten Lagen. Die toten Fiſche rutſchten über das triefende Deck und der mousse, blaß und krank, ſammelte ſie in einen Korb. Dampfer tuteten, heulten und winſelten da draußen und zuweilen erſchien der trübe Schatten eines Dampfers innerhalb unſeres Rauchwalls, um raſch wieder zu verſchwinden.

Da geſchah etwas ganz Außerordentliches. L'honneur am Steuer wandte ſich plötzlich ab und begann zu ſpucken.

„L'honneur!“ ſchrien wir alle und lachten laut.

L'honneur wandte uns das grüne Geſicht zu. „Ha! O, Hölle, das iſt mir ſeit ſechs Jahren nicht mehr paſſiert, l'honneur!“

Der Schiffsjunge aber lag flach auf dem Deck, die Arme links und rechts ausgeſtreckt und bei jeder Bewegung des „Kirchturms“ wackelte ſein Lausbubengeſicht hin und her. Er ſah wie tot aus.

Auch ich hatte Unglück. Eine Schaufel Spritzwaſſer war ausgerechnet in meine linke Hoſentaſche geſtürzt und hatte mir den Tabak durchnäßt. Alſo mußte ich hinunter in die Kajüte, Kohlen anfachen, den Tabak trocknen. Yann war eben aufgeſtanden. Er ſaß auf der Bank, den Blechtopf in den Händen, und ſah mich mit leeren Augen an.

„Morgen, Yann!“

Yann ſchwieg.

Dann hörten wir einen großen Dampfer tuten. Er brüllte hinter unſerem Rauchwall, der mit uns wanderte, ſo ſchnell wir auch fuhren, bald ſchrumpfte und bald ſich weitete. Wir legten die Ohren über die Reling und ſprachen kein Wort. Das ſurrende Tuten kam näher, aber es war unmöglich die Richtung zu beſtimmen. Plötzlich aber warf ſich Mathieu gegen das Steuer und brüllte: Changez les voiles! Wir heulten zur Antwort und gingen an die Arbeit. Mathieu hatte zuerſt den Bug des Dampfers geſehen und wagte es nicht ihn zu kreuzen. Der Dampfer zog vorüber. Er hatte vier braune Schornſteine und vier Maſte und ein dreiſtöckiges langes Verdeckgebäude. Ein Lloyddampfer. Die Sturzſeen ſchlugen über ſein Vorderdeck, aber er lag vollkommen ruhig. Die Brücke war mit Segeltuch abgedeckt und keine Seele war an Bord zu ſehen. Wie tot ſah er aus, nur ſeine Schornſteine qualmten. Aber horch! Horch doch! — Muſik! Wir ſahen einander an und lächelten. Dieſe Lumpen ſaßen bei der Tafel und die Kapelle konzertierte! Er durchdrang den Rauchwall und verſchwand. Wir ſchnupperten in der Luft. Das war ſein Rauch. „L'honneur!“

Gegen fünf Uhr drehte ſich der Wind um einige

Striche und raste nun wie ein Orkan daher. Wir aber waren guter Dinge.

Petitjean und Yann lagen am Steuer, die Sturmkappen tief über die nassen, zerzausten Gesichter gezogen und sangen ein bretonisches Lied. Sie brüllten, daß ihnen die Augen aus dem Kopf traten.

Die See sah wenig ermutigend aus. Von allen Seiten stürmte sie gegen uns an. Wir waren verloren in den Wogen wie die Laus im Gesäusel der Blätter.

Ich kauerte mich in einen Winkel, zog die Knie an und blies mit aller Kraft in meine Flöte. Der Sturm riß in meinen Haaren und verbog mir die Nase im Gesicht.

Freut eu — ich des Lebens . . .

Meine Finger wurden schwach. „Hehe — die Flöte geht nicht mehr —!"

Und wieder brüllten die Steuerleute.

„Du vielgeliebtes Mädchen am fernen, fernen Strand —"

Ich hörte sie in weiter Ferne, das Blut rauschte in meinen Ohren. Ich fühlte, wie ich bleicher und bleicher wurde, aber ich biß die Zähne zusammen: ich werde mich nicht ergeben —! Der kalte Schweiß brach mir aus den Schläfen, das Meer floß in einem grauen Strudel zusammen, der steiler und steiler wurde.

Gesichter tauchten aus dem kreisenden Strudel auf, es wimmelte von ekelhaften Fratzen und Larven unter mir im Meer. Hände griffen nach mir. Da erhielt ich einen Schlag in die Magengrube, daß es mir dunkel vor den Augen wurde. Eiserne Finger schraubten sich um meine Schläfen. Aber dann — während mich ein Dutzend Hände an den Haaren festhielt — schob sich ein schleimiger, spinnenbeiniger Finger durch meine Zähne in den Mund, den Schlund hinab, bis zum Magen. O, hoho! Ich schüttelte mich. Da zerrten die Hände an meinen Haaren, daß sie meterlang wurden — ich war steif und kraftlos am ganzen Körper — und die Hände zerrten mich über Bord. Sie rissen mich in die Tiefe und schleiften mich an den Haaren durch das nachtschwarze Meer. Blitzschnell, meilenweit. Plötzlich ließen sie mich fahren und mein Schädel krachte gegen den Grund. Ich rang nach Luft und stieg kreiselnd empor. Sollte es denn kein Ende haben — noch eine Sekunde und ich kann nicht mehr. Da — ich war oben und schöpfte Luft. Ich war immer noch an Bord des „Kirchturms" und hörte die Steuerleute wieder brüllen.

„Hehe!" rief mich Mathieu an. „Wie geht es?"

„Vorzüglich," schrie ich und sah ihm mit verglasten Augen ins Gesicht.

XXXII

Am dritten Tage erreichten wir gegen Abend wieder die Inſel.

Yann ſah mich bedeutungsvoll an, als wir an Land gingen.

„Höre, Yann," ſagte ich zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter, „du mußt dir dieſen Gedanken aus dem Kopf ſchlagen. Ich reiſe nicht. Ich reiſe, wann es mir gefällt."

„Du reiſt alſo nicht? Morgen geht der Kommiſſionär hinüber."

„Nein."

Yann ſenkte den Nacken. „Du biſt ein toter Mann!" ſagte er nach einer Weile. Ganz leiſe ſagte er es.

„Ah, Yann, du wirſt ſchon vernünftiger werden, ich kenne dich ja. Gute Nacht!"

Yann ging ohne mich anzuſehen, ohne Gruß.

XXXIII

Der „Kommiſſionär" fuhr. Ich ſah ihn durch die Bai kreuzen. Ich lachte. Nein, mein Freund, ich habe noch eine Menge vor auf der Inſel! Heute iſt Mittwoch und Amorik, der Einäugige, hat Dienſt.

In der tiefen Stille der Nacht erklang nur ein dumpfer Schritt. Das Meer wuſch, aber ich hörte es nicht mehr. Mein Schritt war es.

Ich pochte an ein Fenſter.

„Ich bin es, Yvonne. Da bin ich wieder! Ja, wir wurden vom Unwetter verſchlagen."

Ich küßte Yvonnes warmen Hals. Sie preßte meinen Kopf darauf und mein Mund verſank darin.

Dann erzählte ſie mir flüſternd, daß ſie um mich gebangt hatte in dieſen Tagen.

Über uns drehte ſich die gleißende Windmühle und verſprengte Lichtreflexe kreiſten glitzernd über den ſchwarzen Boden. Wir aber ſtanden ganz im Dunkeln. Es fiel! Was iſt das? Es klang ſo weich. Es regnete weiche Geräuſche, Flattern.

„Das ſind die Vögel!"

O ja, es waren die Vögel, die aus dem Norden kamen und ins Licht rannten.

„Yvonne?"

Selbſt im Dunkeln ſah ich die Grübchen in Yvonnes Wangen. Sie lächelte.

„Du weißt, was du mir verſprochen haſt?“

„Ich weiß es.“

„Und du wirſt heute herauskommen?“

Yvonne nahm meine Hand in ihre heißen Hände und preßte ſie. Sie zitterte.

„Nicht heute,“ flüſterte ſie, „nicht heute. Morgen, übermorgen —“

Da fiel etwas Weiches auf meine Schulter. Ein Vogel. Ich erſchrak und küßte Yvonne, daß mich die Lippen ſchmerzten.

„Ich denke an dich, Yvonne,“ flüſterte ich, „ich bin auf dem Meere und denke an dich. Ich kann dich nicht vergeſſen. Komm, Yvonne!“

Yvonne ſchüttelte den Kopf. „Übermorgen —“

Das Blut rauſchte in meinem Kopf.

„Und übermorgen —?“ ſagte ich laut.

„Um Gottes willen, ſprich nicht ſo laut!“

Ich hielt mich am Geſims feſt und ſchwang mich hinauf. Yvonne wich zurück. Ich ſtand in der finſtern Stube.

„Jeſus,“ flüſterte Yvonne.

„Wenn du nicht herauskommſt —!“ ſagte ich und zog ſie an mich. Yvonne bebte und küßte mich auf die Wange —

Ich ging. Ich ging über die Heide. Ich nahm die Mütze ab um meinen heißen Kopf zu kühlen.

„Ja, Yvonne," sagte ich, „wie lange wolltest du mich noch warten lassen? Wie lange, haha!"

In der Heide tauchten Gruppen von weißen Zelten auf: das waren die bleichen Giebel der Hütten im Schein von Creachs Feuer. Mitten unter ihnen stand ein hohes, spitzes Zelt, die Kirche. Ich ging am Meer entlang, nach Hause.

Das Meer dampfte, es war still und die Welle klopfte in den Felsen. Tock—tock—tock. Ich pfiff vor mich hin. Creachs Lichthiebe jagten Dunstkegel vor sich her. Als ich nahe bei Poupons Schlucht war, begann mein Herz zu pochen, und ich hörte auf zu pfeifen. Es war so still hier und die Welle klopfte eigentümlich. Ich blieb stehen. Creachs Lichthiebe fegten über die Heide und über Poupons Schlucht wallte ein haushohes Gespenst. Das war der Nebel, der aus der Schlucht stieg. Ich wartete bis der Lichtkegel wiederkehrte: immer noch stand das riesengroße Gespenst in der Nacht und winkte mir mit weißen Armen.

Ein Gefühl des Schwindels überfiel mich. Es ging dort turmhoch hinab ins weiße Nichts.

Ich möchte einen Menschen bitten mir zu sagen, weshalb ich gerade in diesem Augenblick und gerade

an dieſer Stelle den Schritt anhielt? Und weshalb mir gerade jetzt der Gedanke durch den Kopf ſchoß, daß es dort turmhoch hinab ging?

Poupoul zog die Luft ein und ſchlug kurz an. Stand jemand in der Heide?

„Ruhe, Poupoul!“

Creachs Licht kehrte wieder und beleuchtete den Pfad. Niemand. Nur ein Haufen aufgeſchichteter Tang lag am Wege.

Da aber begann Poupoul raſend zu kläffen. Seine Augen ſahen grünſchillernd zu mir empor.

Ich lachte leiſe vor mich hin. Vielleicht war — Yann in der Nähe? „Yann, Yann!“ rief ich. „Biſt du hier?“ Und ich lachte dazu, um ihm zu zeigen, daß ich keine Angſt hätte, im Falle er hier wäre. Aber mein Rücken war eiſig kalt, als ſei mein Rock hinten aufgeſchlitzt.

Ich ſchritt auf den Tanghaufen am Wege zu: ja, da ſtand Yann! Wirklich, da ſtand er —

„Guten Abend, Yann!“ ſagte ich. „Was tuſt du hier ſo ſpät in der Nacht, mein Sohn?“

Yann entgegnete nichts. Poupoul hatte ihn nun erkannt und kroch ihm wedelnd um die Füße. Aber Yann regte ſich nicht. Er ſtand und ſah mich an. Es waren Yanns Augen und doch waren ſie fremd. Sie brannten düſter von dummer Wut und bäuriſchem

Trotz. Er rührte sich nicht, er sagte nichts, er stand und sah mich an und seine Augen wurden immer größer.

In diesem Augenblick kam mir Yann höchst lächerlich vor. Wenn er hier auf mich gelauert hatte, weshalb regte er sich nicht? Sollte ich in Poupons Schlucht verschwinden ohne eine Spur im Rasen zu hinterlassen? Yann, Yann, heraus mit dir! Zeige, wer du bist. Du wirst mich ja nicht umsonst bekommen, aber vielleicht billig. Hoho, wie lächerlich er war!

„Wolltest du dir die Pfeife anzünden, Yann?“ sagte ich und lachte ihm ins Gesicht. Sein dummer Trotz und das alberne Anstarren machte mich zornig. War das eine Art mit mir zu verkehren?

Aber Yann regte sich nicht. Seine Augen waren nun wie große glühende Löcher.

„Wenn du die Sprache verloren hast, Yann, dann gute Nacht!“ sagte ich spöttisch um ihn zu reizen. „Ich werde jeden Abend diesen Weg gehen, verstehst du mich, jeden Abend. Ich schwöre es dir. Und jeden Abend werde ich genau an dieser Stelle ein wenig warten. Au revoir et merci, merci!“

Ich ging. Ganz langsam wandte ich Yann den Rücken zu, wartete noch ein wenig und dann ging ich. Aber Yann rührte sich nicht. Ich lachte, immer noch erregt und zornig.

Sollte er in Gottes Namen ſehen, wie er aus dieſem Wahnſinn herausfand, in den ihn ein kleines Mädchen und der Schnaps hineinjagten. Das war nicht meine Sache. Er iſt ein Narr, Poupoul, und wir laſſen uns nichts vorſchreiben. Die Winterſtürme werden über die Inſel raſen und wir wollen ſie hören. Es wird Schnee und Eis hageln und das wollen wir ſpüren, hörſt du, Kamerad, wir wollen über die Heide gehen, wenn ſie gefroren iſt. Und unſer großes Feuer wird praſſeln und uns durch und durch blenden und die großen glitzernden Höhlen in unſerer Seele beleuchten, die wir noch nicht kennen. Siehſt du, wie wir mit gelben Augen ins Feuer ſtarren und um uns heult der Wind ſeinen großen Geſang?

Yann, Yann!

Am Morgen fand ich einen Brief unter der Türe. „Hüte dich!“ ſtand darin.

Yann hatte nicht einmal ſeine Schrift verſtellt. Wie unvorſichtig, wenn man den Brief ſpäter bei mir fände? Ich zerriß ihn in kleine Stückchen und ſtreute ſie in den Wind. Dann aber begann ich nachzudenken.

Nein, Yann, es iſt genug! Du ſollſt wieder Ruhe haben. Ich will zu Roſſeherre gehen und mit ihr reden, und ich will zu dir gehen und deine Verſöhnung erbitten.

Yann wird ſich ja tot trinken und wir ſind trotz alledem Freunde.

XXXIV

Das war — wann war es? Vor drei Tagen. Heute aber iſt alles anders. Ich habe nicht mit Roſſeherre und Yann geſprochen, vielleicht hätte ich es doch tun ſollen.

Schon geſtern begann es, aber ich verſtand nicht. Wer ſollte auch ſo etwas denken?

Geſtern machte ich mich auf den Weg zu Noel um mit ihm wegen eines Bootes zu verhandeln, das er mir zum Kauf angeboten hatte. Ich kam an Jean Louis' Hütte vorbei. Soll ich hineingehen, dachte ich. Warum? Du haſt ja Zeit. Und ich ging nicht hinein.

„Da ſind Sie alſo wegen der belle femme?" ſagte der rote Noel und ſetzte mir wie gewöhnlich ſein Konzert von Schnäpſen vor. „He, Françoiſe, Antoinette — man muß Poupoul zu Freſſen geben! Ihr Hund frißt aus dem Zwetſchgenſack, haha, ſchadet nichts. Ein hübſches Boot, die belle femme! Sie haben ſich alſo entſchloſſen?"

„Ja, ich habe mich entſchloſſen."

„Sie wollen es alſo machen wie die andern?"

„Weshalb nicht?"

„Nun, Sie wiſſen ich bin Fiſchhändler, ich verpflichte mich Ihnen alle Fiſche abzunehmen."

„Schön.“

„He, Antoinette, Maria — man muß den Schuppen im Hafen aufsperren!“

Ich verhielt mich etwas bei Noel, ich hatte nichts zu versäumen. Der verrückte Gaston kam auf seinen geknickten Knien hereingesegelt und lud mich zu einem Glas Wein ein. Dazu aßen wir Käse, und den spendierte ich. Dann kam der Dorflump.

„Herr,“ sagte er, „geben Sie mir einen Franken und ich will Ihnen eine äußerst wichtige Mitteilung machen!“

„Pack dich!“ sagte ich. „Eine Tracht Prügel, wenn du willst!“ Der Dorflump grinste und entfloh.

Wir sahen uns die belle femme im Schuppen an.

Niemand hatte einen Bootsschuppen, nur Noel. Unter den bloßliegenden Pfählen wateten Buben umher und drehten die Steine um. Sie ergriffen die kleinen Krabben, die sich davonmachen wollten, an den Scheren, und den jungen Aalen, die sie fingen, schnitten sie sofort die Kehle durch.

Ich klopfte die belle femme ab. Sie war breit gebaut.

„Sie ist das schnellste Boot auf der Insel!“ sagte Noel.

Yann und Kedril hatten mir schon früher gesagt, daß die belle femme ein ausgezeichnetes Boot wäre. Sie

gefiel mir. Steuerbord mußte ein Steven neu eingesetzt werden, sonst war alles in Ordnung.

Wir einigten uns nach einigem Hinundherreden über den Preis. Ich unterbot Noels Offerte so unverschämt, daß ihn fast der Schlag rührte. Nun, ich werde dir nicht meine Louisdors in den Rachen werfen, Inselkönig.

In einer Gasse traf ich wieder den Dorflumpen. Er hatte mir aufgelauert.

„Herr!“ flüsterte er geheimnisvoll. „Geben Sie mir doch einen Franken, ich werde Ihnen eine wichtige Mitteilung machen.“

Ich lachte. So frech, zerlumpt und schmutzig sah er aus.

„Nimm dich in acht, Schmutzfink!“ rief ich und hob den Arm. Der Dorflump nahm die Mütze in die Hand und lief was er konnte.

Zu Hause vermißte ich Poupoul. Nun erst fiel mir auf, daß ich ihn, seit wir Noels Bar verlassen hatten, nicht mehr gesehen hatte.

Ich pfiff und blickte über die Heide. Aber der rasche dunkle Knäuel tauchte nirgends auf. Poupoul streunte. Er kam den ganzen Nachmittag nicht, erst spät abends kläffte er vor der Türe. Haha, alter Vagabund! In einer elenden Verfassung kehrte Poupoul von seinen Abenteuern zurück. Er hinkte und

blutete an mehreren Stellen zugleich. Seine Naſe war zerſchnitten und am rechten Hinterfuß hatte er eine ſchreckliche klaffende Wunde. Am Hals aber hing ein Stück von einem durchgebiſſenen Strick.

„Hoho, Poupoul, was haben ſie mit dir angeſtellt? Haben ſie dich feſtgebunden und du biſt durch ein Fenſter geſprungen?“

Poupoul winſelte und ſah mich beſchämt an. So ſchlimm war es ihm noch nie ergangen.

Ich wuſch ſeine Wunden aus, verband ſie, und nun lag Poupoul auf der linken Seite, die Pfoten von ſich geſtreckt und zitterte an allen Gliedern. Am andern Morgen machte er einen Verſuch aufzuſtehen. Aber er brach winſelnd zuſammen. Ich trug ihn vors Haus in die Sonne und ſtellte Waſſer vor ihn hin.

„Morgen iſt es ſchon wieder gut, Poupoul, bleibe hübſch liegen, adieu!“

Poupoul klopfte mit dem Schwanz, legte den Kopf flach auf den Boden und bereitete ſich geduldig auf ein langes Warten vor.

Ich ſprach im Dorf mit dem Zimmermann, dann ging ich quer über die Inſel nach Stiff und arbeitete den Nachmittag über bei Herrn Boucher. Als ich zurückkehrte war die Sonne im Begriff unterzugehen.

Ich fand Poupoul in genau derſelben Lage vor der Türe, wie ich ihn verlaſſen hatte.

„Hallo, Poupoul!“

Aber er regte ſich nicht. Er lag, die bandagierten Pfoten von ſich geſtreckt, und der Wind ſpielte in ſeinen Haaren. Ich kauerte mich nieder und ein paar Fliegen ſummten auf. Ich berührte Poupoul — er war ſteif und hart. Poupoul war tot.

„Biſt du geſtorben, mein Hund, und ich bin nicht bei dir geweſen?“ fragte ich leiſe.

„Biſt du geſtorben, mein Hund!“ rief ich.

Ja, Poupoul war tot.

Ich ſtand auf und ſah über das Meer.

Vielleicht hätte ich ihn retten können, wenn ich dageweſen wäre? Wie merkwürdig, er war an dieſen unſcheinbaren Wunden geſtorben.

Ich ging ein paar Schritte, um meinen Schmerz zu vergehen, dann kehrte ich zurück. Ich ſetzte mich auf den Stein vor der Türe und ſah Poupoul an. Der Wind fegte und jammerte hoch in der Luft. Das Meer wogte wie Feuer. Zwiſchen den mächtigen Schollen treibender ſchwarzer und glühender Schlacke züngelten die hellen Flammen empor. Das Meer brannte bis zum Grunde. Eine breite purpurne Lohe wälzte ſich vom Horizont her übers Meer, der Himmel war bedeckt mit Qualm, rot vom Widerſchein, und ſpiegelte

gespenstisch die Feuersbrunst da unten wider. Auf dem brennenden Meere zog ein großer Ostasienfahrer und zerschmolz. Seine Verdecke zerrannen, die Maste und Rahen tropften herab und sein dicker Kamin wurde rings vom Feuer zerfressen. Eine dicke, pechschwarze Rauchwolke stieg aus ihm empor —

Ich saß und sah Poupoul an. Meine Augen wurden trocken in den Höhlen.

„Poupoul, mein Kamerad!“ sagte ich und kniete nieder und küßte ihn zwischen die Augen.

Da machte ich die Entdeckung, daß er eine dünne Schnur um den Hals hatte, und meine Hände wurden ganz schwach. Es war eine Schnur, wie man sie zum Fischen benützt, es war eine Schlinge —

Man hatte Poupoul ermordet!

Ich erhob mich und erbebte vor Schmerz und Wut.

„So seid ihr! Das seid ihr!“ schrie ich und schwang die Fäuste gegen das Dorf. Da erblaßte ich.

„Yann! Yann!“

Warum hast du mir das angetan, Yann! Weil Poupoul dich neulich verriet, du Wegelagerer? Deshalb? Yann, weshalb hast du nicht mir die Schlinge über den Kopf geworfen, ich hätte mich wehren können, aber dieser da —

Poupoul hatte ja wohl noch die Hand geleckt, die ihm die Schlinge um den Hals legte, hatte gebellt

und gewedelt vor Vergnügen, weil jemand zu ihm herauskam, da er so allein dalag.

Ich ging ins Dorf. Wo ich dich auch finde, Yann, ich werde dich an den Schultern packen und zu Boden schleudern, ich werde dich an der Kehle fassen und dir mit der Faust das Gesicht zerschlagen, bis du still bist, hüte dich, ich komme!

„Ist Yann an Bord!" fragte ich, steif und blaß.

„Nein, Yann ist an Land."

„Wo ist er?"

Sie lachten. Wie sollten sie wissen, wo er sei?

„Jean Louis, guten Abend, ist Yann nicht bei dir?"

„Yann, hühü — nein, mein Freund."

„Chikel, hast du Yann gesehen?"

„Nein!"

Yann, Yann, wo hältst du dich verborgen? Heraus mit dir!

Es wurde dunkel. Das Dorf lag friedlich da mit seinen spärlichen Lichtern. Der Lichtkegel Creachs fegte heran und die Silhouette der Dächer hob sich scharf und schwarz davon ab, dann versank alles in Dunst und Nebel, Häuser, Lichter, und der Lichthieb flog über mich hin und blendete mich. Und wieder lag das dunkle Dorf friedlich mit seinen blinzelnden Lichtern da.

Ich kehrte wieder nach Sturmvilla zurück. Fliegen summten über Poupouls Leichnam. Ich nahm ihn

auf den Arm und trug ihn hinab zum Meer. „Du haſt ja immer auf dem Meer gelebt, Poupoul," ſagte ich. Poupoul war ſteif, als ob er ausgeſtopft wäre. „Lebe wohl, mein Kamerad!"

Poupoul trieb. Er ſchwamm langſam hinaus, dann aber kam er in einen Strudel und verſchwand. Eine Welle ſchoß heran und als ihr Giſcht zerſtoben war, lag Poupoul wieder vor mir.

„Nun, lebe wohl, Poupoul, es muß ja doch ſein!"

Merkwürdig! Ich verſuchte es an drei, vier Stellen, immer wieder kam Poupoul zu mir zurück.

Da nahm ich ihn wieder auf den Arm, triefend naß wie er war, und trug ihn quer über die Inſel. Er war ſchwer und ich keuchte.

Im Oſten waren Meer und Himmel blauſchwarz, im Weſten kupferrot. Eine kleine braune Mondſichel ſtand über der Inſel und der Wind fegte.

Wo die Klippen ſenkrecht abfallen, warf ich Poupoul ins Meer. Ich ſah wie er auffiel, ich hörte es. Nun konnte er nicht mehr zurückkommen. Er rollte an den Klippen entlang, dann packte ihn der Strom und er verſchwand.

Ich begleitete ihn auf ſeiner Fahrt, bis ich zur Markoniſtation kam. Hier trat ich ein.

„Nehmen Sie Platz," ſagte Herr Boucher liebenswürdig, „wie ſehen Sie aus?"

„Danke," erwiderte ich, „ich will ſtehen, mein Hund iſt geſtorben."

„So ſo, Ihr Hund iſt geſtorben?"

„Ja!"

Ich ging wieder. Ich ſetzte mich auf einen Stein und blickte hinaus aufs Meer. Pechſchwarz lag es unter dem ſchwarzvioletten Nordhimmel, ſchrecklich leer und öde. Dort draußen reiſte Poupoul und die Wogen ſpielten mit ihm.

Ich kam erſt ſpät nach Hauſe. Ein paar Stunden hatte ich bei Poupons Schlucht auf Yann gewartet. Er war nicht gekommen.

In meiner Hütte war es einſam. Der Regen praſſelte über das Dach und tropfte durch die Riſſe und ich dachte an Poupoul.

„Erinnerſt du dich, mein Freund, wie wir uns kennen lernten? Das war drüben an der Küſte. Du hieltſt mich mit deinen ſcharfen Zähnen am Bein feſt, ohne zu beißen. Das gefiel mir! Erinnerſt du dich, wie ich deine Treue prüfte und mich beim Schwimmen ſtellte, als ob ich ertränke — du aber haſt nicht gezögert und ſprangſt augenblicklich ein Stockwerk hoch ins Meer um mir beizuſtehen."

Tip — tiptip — der Regen tropfte und telegraphierte wirre ſinnloſe Worte, hinter denen eine ſchreckliche Bedeutung zu lauern ſchien. Der Wind fegte draußen

— und horch: kläffte nicht ein Hund in der Heide? Ich richtete mich auf. Schreie waren draußen in der Nacht, Schreie einer mörderiſchen Luſt und das ſchrille Lachen Gemarterter. Das Blut gerann in meinen Adern und ganze Teile meines Körpers waren wie gelähmt.

Nein, hier gefiel es mir nicht. Ich ging hinaus und legte mich unter einem Felſen ſchlafen.

XXXV

Es kamen ein paar elende Tage.

Der Wind fegte und fegte. Er kam aus einem Wolkenloch im Nordweſten und fuhr dahin, eiſig kalt und dicht über dem Boden.

Zu Hauſe gefiel es mir nicht. Ich trieb mich im Dorf umher, ich telegraphierte mit Herrn Boucher, ich war überall. Ich konnte dieſe namenloſe Schändlichkeit nicht verwinden! Yann war ja im Grunde ſeines Herzens ein guter Burſche, das wußte ich. Wie hatte er es nur tun können? Sprich, Yann! Aber ſchließlich — was war ihm mit ſeiner naiven Roheit ein Hund?

Der Wind fuhr kalt und heulend dahin und die Inſel war nichts als ein öder ſeelenloſer Schutthaufen, auf den das Meer von allen Seiten mit Äxten und Spitzhacken einſchlug, um ihn aus dem Weg zu räumen. Ich fror.

Ich ſah hinaus übers Meer. Es winkte und lockte, daß es mir faſt den Atem benahm. Was willſt du? was willſt du von mir —?

Weit draußen zog ein Dreimaſter mit naſſen, ſchweren Segeln. Ich ſah ihm nach. Die Sonne des Äquators wird auf ſie herabbrennen und die Haare werden ihnen an-

kleben am Pech des Decks, wenn sie schlafen. Der tropische Regen wird fallen und sie werden bis an die Knie im lauwarmen Wasser waten. Sie werden in der Windstille festliegen und tausendmal am Tage den Horizont absuchen. Sie werden singend im Kreise gehen und die schweren Segel in die Höhe winden und vor dem Sturme fliegen. Sie werden den Albatros fangen mit der Angel und der große, plumpe Vogel wird vor all den lachenden braunen Gesichtern hilflos auf dem Deck stehen —

Ich stand auf.

Plötzlich stand der Dreimaster draußen in hellen Flammen. Aber in Wirklichkeit brannte nicht er, sondern mein Herz hatte sich plötzlich entzündet und Feuer in meine Augen geschleudert. Ich spürte einen Schmerz, als ob meine Brust in zwei Stücke zerrisse. Weißt du, was das ist?! Das war die Sehnsucht nach da draußen!

Laß uns gehen! Laß uns in die Wälder gehen, die kein Ende haben und rauschen, laß uns zu den Schneefeldern im Norden gehen, wo keine Sonne ist — einerlei, in die Hölle, wenn du willst — aber laß uns zu neuen Dingen gehen!

Und ich stieß einen Schrei aus, der weit über das Meer klang.

„Hören Sie, Noel, ich möchte den Kauf der belle femme rückgängig machen.“

„Sie wollen die belle femme nicht nehmen?"

„Nein, ich reise."

„Sie reisen?"

„Ja. Ich bin gerne bereit Ihnen eine Entschädigung zu zahlen."

„O, so nötig habe ich das Geld ja nicht, wie? Wenn Sie reisen wollen, was sollen Sie da mit der belle femme anfangen, nicht wahr?"

Aber ich reiste nicht von heute auf morgen ab. Yann sollte nicht auf den Gedanken kommen, daß ich aus Furcht vor ihm die Insel verließ. O nein! Wir waren uns ja nun gegenseitig manches schuldig und ich liebe klare Rechnung.

Vier Nächte lang hockte ich über Poupons Schlucht und wartete auf Yann. Da saß ich und fror. Der Wind fegte, Creachs Lichtblitze flogen über mich hin. Ich rauchte die Pfeife und hielt die Hand darüber, damit der Wind nicht den Tabak aus der Pfeife reißen konnte. So wärmte ich mich auch.

Habe ich dir nicht geschworen, daß ich jeden Abend hier sein werde, Yann? Wo bleibst du so lange, heran, Yann — hier bin ich —

Die Stunden gingen. Houhuuho — heulte der Wind und eine Stimme flog in der Höhe dahin: hiihiii — Zuweilen tutete eine Felsenspalte. Auf dem Meer draußen zog ein Postdampfer, wie ein Feen-

ſchloß ſah er aus mit ſeinen vielen Lichtern. Ich ſaß und wartete.

Sobald aber etwas in der Heide ſcharrte und kratzte, ſtellten ſich die Haare auf meinen Poren in die Höhe. Drohende Stimmen waren im Wind und ich lauſchte mit verhaltenem Atem. Plötzlich kam ein ſchreckliches weißes Geſpenſt auf mich zu galoppiert. Ich ſchwöre, daß ich mich in dieſem Augenblicke aufblähte wie ein Stachelſchwein und das weiße Geſpenſt mit den Blicken durchbohrte. Es war ein Stück Papier und ſchadete mir weiter nicht. Zuweilen pochte und hallte es unter mir. Die Schlucht roch wie ein alter Brunnen, faul und morſch, und es klatſchte und ſchabte da drunten, als ob ſich ein ſchwerer, naſſer Körper hin und her ſchiebe. Ein kalter Hauch traf mich — da war er! Das war Poupon, der Mörder, er zog an meinen Füßen, bohrte den Finger durch das Loch meines rechten Schuhes und ſchnaufte. Dann ließ er ſich wieder klatſchend hinabgleiten.

Obgleich ich aus einer Senſation in die andere fiel und meine Haut Fiſchſchuppen bekam, blieb ich ruhig ſitzen. Ich würde mich auch vorerſt nicht rühren, wenn Yann kam. Ich würde taubſtumm ſein, einen taubſtummen Pfeifenraucher ſollte er hier vorfinden, der über Poupons Schlucht in philoſophiſche Betrachtungen verſunken war. Yann ſollte Gelegenheit

haben ſeine Schuld einzukaſſieren. Dann aber — nun dann kam die Reihe an mich!

Zuweilen zog ich meine kleine Flöte aus der Taſche und blies ein Lied oder einen Triller.

Yann? Hörſt du nicht, Yann?

Einmal ſchlief ich ſogar ein. Aber da wurde ich durch einen Kanonenſchuß geweckt und erwachte. Meine Pfeife war hinunter gefallen. Nun, ich bin nicht der Mann, der nur eine Pfeife hat, ich habe Pfeifen in jeder Taſche. Alſo ſteckte ich eine andere Pfeife in Brand.

Yann?

Ich wartete ſtets vier, fünf Stunden. Ob es zu meiner Ehrenrettung genügt, weiß ich nicht. Mir genügte es.

Yann aber kam nicht.

XXXVI

Lebe wohl, Kedril, Pilot Nummer Eins! Wo iſt Jean Louis? Lebt alle, alle wohl!"

Die Fiſcher umringten mich und rieben ihre ſtacheligen Wangen an mein Geſicht. Wir küßten uns. „Daß du fort von uns gehſt —!" ſagten ſie und ſchüttelten die Köpfe. Ihre Hände waren hart wie Holz. Aber ihre Augen waren treu und herzlich. Kedril ließ es ſich nicht nehmen mich zum „Kommiſſionär" hinüberzurudern. Ich ſchenkte ihm eine Pfeife zum Andenken.

Die Matroſen zogen den Anker auf.

Da kam vom „Arbeiter" ein Nachen herüber und Yann ſtieg an Bord des „Kommiſſionärs". Ich ſtand am Heck und ſah ihn herankommen. Ich fühlte wie mir das Blut aus dem Geſicht wich, meine Hände in den Manteltaſchen krampften ſich zuſammen. Ich begann langſam zu wachſen —! Aber als mich Yann anſah, überkam mich eine heiße Mattigkeit. Yanns blaue Kinderaugen nämlich ſchimmerten voller Liebe. Es waren Yanns alte Augen, ſo wie ſie früher waren, und ſie entwaffneten mich augenblicklich. Yann trat auf mich zu. Er ſah ſchmutzig aus, auf der Stirn hatte er eine ſchreckliche blutige Schramme und das Weiße ſeiner Augen war immer noch blutunterlaufen.

„Du fährſt!“ ſagte er lächelnd und deutete mit den Blicken auf das kleine Paket, das ich unter dem Arm hatte.

Ich erwiderte nichts. Ich ſah ihn an.

Yann wartete eine Weile und ſah mir forſchend in die Augen, dann begann er von neuem: „Du denkſt vielleicht, ich hätte Poupoul umgebracht? Nein, ich war es nicht. Roſſeherre tat es.“

Ich öffnete den Mund. „Roſſeherre —?“

„Ja. Ich ſagte ihr: Poupoul hat mich verraten, er bellte. Darauf ſagte ſie: ſo, ſein Hund hat dich verraten. Sonſt ſagte ſie nichts. Aber zwei Tage ſpäter ſagte ſie zu mir: nun kann dich Poupoul nicht mehr verraten, Yann.“

Ich ſah Yann an und ein verächtliches Lächeln kam auf meine Lippen. Ich lächelte über mich. Sie iſt ein Kind, dieſe Roſſeherre. O, jawohl, meine Herrſchaften, hier ſehen Sie einen Menſchenkenner erſter Güte vor ſich! Ich werde eine Tournee unternehmen und mich mit einem Ring an der Naſe und einem Pfahl im Hirnkaſten gegen Entree ſehen laſſen!

Zu Yann aber ſagte ich mit einem vorwurfsvollen Blick: „Yann, ich wartete jede Nacht bei Poupons Schlucht. Weshalb kamſt du nicht?“

Yann ſah mich erſtaunt an. „Es ging ja kein

Boot hinüber," antwortete er, „wie konnteſt du da reiſen?"

Ich lachte laut auf. Ich lachte über mich. Alſo ganz grundlos waren mir die Haare zu Berg geſtanden — Yann war es gar nicht in den Sinn gekommen mir einen Beſuch abzuſtatten. Genug! Fort!

„Die letzten Tage waren die Hölle!" fuhr Yann fort und ſeine blutunterlaufenen Augen ſprühten und die Adern an ſeinem Hals ſchwollen an. „Dieſes Frauenzimmer machte mich verrückt. Hörſt du? Toll! Ich glaube, ſie iſt beſeſſen und hat mich behext. Das glaube ich! Neulich, in der Nacht — da konnte ich es nicht tun. Du haſt gepfiffen, du gingſt ſo arglos dahin. Deshalb. Nun, du reiſt, es iſt gut. Ich wußte nicht mehr, was ich tun ſollte. Und wir ſind ja doch Freunde, wie? Wenn ſie auch bei dir war, was liegt daran? Lebe wohl, mon très cher ami."

Yann ſtreckte mir die Hand hin und ſeine Augen ſchimmerten feucht. Ich ergriff ſeine Hand und wir ſahen einander lange in die Augen. Wir hatten uns gequält, recht und ſchlecht, wie Menſchen es tun müſſen, die einander näherkommen.

Dann griff Yann in die Taſche und zog die goldene Uhr mit dem Springdeckel heraus.

„Ein Glas mußt du dir einſetzen laſſen," ſagte er, „nimm doch! So nimm doch!"

Ich lächelte. Nein, niemals werde ich dieſe Menſchen verſtehen. Die Uhr aber nahm ich nicht.

„Ich will nichts beſitzen, was mehr als zehn Franken wert iſt, verſtehſt du, Yann?“ ſagte ich. „Etwas anderes vielleicht?“

Yann ſuchte in den Taſchen und gab mir ſein feſtſtehendes Meſſer.

„Ja, das kann ich brauchen, danke!“ Ich griff in meinen Rock und zog die kleine Flöte heraus. Ich gab ſie Yann.

„Merci!“ ſagte er. „Wieviele ſchöne Stunden — nun, lebe wohl! Vergiß mich nicht!“

Ich ſchüttelte den Kopf und drückte Yann nochmals die Hand.

Das Segel ſtieg.

Der „Kommiſſionär“ galoppierte durch die Bai. Wir hatten mehr Wind als nötig war. Um das „Kamel“ ſpielten ſchwarze kleine Enten und tauchten und überſchlugen ſich. Die Möwen ſaßen auf den Klippen und ihre Köpfe blendeten ſo weiß wie friſch mit Ölfarbe geſtrichene Knöpfe. An den Riffen ſaugte und atmete das Meer.

Wir durchquerten den Strom und der „Kommiſſionär“ ging auf den andern Bug über.

Dann paſſierten wir die verſteckte Klippenreihe, wo ich ſo oft mit dem Meerkönig gefiſcht hatte. Das

Meer donnerte und die Giſchtſchleier ſtoben in die Höhe. Da ſah ich ein kleines wohlbekanntes Segel, das in der ſchweren See pendelte. Es kam auf uns zu. „Jean Louis!“

Aber es war nicht der kleine Meerkönig, der im Boot ſaß. Eine weiße Haube tauchte unter dem Segel auf.

„Roſſeherre — ho! ho!“ ſchrien die Matroſen.

Das Boot ſegelte dicht an uns heran. Roſſeherre ſaß mit gebeugtem Rücken am Steuer, die Augen auf ihren Weg geheftet, die niedere Stirn in hundert kleine Falten gerunzelt. Sie ſah nicht auf.

Eine Woge hob das Boot in die Höhe und trug es fort. Im Nu war das kleine pendelnde Segel unſern Blicken entſchwunden.

„Dieſer Satan! Seht an!“ ſchrien die Matroſen und lachten.

Warum? Warum kamſt du heraus aufs Meer? —

Wie eine hohe violette Felſenburg mit zwei dünnen Türmen liegt die Inſel im Meer. Möwen umſchwirren uns und von den fernen Klippen her dringt ein feines feilendes Geſchrei.

Die hohe Felſenburg wird blau und ſinkt ins Meer. Nun iſt nichts mehr zu ſehen, nur Creachs dicker Kopf ſchwimmt am Horizont.

Da ſpürte ich einen Schlag im Herzen. Yvonne!

Gott ſtehe mir bei, ich hatte all die Tage nicht mehr an ſie gedacht, ich hatte ſie vollkommen vergeſſen.

Sonderbar iſt der Menſch.

Nun, Yvonne wird bald einen anderen Geliebten finden.

— — — — — — — — — — — — — — —

An der Küſte drüben traf ich Mathieu, L'honneur und Petitjean. Gott ſei Dank, ſie waren da. Ich glaube, ich hatte Tränen in den Augen, als ich ſie ſah.

„Da bin ich!"

„Ah, da biſt du!"

Wir zechten bis ſpät in die Nacht. Dann nahmen wir Abſchied. Ha, was iſt das? Das Meer war ſchwarz und ſchwarz war der Himmel. Am Horizont aber atmete ein Blinkfeuer, weiß, weiß, rot, und eine Lichtwindmühle warf ihre Flügel in die Höhe. Das waren Stiff und Creach.

„Lebt wohl, Kameraden! Und wenn ihr hinüberkommt nach Ösa, grüßt mir Amorik und ſeine Tochter, Yann und Jean Louis! Und vergeßt mir nicht Roſſeherre zu grüßen! Grüßt alle, alle!"

Zwei Tage ſpäter betrat ich in Cherbourg den großen Zwanzigtauſendtonnen-Dampfer. Die Sirene tutete, die Kapelle ſpielte auf dem Promenadedeck, en route!

Ich war in jämmerlicher seelischer Verfassung. Gleich am Anfang passierte mir das Mißgeschick den Oberſteward durch meine Stimme zu beleidigen. Ja, glauben Sie, verehrteſter Herr, daß ich erſt drei rohe Eier trinke, bevor ich es wage mich einer ſo hochſtehenden Perſönlichkeit zu nähern? Ich nahm den Mann ins Auge. Wie ſollte ich es anſtellen, dieſen Geſandtſchaftsattaché um eine anſtändige Kabine zu bitten? Glatt geleckt von der Zunge der Kultur ſtand er vor mir. Er kam mir ſchrecklich bekannt vor. Ich bertillonierte ſeinen Schädel. Ja, ich hatte ihn ſchon geſehen. Tauſendmal und allerorts. Es war das europäiſche Geſicht! Nichts anderes.

Ich ſprach kein Wort mehr. Ich nahm ein Fünffrankenſtück und ließ es in ſeine europäiſche Hand gleiten. Er verſtand augenblicklich und verbeugte ſich: mögen der Herr getroſt die heilige Ruhe dieſes eleganten Dampfkaruſſells durch ſeine Stimme entweihen —

In der Kabine prüfte ich den Teppich mit den Fingern und auch den Treppenbelag unterſuchte ich verſtohlen: Gummi! Yann, wo ſind wir? Elektriſche Brennſcheren, Dampfheizung, Blumenladen, Druckerei, Hotel à la Riz, he, ich war von der Peripherie der Ziviliſation direkt ins kochende Zentrum geſprungen. Der Dampfer war ſtill wie eine Kirche, nur da und

dort hörte man einen fürchterlichen Brüllhuſten: das war ich.

Ich ſtieg hinauf aufs Sonnendeck und lächelte verächtlich: ihr kleinſtes Rettungsboot war größer als das größte Boot, das wir auf der Inſel hatten. Es wehte. Nordweſtnord, Windſtärke acht, grobe See! Aber der Koloß regte ſich nicht. Er fuhr achtzehn Knoten in der Stunde und doch ſchien er vollkommen ſtill zu ſtehen und nur die ſchmalen Korridore wanderten. Das Meer lag tief unten, unſcheinbar und nichtig. Wir waren Durchreiſende, nichts ſonſt. Es wurde Abend und die Feuer des Kanals zuckten und wirbelten. Eine elende Fiſcherbarke zog an uns vorbei. Sie ſchlingerte und ſchlug aus und ſtieg.

„Hallo!“ ſchrie ich und ſchwenkte die Mütze.

Aber ſie beachteten mich gar nicht.

Und nun überkam mich die Erkenntnis, die nackte, ſchreckliche Erkenntnis: ich gehörte nicht mehr dazu! Die Wogen, der Wind, das ganze große Meer — ich gehörte nicht mehr dazu —

Ich ging in den Rauchſalon, legte mich in einen Klubſeſſel und nahm einen Whisky und noch einen. Dann kaufte ich die ganze Flaſche. Unſere zwei Geſtirne glühten jetzt über der ſchwarzen Inſel im lauten Meer —

Warum? Warum kamſt du heraus aufs Meer?

Da lauſchte ich: hörſt du die Maſchinen pumpen? Durch die Vibration hindurch, durch all die Stockwerke und Korridore hindurch, hörſt du das große Stahlherz pochen? Das war Europas Herz, Europas, woher ich kam! Und plötzlich ſtrömte die ruhige Kraft der Maſchinen, die da drunten unter mir ſangen, in mich über und erfüllte mich mit Stärke und unermeßlicher Zuverſicht. Ich goß mein Glas voll und ſummte mir ein Lied.

„Sei ruhig, mein Herz," ſagte ich zu meinem Herzen, „die Jagdgründe des Lebens ſind groß. Du wirſt ſie alle wiederfinden, Yann, Yvonne, Roſſeherre und Jean Louis, alle! Und auch Poupoul wirſt du wiederfinden, nichts iſt unerſetzlich!"

In der Nacht aber erwachte ich plötzlich. Der Dampfer knarrte wie Leder knarrt. Ich lauſchte. Da draußen war der Wind, das Meer, es waren Stimmen da draußen und ich verſtand ſie. Mein Herz krampfte ſich zuſammen.

„Lebt wohl, ihr Geliebten," ſagte ich und lauſchte auf die Stimmen, „lebt wohl, ich komme wieder!"

Ende

Druck der Spamerſchen Buchdruckerei in Leipzig.

Werke von Bernhard Kellermann

Ingeborg

Roman. Elfte Auflage. Geh. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Ein großer Zauberer hat ein Buch geschrieben, so süß und schön, daß, wer es liest, sterben muß. Alle lesen es, obgleich sie wissen, daß sie dann sterben müssen. (Ingeborg, Kapitel 88.)

Es ist noch nicht allzu lange her, daß Bernhard Kellermann mit seinem Erstlingswerk „Yester und Li" als eine neue Hoffnung des deutschen Romans begrüßt wurde. Rascher, als selbst die kühnsten seiner Propheten erwarteten, hat er den Wechsel auf seine Zukunft eingelöst — sein jüngster Roman „Ingeborg" stellt ihn mit einem Schlage in die erste Reihe unserer großen zeitgenössischen Erzähler. Man wird von diesem Buche sprechen, wie man einst von Peter Nansens „Gottesfriede" sprach — viele werden es als eine Erlösung preisen, viele als eine Affektation verdammen, die meisten aber werden es lieben müssen, dieses Buch der Liebe — auch wenn sie sich erst über mancherlei Hemmungen hinweg zu seiner tiefen Schönheit bekehrt haben sollten ... Für die Gegenwart ist „Ingeborg" jedenfalls ein gefährliches Buch. Es könnte in gewissem Sinne der „Werther" des 20. Jahrhunderts werden. Denn es ist süß und schön wie das wirkliche Buch der Liebe und — „ein großer Zauberer hat es geschrieben". (Bohemia, Prag)

Maßlos schön muß ich dieses Buch nennen. Ich habe vier Wochen daran genossen, so schön und schwer ist es an blühenden Wundern und quellenden Tränen. So schwer ist es an tiefem Leben, daß man Stufe um Stufe mitschreiten und Tropfen um Tropfen mitkosten muß, so voll ist es von Liebe und Blut aus einem großen, großen Herzen. (Münchener Zeitung)

Frauen und Jünglinge, leſet dies neue Buch — Ingeborg —, dieſen zweiten Roman von Bernhard Kellermann. Die Liebe lebt darin und die Romantik. Und der Wald lebt darin und alle Jahreszeiten. Wahrhaftig, ein närriſches Buch, aber weiſe und klug bei aller Narretei, denn die unerforſchlichen, unabänderlichen Lebensgeſetze ſprechen daraus. Jung iſt es, ganz jung-jung, und das Blut macht es unruhig, es fiebert von Liebe. In einigen Märznächten, als der Föhn vor den Fenſtern ſtürmte, habe ich es geleſen; mein Herz kam völlig aus dem Takt, und ich glaube nicht, daß der Föhn allein daran ſchuld war ... Mit einer kindlich zarten und zugleich unerhört verfeinerten Gabe wird hier von den heiligſten und beſten Dingen geſprochen. Von Gott, von der Liebe, vom Wald ... Ich will mich mit dieſem Buche nicht allein freuen. Jedem möchte ich es in die Hände drücken, der überhaupt noch einen Roman leſen kann. (Die Zeit, Wien)

Ganz trunken von Schönheit und Schmerz iſt das Buch. Es ſchlägt Töne an, die man ſchwer vergißt ... Selten iſt etwas Glühenderes und Sanfteres geſchrieben worden wie die Schilderung dieſer Liebe. Eine erhobene Sprache geht durch die Blätter des Buches, ohne doch uns der Erde zu entrücken ... Wenig und einfach iſt, was geſchieht, aber die Feinheit und Intenſität der Schilderung macht es zu einem Äußerſten als Seelenerlebnis ſowohl wie als Kunſt. (Der Tag, Berlin)

Der Tor

Roman Fünfte Auflage. Geh. 5 Mark, geb. 6 Mark.

„Yeſter und Li" war Kellermanns Lehrlingsverſuch, „Ingeborg" ſein Geſellenſtück, „Der Tor" iſt ſein Meiſterwerk, iſt ein Meiſterwerk ... „Der Tor" iſt das Buch eines außerordentlichen

Meisters. Und „was ist das Buch eines Meisters anders denn ein Gleichnis des Lebens? Wo man es öffnet, Wahrheit, Schönheit, tiefes Gleichnis und tiefes Geheimnis —" Ja, tiefes Geheimnis ist und bleibt uns die Schöpfung des Künstlers und ins Unergründliche fühlt sich versinken, wer ihr rätselratend ins Auge schaut. (Die Zeit, Wien)

Denn hier sind Menschen, eine Fülle Menschen, nicht nur scharf von einander geschieden und als Einzelgestalten deutlich in der Phantasie, sondern in Bewegung, im Zusammensein, im Gespräch und in einer Vielzahl von Aktionen. Ich sehe alle, die im Eisenbahnkupee den Selbstmord des Dienstmädchens erörtern — wie hört man das Laute ihrer Reden, die Heftigkeit ihrer Diskussion und Überzeugungssucht, das Rasseln und Knattern des Zuges übertönen! Der Liederkranzball, den fünf Kapitel umschließen, bleibt wie ein Erlebtes unverlöschlich in der Erinnerung: hier ist ein solcher Sturm, ein solches Getöse, ein solches Ineinanderspielen von Tätigkeiten und Gesprächen, von Trunk, Spiel, Streit und Hohn, ein solches Chaos bewegter Menschlichkeiten, aus dem die Gestalten des Helden und seiner Geliebten leuchtend hervortreten, ein solches Auf- und Abstürmen des lebendigsten Lebens, daß man im Lesen den Atem anhält, von der Fülle und Intensität einer ganz nahen Wirklichkeit bis an das eigene Fühlen wunderbar beherrscht ... Nicht Vergangenes erzählt dieser Dichter, wie alle vor und neben ihm: er trägt die Gegenwart. Sein Stil, knapp, rasch, ungeduldig, reißt hin. Kurze Sätze jagen hintereinander her, überstürzen sich, erleuchten und verdunkeln einander — dann wieder langsam hintereinander schreitend, lassen sie der Einbildungskraft Raum, das Bild, das sie halten, zu betrachten, das Gefühl, die unsichtbare Gottheit, der sie dienen, zu begreifen. Und wie sie dem Gefühl dienen! Jedes Wort, jeder Ausruf glaubt sich stark